

1

**BAND 1
NIBELUNGENFOREN
WORMS**

**ASSIMILIERT?
INTEGRIERT?
DISKRIMINIERT?**

MINDERHEITEN
IN
DEUTSCHLAND

HRSG. KURT E. BECKER



**WORMS
VERLAG**



Impressum

„Minderheiten in Deutschland“

ISBN 978-3-936118-23-0

1. Auflage 2011

Copyright © 2011 Worms-Verlag

in der Kultur und Veranstaltungs GmbH Worms,

Von-Steuben-Straße 5, 67549 Worms

Alle Rechte vorbehalten.

Minderheiten in Deutschland Assimiliert, integriert, diskriminiert?

NibelungenForen Worms Band 1

Herausgeber: Kurt E. Becker

Titel und Editorialdesign: Grillparzer Ludwigshafen

Layout und Druckvorstufe: Grillparzer und John Campbell

Druck: Heinrich Fischer Rheinische Druckerei GmbH,

Mainzer Straße, 173 67547 Worms

Die komplette Repräsentativ-Befragung zum Thema
„Einstellungen gegenüber Minderheiten in Deutschland“
findet sich unter www.nibelungenfestspiele.de

**ASSIMILIERT?
INTEGRIERT?
DISKRIMINIERT?**

**MINDERHEITEN
IN
DEUTSCHLAND**

HRSG. KURT E. BECKER

Assimiliert, integriert, diskriminiert? Minderheiten in Deutschland Eine Vorbemerkung

Ganz zweifellos: die Bundesrepublik Deutschland ist ein Rechtsstaat, der die Rechte von Minderheiten in den Paragraphen 3 und 4 des Grundgesetzes verankert¹. Wie in jedem anderen Land dieser Welt ist der aus den Paragraphen abgeleitete Rechtsanspruch eine Sache, eine damit einhergehende Rechtswirklichkeit jedoch eine ganz andere. Im Übrigen ist der Rechtsweg ohnehin immer die finale Lösung einer strittigen Frage und damit Ausweis des Versagens aller anderen Lösungswege innerhalb eines gegebenen Systems. Rechtsanspruch und Rechtswirklichkeit können insofern sinnvoll nur vor dem Hintergrund eines gesamtgesellschaftlichen und gesamtpolitischen Kontexts² verstanden und diskutiert werden. Speziell in Deutschland verleiht die historische Dimension durch den Holocaust der damit verbundenen Diskussion ein tragisch schweres Gewicht: Schuld und Verantwortung machen auch nach weit mehr als einem halben Jahrhundert seit dem Ende der Nazidiktatur Fremdenfeindlichkeit im Allgemeinen und Antisemitismus im Besonderen zu Themen mit allgegenwärtiger Brisanz, wie etwa die Brandstiftung im Haus der Demokratie in Zossen durch einen jugendlichen Neonazi im Januar 2010 belegt. Seit dem 11. September 2001 um 08.46 Uhr New Yorker Zeit wird jedes Gespräch in diesem Kontext darüber hinaus beschwert durch den von Mohammed Atta geführten Anschlag auf die Twin Towers in Manhattan. Nicht zu vergessen die Terrorakte fundamentalistischer Moslems in London, Madrid, Bali oder Djerba. Im Jahr nach der durch das Buch von Thilo Sarrazin³ losgetretenen Debatte um Fragen der Migration und Integration und in einer Zeit, in der sich einerseits der britische Premierminister gegen „Multikulti“ ausspricht, in Frankreich Roma ausgewiesen werden, und der türkische Ministerpräsident sich andererseits aus Anlass einer Deutschlandreise Ende Februar 2011 bei einer Rede vor seinen Landsleuten in Köln gegen die „Assimilation“ türkischer Staatsbürger verwahrt und ausdrücklich fordert: „Unsere Kinder hier müssen gut Deutsch lernen, aber sie müssen erst gut Türkisch lernen“, wird nun in Worms bei den Nibelungenfestspielen „Jud Süß“ aufgeführt, eingebettet in ein vielfältiges Rahmenprogramm auch um die Rezeptionsgeschichte des Stückes und begleitet von Symposien und Workshops zur Aufarbeitung dieses komplexen Themas, aber auch zur generellen Diskussion der „Einstellung gegenüber Minderheiten in Deutschland“.

Ein Bestandteil des Herangehens an das Leitthema zu Beginn der zweiten Dekade bei den Wormser Nibelungenfestspielen ist auch dieses Buch, in dessen Mittelpunkt denn auch folgerichtig eine Repräsentativbefragung zum Thema „Einstellung gegenüber Minderheiten in Deutschland“, deren Ergebnisse und Bewertung im gesamtgesellschaftlichen Kontext stehen. Eingeführt in die Auseinandersetzung mit dem Thema wird durch drei Fragen an Dieter Wedel, den Intendanten der Festspiele, sowie einen im englischen Original belassenen Text von Joshua Sobol, dessen Bearbeitung des „Jud Süß“-Stoffes die Grundlage der Wormser Festspiele 2011 bildet. Komplettiert wird dieser Band der „Nibelungen-Foren“ durch Erfahrungs- und Erlebnisberichte, sowie Bestandsaufnahmen von Angehörigen in Deutschland, speziell aber auch in Worms lebender Minderheiten – aus individuell persönlicher Sicht. Last not least wird das Thema aus sozialwissenschaftlicher, historischer und heilpädagogischer Perspektive untersucht.

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch der Wissenschaftlichkeit.⁴ Es möchte die generelle Wahrnehmung für ein komplexes Thema durch unterschiedlichste Sichtweisen sensibilisieren und möglichst viele Menschen wachrütteln in Anbetracht vielfältiger Gefährdungen unserer demokratisch verfassten Gesellschaft, die als Lebensform nur durch aktive Teilnahme ihrer Bürger und durch die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und damit Bürge des Gemeinwesens zu sein, überleben kann.

In genau diesem Sinne verantwortungsbewussten Bürgersinns verstehen sich auch die Beiträger dieses Buchs. Dafür gebührt ihnen Dank. Dank sei auch erstattet an Ilse Lang, Unternehmerin und Stifterin aus Worms und unermüdliche Initiatorin dieses Projekts, Petra Simon und Sascha Kaiser von der Nibelungenfestspiele gGmbH der Stadt Worms, Gunter Heiland, ehemaliger Kulturdezernent der Stadt Worms und Dr. Erika Mohri, Pfarrerin der Profilstelle Ökumene Worms-Wonnegau, Dr. Ulrich Oelschläger, Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Stella Schindler-Siegreich, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mainz und Worms, Volker Gallé, Kulturkoordinator der Stadt Worms, Dr. jur. Klaus Karlin, der uns die Türen zu wichtigen lokalen Beiträgern dieses Buchs geöffnet hat, Eberhard Grillparzer, der für die Optik des Buchs verantwortlich zeichnet, den Verantwortlichen im Druckhaus Fischer für Flexibilität und Entgegenkommen in vielerlei Hinsicht, und last, not least Marion Schwarz, meiner Assistentin, die bei der Projekt-Organisation und der Redaktion von Texten des Buches engagiert zu Werke gegangen ist.

Der Herausgeber, Ostern 2011

1 Art. 3 Grundgesetz: (1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich. (2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin. (3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Art.4 Grundgesetz: (1) Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich. (2) Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet. (3) Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden. Das Nähere regelt ein Bundesgesetz.

2 Aus europäischem Blickwinkel vgl. Toggenburg/Rautz: ABC des Minderheitenschutzes in Europa, Wien et al. 2010

3 Sarrazin, Thilo: Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen, Stuttgart, 18. Auflage 2010. Zur generellen Debatte siehe Deutschlandstiftung Integration 2010: Sarrazin. Eine deutsche Debatte, München 2010, sowie Hilal Sezgin (Hrsg.): Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu, Berlin 2011

4 Vergleiche dazu etwa die grundlegenden Forschungen Alphons Silbermanns aus den Achtziger-Jahren des letzten Jahrhunderts: Der ungeliebte Jude. Zur Soziologie des Antisemitismus, Zürich 1981; Sind wir Antisemiten? Ausmaß und Wirkung eines sozialen Vorurteils in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1982; Stichworte zur Emanzipation der Juden in Deutschland in: Josef Süß-Oppenheimer. Geschichte und Geschichten um eine historische Gestalt, herausgegeben vom ZDF, Mainz 1983; Juden in Deutschland 1985. Integriert oder diskriminiert? In: Menschenrechte, herausgegeben von Kurt E. Becker und Hans-Peter Schreiner, Landau 1985; zusammen mit Manfred Stoffers: Ausschwitz: Nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland, Berlin 2000. Seit 2002 vgl. die einschlägigen Forschungen des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld, zuletzt Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Deutsche Zustände, Folge 9, Berlin 2010; Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Deutsch-deutsche Zustände. 20 Jahre nach dem Mauerfall, Frankfurt a.M. 2009; Wilhelm Heitmeyer und Peter Imbusch (Hrsg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft, Wiesbaden 2005; last not least: Die Dissertation Aribert Heyders aus dem Jahr 2005: Vorurteile gegenüber Minderheiten in Deutschland. Ausgewählte Erklärungsansätze und empirische Analysen repräsentativer Daten. Aribert Heyder ist auch mit einem populärwissenschaftlichen Beitrag in diesem Sammelband vertreten.

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Ömer Bozkaya: 132
Gemeinsam Werte finden

Lea Faal: 140
Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Vural: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgür Gökce: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Inderin in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Haiti

Sousan Krüger: 210
Ich bleibe eine Perserin

Ayuk Ako: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Eigenes und Fremdes

Menschenrechte im Spannungsfeld von Mehrheit und Minderheit

Wer war bei einer Stammtisch-Diskussion über welches Thema auch immer nicht schon einmal nolens volens „Minderheit“? – konfrontiert mit einer Front der Ablehnung, der Aggression gar, wenn – am Stammtisch keine Seltenheit – etwa Alkohol im Spiel war. Meinungsfreiheit geht nur in der Außeralltäglichkeit der Theorie einher mit Toleranz. In der Praxis konkret gelebten Alltags ist die Grenze zwischen der Duldung einer anderen Meinung und der – zumindest latent – Gewalt affinen „Verteidigung“ einer eigenen Position fließend – unabhängig vom gesellschaftlichen System oder der konkreten Beziehungspsychologie der Gesprächsprotagonisten. Das eigentlich selbstverständliche Miteinander in der Diskussion oder im Gespräch wird schleichend oder abrupt zum Gegeneinander – des Einen gegen den Anderen, der Vielen gegen den Einen, der Mehrheit gegenüber der Minderheit. „Denn latente Vorurteile gegenüber Minoritäten, gleich, ob sie sich gegen Gastarbeiter, Kommunisten, Intellektuelle, Homosexuelle, Aussiedler oder Juden richten, enthalten einen zur Entladung neigenden Konfliktstoff, den es vordringlich zu bekämpfen oder zumindest zu reduzieren gilt.“¹ Alphons Silbermann, der Autor dieser Zeilen, 2000 im Alter von 90 Jahren gestorben, war homosexuell, intellektuell und - Jude, wurde von den Nazis verfolgt und nach seiner Rückkehr aus seinem australischen Exil zum Nestor der Antisemitismusforschung in Deutschland.

„Mehrheit“ beansprucht im Verhältnis gegenüber der „Minderheit“ in aller Regel sehr rasch auch „Mehrwert“, die schiere Quantität schlägt um in einen Qualitätsanspruch; die „Minderheit“ fühlt sich nicht selten ebenso rasch des Mangels an durchsetzungsstarker Quantität wegen „minderwertig“ - weniger wert: „mehr oder minder“ decouvriert sich in der konkreten Situation der Konfrontation von Mehrheiten und Minderheiten oft als existentielle Frage von „Sein oder Nichtsein“.

Das Thema ist nicht zuletzt Gegenstand des philosophischen Diskurses, seitdem Menschen begonnen haben, über sich nachzudenken. Und die „Psychologie“ dieser Verhältnisse ist letztlich die Geschichte des Menschlichen in nuce. Solange es in diesen „Verhältnissen“ beim bloßen Austausch von Meinungen bleibt, die Grenze der „political correctness“, ein terminus technicus, der sich in den letzten Jahren in unser Vokabular eingeschlichen hat, eingehalten wird, folgt die Kommunikation der Spur des Normalen, ist notwendige Bedingung der condition humaine. Das Normale, der Konsens freilich, ist eher die Ausnahme, der Konflikt die Regel, nicht selten mündend in der Krise oder gar im gewaltsam ausgetragenen Dissens.

Gesellschaftsverträge haben diesen anthropogenen Defekt oder „Perfekt“, je nach Perspektive, nicht beheben, allenfalls relativieren können. Immerhin aber liefert der Gesellschaftsvertrag die Grundlage des Streitens, der diskursiven Auseinandersetzung innerhalb des gesetzten Rahmens der Rechtsstaatlichkeit. Die Akzeptanz damit verbundener Werte ermöglicht die Entwicklung einer Streitkultur und definiert freilich auch deren Grenzen und deren Beschränktheit im Eigenen, wie etwa terminologische Krücken wie „Grundwerte“ oder „Leitkultur“ versinnbildlichen. Das Fremde kann zwar grundsätzlich verstanden, im besten Fall sogar respektiert werden, Akzeptanz aber kann es nur für das Eigene geben. Denn die Akzeptanz des Fremden bedeutet eben die Preisgabe des Eigenen, die Assimilation des Eigenen an das Fremde. Respektieren, verstehen, akzeptieren, anerkennen, jene Grundformen des positiven Bezugs zum Anderen, kann es nur in der Sozialsphäre des Eigenen geben. Soweit die Theorie. Vom Fremden wird praktisch Assimilierungsbereitschaft oder wenigstens Integrationsfähigkeit erwartet, sonst ist Diskriminierung auf der psychischen oder Desintegration auf der sozialen Ebene die Folge. Offen freilich bleibt in diesem Zusammenhang die Frage, inwieweit sich bei der in aller Regel durch einen Konflikt initiierten Integration des Fremden in das Eigene auch das Eigene wandelt. Und damit wäre die „Theorie des Eigenen“ quasi nolens volens in den Nebel der Realitätsferne entrückt. Durch die Integration wird das Fremde nämlich zum Eigenen, und das Eigene gleicht sich somit auch an das Fremde an.² Jede Entwicklung des Eigenen, jeder kulturelle Wandel erklärt sich aus der diesem Phänomen eigenen Dialektik. Ohne deren konfligierende Dynamik wäre Starrheit und Verkrustung nicht zuletzt der Kultur eine zwangsläufige Konsequenz.

In oder trotz, vielleicht sogar wegen dieser Dichotomie von Eigenem und Fremden entwickelten sich die allgemeinen Menschenrechte.³ Nichts anderes nämlich als das ewige Spannungsverhältnis zwischen dem Einen und den Vielen, in „modernen“ Begriffen: dem Bürger und dem Staat verdichtet sich in der Menschenrechtsproblematik zur alles bewegenden Antriebskraft.

Wenn auch dieses Spannungsverhältnis zurückreicht bis zu den Anfängen menschlichen Existierens, so sind die Akzente doch noch nie so entschieden zugunsten des Individuums gesetzt worden wie in der Erklärung der Menschenrechte. Ja, die Menschenrechte erweisen sich als Anspruchsrechte des Einzelnen gegenüber dem Staat, mit einer Enthaltungsverpflichtung des Staates in der Konsequenz. Der Staat soll nicht einfach tun dürfen, was ihm beliebt, vor allem ist ihm der willkürliche Eintritt in die Freiheitssphäre seiner Bürger verwehrt. Diese Beschränkung staatlichen Zugriffs legitimiert sich durch ein Abheben auf den vorstaatlichen Charakter der Menschenrechte. Ganz im Sinne jenes berühmten Satzes von Rousseau gelten sie als angeboren, unmittelbar gründend in der Natur des Menschen. Die Staaten sind zu ihrer Anerkennung verpflichtet – ohne Ansehen der Person, der Herkunft oder der Rasse. Die Menschenrechte sind insofern individuelle Rechte, bezogen auf die als freie und gleiche

charakterisierten individuellen Personen. Und dies mit einer universalen Geltung. Der einzelne Mensch an sich als Mensch ist Träger dieser Rechte – über alle Begrenzungen hinweg.

Die allgemeinen Menschenrechte, wie wir sie hier verstehen müssen, sind Ergebnisse der aufklärenden Naturrechtslehren des 18. Jahrhunderts. Insofern eingebunden in den Prozess abendländischer Zivilisation mit seinen dominanten Komponenten Säkularisierung und Rationalisierung. Dem Mittelalter waren diese Rechte wesensfremd. Das hatte seine ständische Ordnung: Geburt, Gewohnheit, Umwelt banden den Einzelnen an seinen ihm spezifisch eigenen Stand und definierten damit auch seine Rechte. Es bedurfte geistiger Eruptionen und sozialer Umschichtungen ungeheuren Ausmaßes, damit sich der Boden bereiten konnte für dieses neue, abstrakte Recht des Menschen. Und es war denn auch gleich die französische Revolution, die den Anlass lieferte für eine erste Fundamentalkritik dieser neuen Menschenrechte. Unter Berufung auf das ältere, das klassische Naturrecht reklamiert Edmund Burke in seinen „Betrachtungen über die französische Revolution“ ein von der menschlichen Gesellschaft losgelöster Rechtsbegriff sei Utopie, der eigentliche, der wahre Naturzustand des Menschen finde sich in der menschlichen Gesellschaft. In der Tat lässt der Weg, den die auf die individuelle Vernunft hinzielenden allgemeinen Menschenrechte genommen haben, Edmund Burkes Einwand aus einer ganz praktischen Perspektive aktiver Teilhabe am politischen Leben stichhaltig erscheinen. Initiiert in einer historischen Situation euphorischer Selbstüberschätzung des Menschen war die Relativierung, zumindest die Modifizierung dieser allgemeinen Menschenrechte bereits im Entstehen vorprogrammiert. Denn der dem Individuum gottgleiche Allmacht suggerierende Höhenflug einer entfesselten Vernunft kam rasch wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Mit einer Bruchlandung. Weil der abstrakte, der sich selbst objektivierende Mensch der modernen Naturrechtslehre alle Sicherungen abgeworfen hatte, von einem sozialen Zufluchtsort nichts wissen wollte und schon gar nichts von metaphysischer Geborgenheit. Der Mensch nahm sich die Freiheit, selbst Ziel seines Wollens zu sein, mit dem Ergebnis, dass er diese Freiheit – zumindest im alten Europa – als Sicherung seiner privaten Ruhe missverstand.

In der aktiven Teilhabe an der *res publica*, wie sie die klassische Naturrechtslehre überliefert, liegt die essentielle Bestimmung auch dieser allgemeinen Menschenrechte, sollen diese nicht ausgehöhlt werden und nach Belieben usurpationsfähig. Die Einbeziehung jener Utilitäts-Philosophie des 18. Jahrhunderts in den Gehalt der allgemeinen Menschenrechte hatte zwangsläufig eine besondere Form des Nihilismus im Gefolge: Gleichheit verkommt zur gleichen Chance zum reich werden.

Es sind in der Tat sonderbare Wege, die die Menschenrechte eingeschlagen haben seit jenen denkwürdigen Erklärungen der Jahre 1776 und 1789, auch die UN-Deklaration von 1948 ändert an dieser Absonderlichkeit überhaupt nichts. Amnesty international, jene trotz Friedensnobelpreis noch immer einseitig eurozentrierte Menschenrechtsorganisation der

Idealisten, liefert auf Basis eines menschenrechtlichen Minimalkatalogs Jahr für Jahr eine Statistik des Schreckens, beredetes Zeugnis dafür, dass der Mensch ständig weltweit der Gefahr erliegt, sich zu entmenschlichen. Weltweit seien etwa 27 Millionen Menschen Opfer der modernen Sklaverei, schreibt „Der Spiegel“ in seiner Ausgabe vom 5. März 2011:

„Kindersklaven in Privathaushalten, das hat in vielen armen Ländern Tradition. Kinder sind praktisch. Ihre Persönlichkeit ist biegsam, das Wesen formbar wie eine Tonskulptur, die sich noch auf der Scheibe dreht.“

Und der Aufstand im Namen der Menschenrechte in der arabischen Welt und im Maghreb wird hierzulande quasi zu einer Fußnote von DSDS oder was auch sonst den Massengeschmack Befriedigendes über die Matsche flimmert. Diese in ihrer rationalen Abstraktheit äußerst fragilen Menschenrechte ertragen aber genau eines nicht: nämlich Gleichgültigkeit. Sie sind damit in der Tat diametral jener alles objektivierenden, gleichgültig machenden abendländischen Rationalität, die wir auf den metaphysischen Trümmern der Kirchen errichtet haben. Die Problematik der Menschenrechte weist deswegen zurück auf einen ganz bestimmten Zustand des Miteinander-Umgehens. Gefragt ist ein Ambiente konsensfähiger Moral, ein geistiges Klima, das die Zwischenmenschlichkeit fördert, die Bereitschaft miteinander respektvoll umzugehen, einander zuzuhören, Kenntnis zu nehmen vom jeweils anderen. Das Fremde in das Eigene mit einzubeziehen oder aber den Konflikt gewaltfrei auszuhalten. Denn diese abstrakt gedachten Menschenrechte werden nur durch konkretes Sich-Verhalten, ein hier und jetzt Handeln in einer bestimmten Situation ihrer metaphysischen Entrücktheit entkleidet und damit zur konkreten politischen, aber auch persönlichen Realität. Und damit auch zu einer soliden Basis der Annäherung des Fremden an das Eigene, zur Dynamisierung des Eigenen durch das Fremde. Das gilt auf der persönlichen Ebene genauso, wie es auf der Ebene großer gesellschaftlicher Entitäten im Falle von Mehrheiten und Minderheiten gilt. Indem ich mich mit meinem Mitmenschen, einem anderen Ich auseinandersetze, verändere ich mein eigenes Selbst. Und nichts anderes geschieht auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zwischen Mehrheiten und Minderheiten – in komplexen, viel dimensionierten Wirkungszusammenhängen.

Nicht zuletzt von diesen Zusammenhängen handelt dieses Buch. Einzelne, individuelle Persönlichkeiten, ihre Lebensentwürfe und ihre Schicksale, ihre Gedanken und Gefühle, ihre Freuden und Ängste, ihre ganz persönliche Sicht auf Welt und Mitmenschen, ihr Blick auf das Eigene, genauso wie auf das Fremde stehen im Mittelpunkt – getreu jenem von Richard Steel am Ende seines Beitrags zu diesem Buch sinngemäß reklamierten Grundsatz, nach dem das Individuum die kleinste anzunehmende Minderheit repräsentiert und damit ein ganz spezifisches Recht in seinem Sosein verkörpert, wie zu ergänzen wäre.

Einzelne Menschen, allesamt Vertreter von in Deutschland lebenden Minderheiten aus Worms und Umgebung, aber auch aus ganz anderen Teilen des Landes - im Falle Suzanne Granfars, einer Perserin mit deutschem Pass, und im Falle Gauri Blomeyers, einer Inderin ebenfalls mit deutschem Pass, auch aus internationaler Perspektive, da beide an vielen Orten dieser Welt lebten und leben - machen nicht zuletzt von ihrem Menschenrecht auf Meinungsäußerung Gebrauch, berichten - oft schmerzhaft offen - über sich, über ihr Leben, über ihre Familien, über ihre Herkunft, über ihre „Sozialisation“ in Deutschland, über ihre elementaren Erfahrungen und Eindrücke als Fremde unter Deutschen. Diese Erfahrungen sind mitunter leidvoll, häufig Angst besetzt, nicht selten sind Traumatisierungen die Folge latenter oder tatsächlicher Repression und Gewalt – die von einem Autor gewünschte Anonymisierung seines Beitrags legt beredtes Zeugnis tatsächlicher, befürchteter oder vermuteter Feindseligkeit ab. In ebensolchem Maße wird aber auch von Anerkennung, Erfolg und Bewährung berichtet, kurz: auch Freude ist wesentliches Element „fremden“ Lebens in Deutschland. Berufliche Erfolge und Karrieren stehen neben vielfältigen kommunalen, kirchlichen, institutionellen Engagements. Hakan Vural etwa, gebürtiger Türke, ist „stolzer“ Wormser, hat Karriere als Moderator und Produzent bei einem türkischen Fernsehsender gemacht und plant, deutscher Staatsbürger zu werden. Oder Lea Faal: Aramäerin aus der Türkei, in Coburg in einer Großfamilie aufgewachsen, seit rund einem Jahrzehnt in Worms lebend, dort seither in verschiedenen Institutionen engagiert, in ihrem eigenen Leben das Aramäische mit dem Deutschen harmonisch verbindend und froh darüber, dass ihre Kinder in einer „gerechten Gesellschaft“ leben dürfen. Ömer Bozkaya lebt fest im muslimischen Glauben, ist ebenfalls stolz, ein Wormser zu sein, derzeit Student der Steuerlehre an der FH Worms, ist ein nach gemeinsamen Werten Suchender. Özgür Gökce, Türke und Moslem, in einer großen privaten Bildungsorganisation verantwortlicher Schulleiter, lebt mit Frau und Kindern in harmonischer Balance in und mit zwei Kulturen. Sousan Krüger, seit 1976 in Deutschland lebend, mit einem Deutschen verheiratet, deutsche Staatsbürgerin, vielfältig in ihre kommunale Umgebung integriert, legt letztlich dennoch Wert darauf, „Perserin“ zu sein. Auch Suzanne Granfar, in Hamburg geboren, deutsche Staatsangehörige, ist in erster Linie Perserin und fühlt sich in New York, London, Paris oder Haiti heimischer als in Deutschland, macht aber auch deutlich, dass Fremdenfeindlichkeit nicht nur ein deutsches Phänomen ist. Gauri Blomeyer, gebürtige Inderin, mit einem Deutschen verheiratet, leidet letztlich unter ihrer deutschen „Sozialisation“ in der Familie ihrer Schwiegereltern speziell genauso wie unter „dem“ Deutschen generell. Sie macht die Erfahrung des Angespucktwerdens genauso wie Ayuk Ako, Medizininphysikerin aus Kamerun, ebenfalls mit einem Deutschen verheiratet. Als schwarzhäutige Afrikanerin wird sie von latenter Gewalt quasi auf Schritt und Tritt verfolgt, begleitet von der beständigen Angst vor Übergriffen. Nicht zuletzt aus diesem Grund bleibt ein Beiträger dieses Buches anonym.

Die individuellen Beiträge sind in ihrer Authentizität ausnahmslos überzeugend und heben das Buch in den Rang von *Confessiones* – jeder für sich, jeder auf seine Art, jeder spezifisch wach rüttelnd, das „Eigene“ durch das „Fremde“ hinterfragend: Lektionen für die, die (noch oder wieder) lernen wollen und können. Wie sagt Nietzsche in „Menschliches Allzumenschliches“, dem psychologischsten seiner Bücher: „Daß der andere leidet, ist zu *lernen*: und vollständig kann es nie gelernt werden.“⁴

An den Anfang des Buches gestellt wurden Fragen an den Intendanten der Nibelungenfestspiele und ein bewusst im englischen Original belassener Einwurf des Drehbuchautors. Thema: „Jud Süß“ - als Repräsentant einer Minderheit und warum es gerade heute relevant erscheint, sich dieser historischen Figur erneut zu widmen.

Der Mittelbau des Buches ruht auf sozialwissenschaftlichen, historischen und – auf den ersten Blick überraschend – heilpädagogischen Fundamenten. So kommt eine aus Anlass der Nibelungenfestspiele 2011 bei Psephos, einem Meinungsforschungsinstitut, in Auftrag gegebene repräsentative Bevölkerungsfragung zu dem alarmierenden Ergebnis, dass immerhin 85% der deutschen Bevölkerung der Auffassung sind, dass es hierzulande ein nennenswertes Maß an Diskriminierung von Minderheiten und Randgruppen der Gesellschaft gibt. Folgerichtig betrachten mehr als die Hälfte aller Deutschen die Frage der Integration als großes bzw. sehr großes Problem. Aribert Heyder stellt in seinem Beitrag, der thematischen Spur der Nibelungenfestspiele folgend, aus empirisch sozialwissenschaftlicher Perspektive die einschlägigen Begrifflichkeiten antisemitischer Vorurteile vor, ergänzt um Erkenntnisse aus ausgewählten empirischen Studien über antisemitische Einstellungen in der deutschen Bevölkerung seit dem Jahr 2004. Romani Rose, einer der Mitbegründer der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma und Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, erinnert an die Schrecken der deutschen Nazivergangenheit und macht deutlich, dass es noch immer keine Selbstverständlichkeit ist, dass Sinti und Roma als gleichberechtigter Teil der Gesellschaft respektiert werden – und zwar nicht nur in Deutschland. Richard Steel fragt nach der Stellung von Menschen mit Behinderung in dieser Welt und stellt den heilpädagogischen Ansatz der von Karl König begründeten, weltweit tätigen Camphill-Bewegung vor, die unter anderem in der Königsmühle nahe Neustadt/Weinstraße in der Pfalz einen Ort des Wirkens gefunden hat. Last not least berichtet Volker Gallé über Historie, aktuelle Lage und institutionelle Einbettung der Minderheiten in der Nibelungenstadt Worms.

1 Alphons Silbermann: Verwandlungen. Eine Autobiographie, Bergisch Gladbach 1989, S. 539

2 Das lehrt nicht zuletzt die Entwicklungspsychologie Jean Piagets, vgl. etwa: Einführung in die genetische Erkenntnistheorie, Frankfurt 1973; Psychologie der Intelligenz, München 1974; Theorien und Methoden der modernen Erziehung, Frankfurt 1974; Die Entwicklung des Erkennens III. Gesammelte Werke 10, Stuttgart 1975. Wie andere auch schlussfolgert Piaget mit großer Selbstverständlichkeit von der Ontogenese auf die Phylogenese. Und es scheint in der Tat reizvoll, die von ihm in die Entwicklungspsychologie eingeführten Begriffe Akkomodation und Assimilation auf die Entwicklung auch großer Strukturen zu übertragen, Gesellschaften etwa oder Kulturen. Denn die akkomodierende oder assimilierende Aneignung des Fremden macht den komplexen Prozess des Lernens und der Entwicklung verstehbar, auf Mikro- und auf Makroebene

3 Einige Passagen des folgenden Textes sind textgleich entnommen aus Kurt E. Becker: Menschenrechte. Eine fragmentarische Bestandsaufnahme, in Kurt E. Becker et al. (Hrsg.): Menschenrechte, Landau 1985

4 Friedrich Nietzsche: Menschliches Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister, in Gesammelte Werke, Bindlach 2005, S. 226

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Womour Lebenswirklichkeiten

Ömer Borkaya: 132
Gemeinsam Werte finden

Lea Faal: 140
Aramaisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Yural: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Gözur Gökeç: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Inderin in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland
Zwischen Hamburg und Hald

Susan Krüger: 210
Ich bleibe eine Perserin

Ayuk Ako: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

AutorInnenwerke 220

inhalt

„Jud Süß“ bei den Nibelungenfestspielen 2011

Drei Fragen an Dieter Wedel

Bei den Wormser Nibelungen-Festspielen erwartet der Zuschauer eigentlich einen Stoff, der mit den Nibelungen zu tun hat. 2011 aber bringen Sie „Jud Süß“ auf die Bretter vor dem Wormser Dom. Was hat Sie zu dieser Wahl motiviert?

Wedel: Ich war immer der Meinung, dass die Festspiele sich auf Dauer nicht auf ein einziges Thema beschränken dürfen. So großartig und vielschichtig die Nibelungendichtung ist, würde sie, wenn man sie jedes Jahr wiederholt, vermutlich irgendwann überstrapaziert. Andererseits dürfen die Nibelungen-Festspiele nicht beliebig werden. Also haben wir nach Themen gesucht, die ebenfalls mit deutscher Vergangenheit und mit der Geschichte der Stadt Worms zu tun haben. Joseph Süß Oppenheimer ist in der Nähe von Worms geboren, seine Lebensgeschichte, seine Visionen und sein tragischer Tod haben über Jahrhunderte Schriftsteller, Historiker und Filmemacher fasziniert. Ähnlich wie „Die Nibelungen“ wurde das Leben und Wirken des Joseph Süß Oppenheimer von den Nazis missbraucht, sein Wirken böseartig verzerrt und dämonisiert. Der Stoff ist ebenso Nazi-kontaminiert wie „Die Nibelungen“. Ich glaube, es ist an der Zeit, der Figur des Joseph Süß Oppenheimer die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er bei seinem Prozess nicht erfahren hat. Wo sonst könnte man sich mit einem Makel in der deutschen Geschichte besser auseinandersetzen als bei den Wormser Festspielen?

In Feuchtwangers Roman kommt der Württembergische Hofjude Josef Süß-Oppenheimer nicht unbedingt als Sympathieträger weg. Dazu dann noch der Propaganda-Film der Nazis. Fürchten Sie nicht, dass Sie bei den Nibelungen-Festspielen 2011 in Worms rechtsradikale Antisemitismus-Klischees bedienen könnten?

Wedel: Nein, im Gegenteil. Wir werden versuchen, Vorurteile zu entkräften. Natürlich war der Finanzmann Joseph Süß nicht nur ein Gutmensch, dann wäre er eine langweilige Figur. Er wollte Karriere machen. Er suchte für seine Geschäfte Rechtssicherheit. Dafür brauchte er in der damaligen Zeit die Verbindung zu einem herzoglichen Hof. Er gewann die Freundschaft des Herzogs, weil er wie dieser das Leben und die Frauen liebte, aber auch weil er den Herzog in seinen Plänen unterstützte, das Land zu verändern. Er entwickelte Visionen, die alle jene verstörten, die immer von vornherein gegen jede Veränderung sind. Die Zahl seiner Widersacher wuchs. Als sie ihm nichts anhaben und ihn keiner Straftat überführen konnten, verfielen sie darauf, ihn als Juden zu diskriminieren. Er war ein assimilierter Jude, nicht auf den ersten Blick als Jude zu erkennen, und darum in den Augen der ewig Gestrigen besonders gefährlich. Sie wollten seine Reformen verhindern, lenkten darum den Hass einer dumpfen Meute auf sein Judentum. Nach einem skandalösen Prozess versuchten die Richter nachträglich ihr Fehlverhalten zu entschuldigen, indem sie Josef Süß Oppenheimer zu „Jud Süß“ dämonisierten. Diese Verunglimpfung fand ihren Höhepunkt in dem Nazihetzmfilm „Jud Süß“.

Das ist eine sehr sachlich rationale Argumentation, mit der Sie Ihre Stoffwahl begründen und möglicherweise auch in Ihre Dramaturgie einfließen lassen. Lässt sich mit rationalen Argumenten rechtsradikalem Irrationalismus begegnen?

Wedel: Sie haben sehr sachlich rational gefragt, also habe ich versucht, ebenso zu antworten. Aber Theater soll ja in erster Linie unterhalten, wobei Unterhaltung nicht gleichzusetzen ist mit Zerstreuung. Theater versucht, die Zuschauer mitzureißen, ihre Gefühle anzusprechen. Es versucht, die Zuschauer dahin zu bringen, dass sie sich mit den handelnden Figuren identifizieren und – höchstes Gelingen – vielleicht sogar etwas von sich selbst begreifen.

Suess as the personification of a minority

The members of a minority feel and know the imperfections and the sicknesses of society much stronger than the members of the majority. Their need to repair those faults and failings is existential and sometimes has to do with their very survival. Therefore they give those failings and faults more thought than the members of the majority do.

Yet the members of the majority believe they know what is good for the entire society, and the members of the minority think they know it much better. Both the majority and the minority claim they want the country's good, yet for the members of the majority this means they have to retain the power and stay the majority, whereas for the members of the minority it means the entire opposite.

Therefore the minority hopes to become a majority, and the majority is afraid of losing its status by becoming a minority. Hence the minority is full of hope, and the majority is full of fear. The hope of the minority is the fear of the majority. This fear is transformed into hate. The majority hates the minority and would like to see it disappear.

In order to perpetuate its status, the majority passes laws and enacts regulations that are all destined to defend its values. These values put together are given the status of supreme and absolute truth, in other words: they constitute a religion or an ideology raised to the sacrosanct status of a religion which all the members of the society have to revere.

The minority does not share the faith of the majority, but it is forced to respect the rules and laws imposed by the majority. It is also obliged to respect the prevailing religion or ideology imposed by the majority. Consequently the minority learns to *show respect* to manners and beliefs it does not respect. At the same time the minority cherishes a wish to get rid of the prevailing religion or ideology that helps the majority preserve its prerogatives. This way the minority develops a subversive mentality.

The subversive mentality of the minority gives birth to a subversive humour that treats the faith and the sacrosanct values of the majority as nonsense. The subversive character of the minority appeals to adolescents and youngsters of the majority who go through a rebellious phase of their individual development. Subsequently the majority feels that the minority subverts the youth. Subversive humour has an erotic savour, and the frightened majority interprets the subversive mentality of the minority as lechery. The members of the minority are portrayed as indulging in excessive and offensive lustfulness and sexual desire. Thus the majority tends to claim that the minority corrupts the youth by subverting the traditional values that are the pillars of society, and seducing the youngsters to indulge in sexual activity. The metastasis of this mythicizing of the minority by the majority is the accusation that the males of the minority seduce the young females of the majority, thus trying to beat the majority through the womb.

When the members of the minority prove that they are a productive element of society, that they are leading the scientific research and contributing to the flourishing of economy, the majority will hold up against them the accusation that they corrupt young females of the majority. In other words, the natural human attraction to the other sex that is accepted and even encouraged when exercised within the clan of the majority is totally condemned as a shameful crime when it is revealed that a member of the minority had sexual intercourse with a member of the majority.

At certain periods of crisis this so-called “sin” entails the capital punishment.

All these elements are at work in the “Suess case”, raising Suess to the status of a forerunner of modern and contemporary crimes of racism that majorities carry out against minorities all around the globe these very days. This is the case of public hangings of homosexuals and of the stoning of women who dare to be faithful to their true feelings of love in societies where the majority condemns those feelings and considers them as a subversive activity of satanic minorities that threaten to undermine the prevailing religion and values that give the majority its basis of power.

Vorbemerkung des Herausgebers:
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011 4

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Omer Bozkaya: 132
Gemeinsam - Werte finden

Lea Faal: 140
Animaisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 140
Integriert in Deutschland?

Rakan Yurak: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Ozgur Göke: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 170
Mein deutsches Abenteuer
Eine Indianin in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Haiti

Susan Krüger: 210
Ich bin(e) eine Person(in)

Ayuk Aka: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenkollektive: 220

inhalt

Einstellungen gegenüber Minderheiten in Deutschland

Ergebnisse der Repräsentativerhebung unter der deutschen Bevölkerung März 2011

Auf dem Spielplan der Nibelungen-Festspiele der Stadt Worms steht 2011 die Uraufführung des Stücks „Die Geschichte des Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß“. Das vom Intendanten der Festspiele Dieter Wedel gemeinsam mit dem israelischen Dramatiker Joshua Sobol erarbeitete Stück handelt vom Justizskandal um Joseph Süß Oppenheimer, der im 18. Jahrhundert als jüdischer Finanzier des Herzogs Karl Alexander von Württemberg dem Ränkespiel der Stände zum Opfer fiel und hingerichtet wurde. Im weiteren historischen Verlauf wurde die ganze jüdische Glaubensgemeinschaft des Landes verwiesen.

Kontaminiert ist dieser historische Stoff, seit ihn die Nationalsozialisten für ihre Hetz-Propaganda gegen die Juden missbrauchten. Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda - er schuf nach einer Formulierung des SPIEGEL (Nr. 47, 2010, S. 76) ‚die Marke Hitler‘ - initiierte mit „Jud Süß“ von Veit Harlan einen der damals erfolgreichsten Filme, persönlich beaufsichtigte er sogar die Filmproduktion. Am Schicksal des jüdischen Kaufmanns Joseph Süß Oppenheimer sollte in gängigen, das „Volksfeindliche“ schlechthin verkörpernden Klischees das Judentum allgemein diskreditiert werden. Ähnlich dem „Lied der Nibelungen“ haben die Nationalsozialisten die Legende des Joseph Süß Oppenheimer zur ideologischen Untermauerung und Rechtfertigung von Antisemitismus und Rassismus instrumentalisiert, auch mit dem Bezug auf den germanischen Mythos ebneten sie mental den Weg für Judenverfolgung und Holocaust.

Seit dem Mittelalter ist die Entwicklung der Stadt Worms eng mit der Geschichte der Juden auf deutschem Boden verknüpft. Schon früh war hier ein Zentrum jüdischen Lebens und jüdischer Kultur entstanden. So besitzt kaum eine andere europäische Stadt eine derartige Vielfalt bedeutsamer baulicher Zeugnisse einer reichen jüdischen Geschichte und Tradition aus zehn Jahrhunderten. Diesem Erbe fühlt sich die alte Kaiserstadt Worms in besonderem Maße verpflichtet.

Mit der Aufführung von „Die Geschichte des Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß“ greifen die Nibelungen-Festspiele 2011 ein seinerzeit genauso wie aktuell brisantes Thema auf und stellen es im Rahmenprogramm der Festwochen zur Diskussion: das Zusammen-

leben mit Minderheiten und die Probleme ihrer Integration. Nicht anders als früher birgt diese Fragestellung auch heute reichlich Konfliktstoff und bietet damit zugleich die Chance für einen dringend notwendigen Diskurs darüber, wie die deutsche Gesellschaft heute mit ihren Minderheiten umgeht.

Um hierzu aktuelles empirisches Datenmaterial zu liefern, wurde das PSEPHOS-Institut, Hamburg/Berlin, mit einer Repräsentativerhebung unter der deutschen Bevölkerung beauftragt und befragte zu dem Thema im März 2011 1.002 deutsche Wahlbürger/innen. Ergänzt wurde diese Studie um Intensivbefragungen (leitfadengestützte qualitative Interviews) von 25 Personen, die hauptberuflich oder ehrenamtlich zum Kreis der Kulturschaffenden zu zählen sind. Darunter stammte die Mehrheit aus dem Bereich der gestaltenden Kunst (Theater, Schauspiel, Film- und Fernsehproduktion, Grafik und Design), einige arbeiten als Autoren und Schriftsteller, einige im kunstpädagogischen Bereich, einige in den Medien. Zentrale Ergebnisse hieraus werden im Rahmen des vorliegenden Beitrags zur Erläuterung und Vertiefung der Befunde aus der quantitativen Erhebung mit herangezogen.

Konzept der Studie

Das Syndrom vorurteilsbehafteter Einstellungen wie Antisemitismus oder Rassismus lässt sich heute als Diskriminierung von Minderheiten im Wesentlichen als „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ beobachten und analysieren, wie es in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsansatz (GMF) des Bielefelder Soziologen Wilhelm Heitmeyer heißt, den auch die konzeptionellen Überlegungen zu der hier vorgestellten PSEPHOS-Befragung berücksichtigen haben.

Diskriminierung, so die zugrundeliegende Definition, äußert sich darin, dass einzelne Menschen oder ganze Gruppen, Fremde und Ausländer, aber auch Einheimische, für minderwertig gehalten und benachteiligt werden. Sie werden ausgegrenzt, herabgesetzt oder herabgewürdigt, und sei es auch „nur“ durch Bezeichnungen. Wer als Minderheit in unserer Gesellschaft zu gelten hat, dies festzulegen, war nicht Gegenstand der Untersuchung. Wohl aber die freie Assoziation, wen man subjektiv als eine Minderheit wahrnimmt, die besonders diskriminiert wird.

Das Konzept der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (GMF) umfasst sieben verschiedene Dimensionen, in denen sich derartige Einstellungen in Deutschland heutzutage zeigen. Allen gemeinsam ist die Ideologie der Ungleichwertigkeit, die als gesellschaftliche, politische und nicht zuletzt ökonomische Folge gleiche Rechte für alle in Frage stellt.

1. *Rassismus* (Abwertung anderer bei Höherwertigkeit der Eigengruppe)
2. *Fremdenfeindlichkeit* (als bedrohlich wahrgenommene kulturelle Differenz und materielle Konkurrenz zu Gruppen)
3. *Antisemitismus* (feindselige Einstellung gegenüber Juden und ihren Symbolen)
4. *Heterophobie* (Abwertung und Abwehr von Individuen oder Gruppen mit von der Normalität ‚abweichendem‘ Aussehen, Habitus und Verhalten)
5. *Islamophobie* (von Muslimen ausgelöste Bedrohungsgefühle und Ablehnung dieser Gruppe)
6. *Etabliertenvorrechte* (Vorrangstellung der Eigengruppe, gegen Akzeptanz der Gleichwertigkeit unterschiedlicher Gruppen)
7. *Sexismus* (Betonung der Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Sinne von männlicher Überlegenheit)

Angesichts des Schwerpunkts, den die Studie auf Minderheitengruppen wie ‚Ausländer‘ und deren Integration legte, wurden die Aspekte 4 *Heterophobie* und 7 *Sexismus* nicht weiter vertieft. Für die anderen Dimensionen stützte sich PSEPHOS gewissermaßen „eklektisch“ auf in vergleichbaren Studien bereits operationalisierte Fragestellungen. Quellen hierfür waren zum Beispiel die Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) von 1996 sowie 2006; das EUROBAROMETER 53 von 2009; das GFM-Survey von 2004; die Sinus-Milieu-Studie ‚Diskriminierung im Alltag‘ von 2009; die Studie der Friedrich Ebert Stiftung ‚Die Abwertung der Anderen‘ von 2011; sowie - als historisch älteste - die Studie von Alphons Silbermann ‚Sind wir Antisemiten? Ausmaß und Wirkung eines sozialen Vorurteils in der Bundesrepublik Deutschland‘ von 1982.

Wahrnehmungen und Vorurteile, Ablehnung und Toleranz, Ziele der Integration und Erwartungen an die Gesellschaft in Bezug auf die hier lebenden Minderheiten, all dies bildet die vorliegende PSEPHOS-Untersuchung nur aus der Perspektive der deutschen Bevölkerung ab, nicht jedoch aus Sicht oder Position der Betroffenen. Insofern dokumentieren die Ergebnisse eine aktuelle Bestandsaufnahme deutscher Selbsterforschung und Befindlichkeit. Dies ist - trotz der methodischen Einschränkung - gleichwohl relevant, weil die hier registrierte Wahrnehmung der aktuellen deutschen Situation, die Art der Forderungen an ein integriertes Zusammenleben, das Klima für den gesellschaftlichen Zusammenhalt spiegeln, über den nur durch gemeinsam getragene Werte, Normen und Zielvorstellungen eine friedliche Übereinkunft zu erreichen ist.

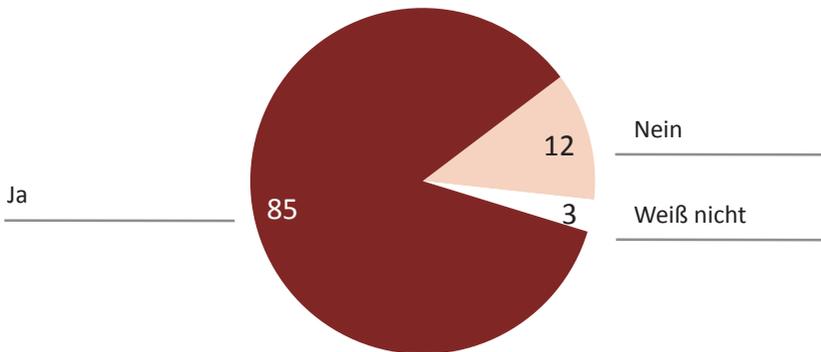
Ein zusätzliches Schlaglicht auf die Thematik wirft die begleitend durchgeführte leitfadengestützte Intensivbefragung von 25 Kunst- und Kulturschaffenden sowie Medienvertretern. Aus ihrer kulturellen Verantwortung heraus bewerten sie die Entscheidung der Festspielleitung, anlässlich der Nibelungen-Festspiele 2011 das Stück „Jud Süß“ uraufzuführen. Sie äußern sich zum gesellschaftlichen Klima gegenüber Minderheiten in Deutschland heute und zu der Rolle, die sie - aus ethischer Verpflichtung oder in ihrem künstlerisch-kreativen Schaffen - beim öffentlichen Diskurs um Toleranz im Zusammenleben mit Minderheiten einnehmen bzw. übernehmen sollten.

Wer wird in Deutschland diskriminiert und warum?

Diskriminierung findet statt in Deutschland, und dies nicht nur als Randphänomen - so lautet ein breiter Konsens unter der deutschen Bevölkerung. Unter der Vorgabe einer Begriffsbestimmung zu Beginn der Interviews, wonach „Diskriminierung“ bedeutet, dass „einzelne Menschen oder Gruppen benachteiligt werden, dass man sie für minderwertig hält, sie ausgrenzt oder herabwürdigt - sei es auch ‚nur‘ durch Bezeichnungen“, äußern 85 Prozent die Einschätzung, in unserem Land gebe es „ein nennenswertes Maß“ an Benachteiligung, Herabsetzung und Ausgrenzung sozialer Gruppen. 12 Prozent sehen das anders, sie teilen eine solche Bewertung der gesellschaftlichen Realität nicht. Diese Sichtweise ist zwar vergleichsweise häufiger insbesondere bei älteren Bürgern ab 65 Jahren und bei Rentnern anzutreffen (22 % bzw. 20 %). Aber selbst hier geben noch drei Viertel (je 75 %) eine kritische Zustandsbeschreibung ab.

Gibt es Diskriminierung in Deutschland?

*Was ist Ihre Einschätzung? Gibt es in unserer Gesellschaft in Deutschland ein nennenswertes Maß an Diskriminierung von Minderheiten oder Randgruppen?
(Angaben in Prozent - Tabelle 1)*



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Im Unterschied zum nahezu einhelligen Urteil der Gesamtbevölkerung dokumentieren die der Kulturszene und den Medien zuzurechnenden Befragten eine sehr viel komplexere Sicht auf das Thema Diskriminierung in Deutschland. Es gilt den meisten als relevantes Problem, aber man relativiert es nach diversen Aspekten. Hierzulande seien die Verhältnisse noch gut im Vergleich zu anderen Ländern, etwa in Osteuropa oder Frankreich und Spanien, in denen man größere Probleme mit Diskriminierung und Ausgrenzung wahrgenommen haben will. Aber auch in Deutschland selbst wandle sich die Problematik mit der Zeit, damit gerieten andere Gruppen in den Fokus, andere wachsen in Integration hinein. Es gäbe wohl Rechtsschutz für Minderheiten, die Praxis sähe aber oft anders aus.

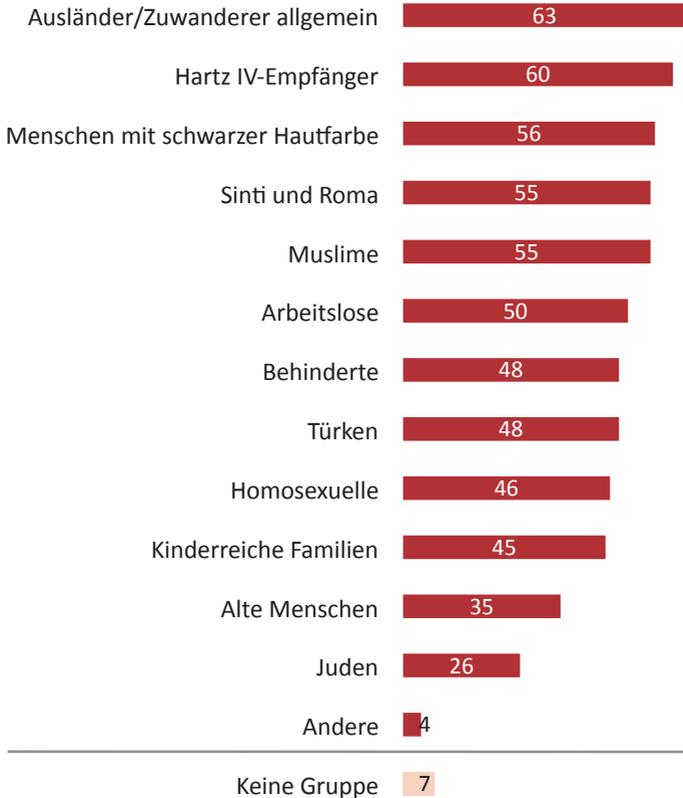
Festzuhalten bleibt: Der hohe Grad an Übereinstimmung in der Gesamtbevölkerung bei der Ausgangsfrage deutet nicht nur auf die Brisanz dieser Thematik für das alltägliche Zusammenleben hin, sondern ebenso darauf, dass sich Diskriminierung - im Meinungsbild der Befragten - in vielen Bereichen der sozialen Wirklichkeit und gegenüber vielen und verschiedensten Gruppen abspielt. Und hierbei ist es nun zunächst einmal ohne Belang, ob eine solche Einschätzung aufgrund eigener konkreter Erfahrungen (nicht notwendigerweise eigener Betroffenheit!), als Ergebnis einer selbstkritischen Reflexion, als angstbesetzte Projektion, vor der Folie eines sehr grundsätzlichen Gerechtigkeitsempfindens oder einer wie auch immer gearteten Melange mehrerer dieser Komponenten vorgenommen wird.

Die Wahrnehmung von Diskriminierung erstreckt sich - betrachtet nach der Häufigkeit der Nennungen anhand einer vorgegebenen Liste - zum einen auf „Ausländer und Zuwanderer allgemein“ (63 %), auf „Menschen mit schwarzer Hautfarbe“ (55 %), „Sinti und Roma“ und „Muslime“ (je 55 %) sowie „Türken“ (48 %).

Zum anderen sind es - ebenfalls mindestens von jeweils etwa der Hälfte der Befragten genannt - Gruppen mit vermuteter sozialer Benachteiligung: von Hartz IV-Empfängern (60 %) über „Arbeitslose“ (50 %) und „Behinderte“ (48 %) bis hin zu „kinderreichen Familien“ (45 %). Dass Homosexuelle weiterhin erheblichen Vorurteilen ausgesetzt sind, stellen 46 Prozent fest, und dass alte Menschen an den gesellschaftlichen Rand gedrängt werden, beklagen 35 Prozent. Antisemitismus in Deutschland sehen schließlich nur 26 Prozent als gravierendes Problem an - angesiedelt am unteren Ende der in der aktuellen Untersuchung ermittelten Rangliste wahrgenommener Diskriminierung gesellschaftlicher Gruppen.

Wer wird in Deutschland diskriminiert?

Ich nenne Ihnen nun einige Gruppen in unserer Gesellschaft. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob diese Gruppe als Minderheit in Deutschland Ihrem Eindruck nach diskriminiert wird oder nicht. (VORLESEN, MEHRFACHENNUNGEN MÖGLICH - Angaben in Prozent - Tabellen 2.1/2.2.)



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Im Vergleich der Altersgruppen gibt es dabei auffällige Nuancierungen in den Einschätzungen: Je jünger die Befragten, umso häufiger werden Ausländer all-gemein, speziell Türken, zudem Muslime und Menschen mit dunkler Hautfarbe als in Deutschland diskriminiert genannt (von den unter 35-Jährigen teilweise mehr als doppelt so häufig wie von den Ältesten). Wenn es hingegen um (deutsche) soziale Gruppen geht, dann machen die Jahrgänge von 35 bis unter 50 Jahren am häufigsten eine nennenswerte Benachteiligung in unserer Gesellschaft aus, insbesondere im Fall von Hartz IV-Empfängern (zu 74 %), Arbeitslosen (67 %), kinderreichen Familien (58 %), Homosexuellen (56 %) oder alten Menschen (49 %).

Die Älteren ab 65 Jahren liegen mit ihren Bezeichnungen von gesellschaftlichen Gruppen als benachteiligt generell klar unter den Durchschnittswerten aller Befragten und machen davon im Übrigen bei ihrer eigenen Altersgeneration keine Ausnahme (28 %).

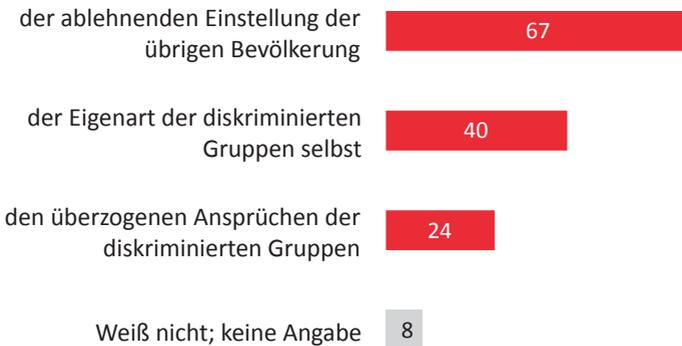
Angesichts der Vielfalt der seitens der Bevölkerung konstatierten Phänomene und betroffenen Gruppen von Diskriminierung muss eine generelle „Schuldzuweisung“, was als Ursache von Ausgrenzung anzusehen ist, sehr vage bleiben, gibt aber zu einem gewissen Grad Auskunft über gesellschaftliche Selbstreflexion. Zwei Drittel der Befragten (67 %), vor allem die Jüngeren, soweit sie Diskriminierung einzelner Gruppen in Deutschland feststellen, machen hierfür eine ablehnende Haltung der übrigen Bevölkerung, der „Mehrheit“, verantwortlich. Fast genau so viele (zusammen 64 %) sehen die Ursachen für Benachteiligung oder Herabsetzung aber (auch) bei den Betroffenen - sei es, dass es an deren „Eigenart“ (Aussehen, kultureller Hintergrund etc.) liege (40 %), sei es an deren „überzogenen“ Erwartungen (24 %), die sie als Minderheiten an die Gesellschaft richteten.

Ursachen für Diskriminierung

Woran liegt es vor allem, wenn Gruppen bei uns, in unserer Gesellschaft diskriminiert werden? Liegt es eher an der Eigenart dieser Gruppen selbst, eher an überzogenen Ansprüchen dieser Personen oder eher daran, dass sie von der übrigen Bevölkerung abgelehnt werden? (MEHRFACHNENNUNGEN MÖGLICH – Angaben in Prozent – Tabelle 3)

(NUR BEFRAGTE, DIE GRUPPEN NENNEN, DIE ALS MINDERHEITEN DISKRIMINIERT WERDEN; n=930)

Diskriminierung liegt vor allem an ...



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Die unverkennbare Ambivalenz bei der Erklärung des Phänomens „gruppen-bezogener Menschenfeindlichkeit“ durch die einheimischen Akteure selbst wird auch daran deutlich, dass jeweils die Hälfte bei beiden Positionen - „die Gesellschaft ist verantwortlich“ vs. „die Betroffenen sind selbst schuld“ - auch die Gegenposition teilt. So läuft die „Ursachenforschung“ bei insgesamt rund einem Drittel aller Befragten letztlich auf einen wechselseitigen Zusammenhang von „Ursache“ und „Wirkung“ hinaus.

Integration von Migranten - Defizite und Ziele

Die Diskussion um den Umgang mit Minderheiten in Deutschland konzentrierte sich zuletzt - forciert etwa durch die Debatte um die Thesen und die Buchpublikation von Thilo Sarrazin („Deutschland schafft sich ab“; 2010) - sehr stark auf das Thema Ausländer, auf Fragen der Integration von Migranten bzw. Bürgern mit Migrationshintergrund, hierbei schwerpunktmäßig mit Blick auf türkischstämmige Bevölkerungsteile und Personen islamischen Glaubens („Muslime“). So unbestritten in der gesellschaftspolitischen Diskussion grundsätzlich das Ziel einer Integration von Minderheiten auch ist, gerade bei großen Gruppe wie Türken oder Muslimen, so unterschiedlich sind auch die Ergebnisse, welche die Bundesbürger davon erwarten.

Integration in Deutschland: Was sollte das Ziel sein?

Zum Thema Integration: Was sollte Ihrer Meinung nach das Ergebnis von Integration sein?
(VORLESEN, MEHRFACHNENNUNGEN MÖGLICH – Angaben in Prozent – Tabelle 5)

Wer aus einer anderen Kultur nach Deutschland kommt, sollte ...



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Das von den Meisten (79 %) unterstützte Ziel ist der „politisch korrekte“ Minimalkonsens, demgemäß die nach Deutschland kommenden bzw. bereits hier lebenden Migranten „die gleichen Rechte und Pflichten“ wie die Deutschen haben und sich daran halten sollen. Von dieser - gewissermaßen eine Selbstverständlichkeit spiegelnden - Forderung abgesehen, setzt gut die Hälfte der erwachsenen deutschen Bevölkerung (53 %) auf Assimilation als gewünschtes Resultat von Integration: Migranten sollten „sich an unsere Sitten und Gebräuche anpassen und angleichen“ so die Forderung, die von Älteren ab 65 Jahren etwa doppelt so häufig (69 %) vertreten wird wie von der jüngsten Altersgruppe (35 %). Für gut ein Drittel (36 %) wäre es ein begrüßenswerter Stand von Integration, wenn Migranten „hier nicht weiter auffallen, auch wenn sie ihre heimatlichen Traditionen pflegen“. Von diesem quasi „Nicht-Verhältnis“ einer Duldung ist die Position weitreichender Toleranz klar zu unterscheiden, wie sie von den vergleichsweise wenigsten Befragten (23 %) angemahnt und als Resultat gelungener gesellschaftlicher Eingliederung befürwortet wird, nämlich die Freiheit für Zuwanderer, „so zu leben, wie sie selbst oder ihre Angehörigen es für richtig halten“ - ein Plädoyer für „Multikulti“ als zukunftsweisendes Gesellschaftsmodell.

„Multikulti“ - Bilanz und Perspektiven

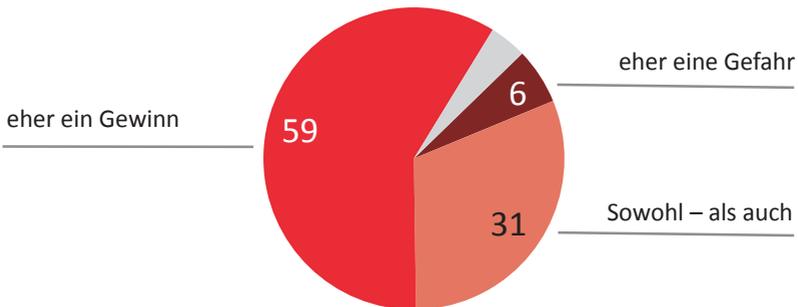
Bei dem Begriff „Multikulti“ im Zusammenhang mit der Integrationsdebatte ist offenbar Vorsicht, zumindest aber große Sorgfalt geboten. Denn unter dem „Zusammenleben von Deutschen und Ausländern aus anderen Kulturkreisen“, das 59 Prozent der Befragten eher als einen „Gewinn“ betrachten, verbirgt sich leicht ein tendenziell „folkloristisches“ Verständnis von Multikulti, das von der grundlegenden Toleranz weit entfernt ist, wie sie die oben erwähnten 23 Prozent als Integrationsziel einfordern. Eine kleine „Minderheit“ von 6 Prozent der Befragten sieht demgegenüber im multikulturellen sozialen Umgang dezidiert eine „Gefahr für Deutschland“, wohl auch genährt aus Xenophobie und/oder Furcht vor einem Verlust der eigenen gesellschaftlich-kulturellen Identität und dem damit begründeten Anspruch auf exklusive gesellschaftlich-ökonomische Teilhabe. Knapp ein Drittel (31 %) nimmt in dieser Frage eine unentschiedene, möglicherweise ausweichende Position ein, wonach Multikulti für Deutschland sowohl eine Gefahr als auch einen Gewinn darstelle.

Sensibilisiert reagieren die befragten Kulturschaffenden bei dem Reizbegriff Leitkultur. Die meisten sehen darin so etwas wie einen Angriff auf Autonomie und Pluralismus von Kunst und Kultur, die nicht unter ein Joch gezwungen werden darf. Man singt weit überwiegend das ‚hohe Lied der Unterschiedlichkeit‘, betont den Reiz, zwischen Kulturen zu wandern. So sprechen sich die meisten für Multikulti aus, wenige Stimmen relativieren aber auch diese Position und sprechen von der Notwendigkeit der Balance, der Toleranz auf allen Seiten, der Notwendigkeit, aufeinander zuzugehen.

„Multikulti“ – eine Gefahr oder ein Gewinn für Deutschland?

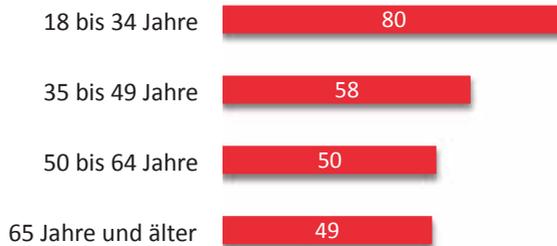
Ist das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern aus anderen Kulturkreisen eher eine Gefahr oder eher ein Gewinn für Deutschland? (Angaben in Prozent – Tabelle 9)

Das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern aus anderen Kulturkreisen ist für Deutschland ...



(An 100% fehlende Werte: ‚Weiß nicht; keine Angabe‘)

„Ist eher ein Gewinn“ (nach Alter)



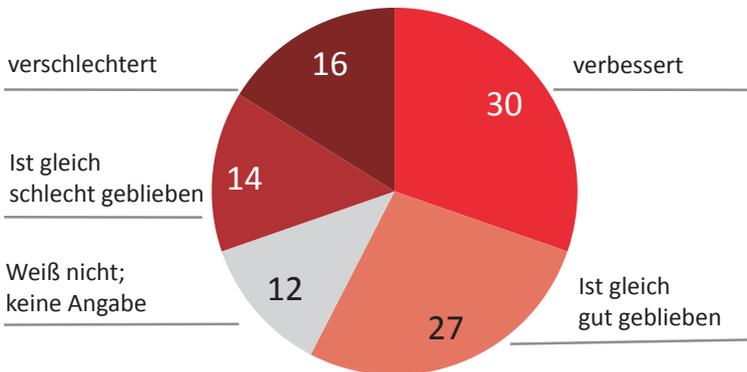
Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Mehrheitlich zieht die deutsche Bevölkerung aktuell eine positive Bilanz des Zusammenlebens mit Ausländern: es habe sich in den letzten vier, fünf Jahren „verbessert“, meinen 30 Prozent, und noch einmal fast ebenso viele (27 %) finden, das Miteinander von Migranten und Deutschen sei „gleich gut“ geblieben. Skeptisch äußern sich demgegenüber zusammen 30 Prozent, die zur Hälfte Verschlechterungen im Verhältnis zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen beklagen (16 %) oder die Situation als unverändert unerfreulich ansehen (14 %).

**Zusammenleben von Deutschen und Ausländern:
Verbessert oder verschlechtert?**

Hat sich Ihrer Beobachtung nach das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern im Laufe der letzten vier, fünf Jahre alles in Allem verbessert oder verschlechtert, oder ist es gleich gut oder gleich schlecht geblieben? (Angaben in Prozent – Tabelle 11)

**Im Verlauf der letzten vier, fünf Jahre hat sich
das Zusammenleben von Deutschen und Ausländern ...**



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Ob sich diese Einschätzungen dabei aus dem Nahbereich konkreter Alltagserfahrungen speisen, oder mehr aus einer Einordnung gesellschafts-politischer Entwicklungen und Debatten (bspw. die Sarrazin-Debatte, der Verlauf der jüngsten Islam-Konferenz von März 2011 etc.) herrühren, muss hier offen bleiben. Klar ist nur, viele Bundesbürger können hier mehr oder minder intensiv aus persönlicher Anschauung urteilen, denn 41 Prozent geben an, zu Ausländern privat regelmäßig Kontakte zu pflegen, weitere 33 Prozent kennen zumindest „einige wenige“ Migranten aus der Nachbarschaft oder dem eigenen Freundeskreis.

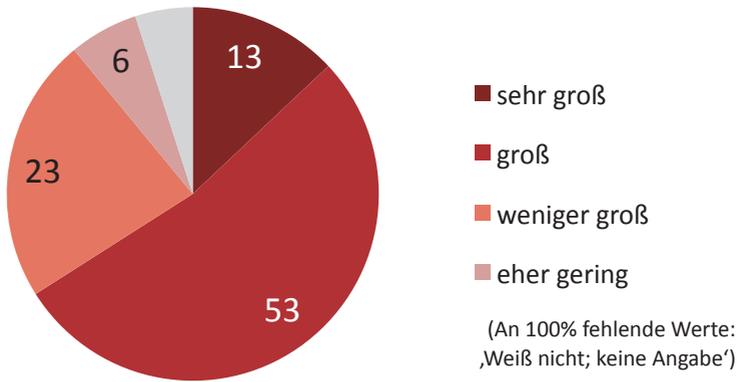
Integration: Konfliktpotenziale und Handlungsbedarf

Angesichts der weit auseinanderdriftenden Positionen und der häufig sehr emotional geführten Debatten in Deutschland um die optimale Gestaltung des Zusammenlebens von Ausländern, Menschen mit Migrationshintergrund und Einheimischen, verkennt die deutsche Bevölkerung das Konfliktpotenzial dieses Themas nicht: Zwei Drittel stufen die Konflikte in unserem Land um Fragen der Integration als „sehr groß“ (13 %) oder „groß“ (53 %) ein. Weniger als ein Drittel (zusammen 29 %) betrachtet die Situation eher gelassen.

Integration in Deutschland: Wie groß sind die Konflikte?

Wie groß schätzen Sie generell die Konflikte um Fragen der Integration in Deutschland ein?
Als sehr groß, groß, weniger groß oder eher gering? (Angaben in Prozent – Tabelle 6)

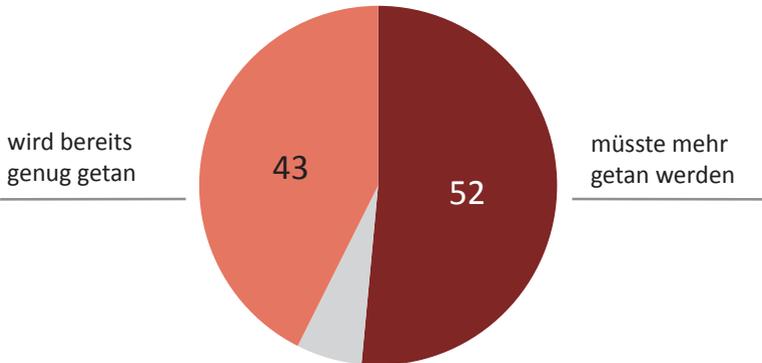
Die Konflikte um Fragen der Integration in Deutschland sind ...



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

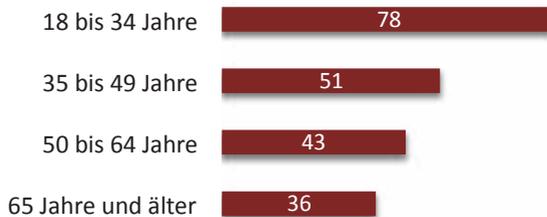
Integration in Deutschland: Handlungsbedarf?

Müsste in Deutschland mehr für die Integration von Ausländern oder Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund getan werden, oder kümmert man sich bereits genug darum? (Angaben in Prozent – Tabelle 7)



(An 100% fehlende Werte: ‚Weiß nicht; keine Angabe‘)

Es müsste mehr getan werden (nach Alter)



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

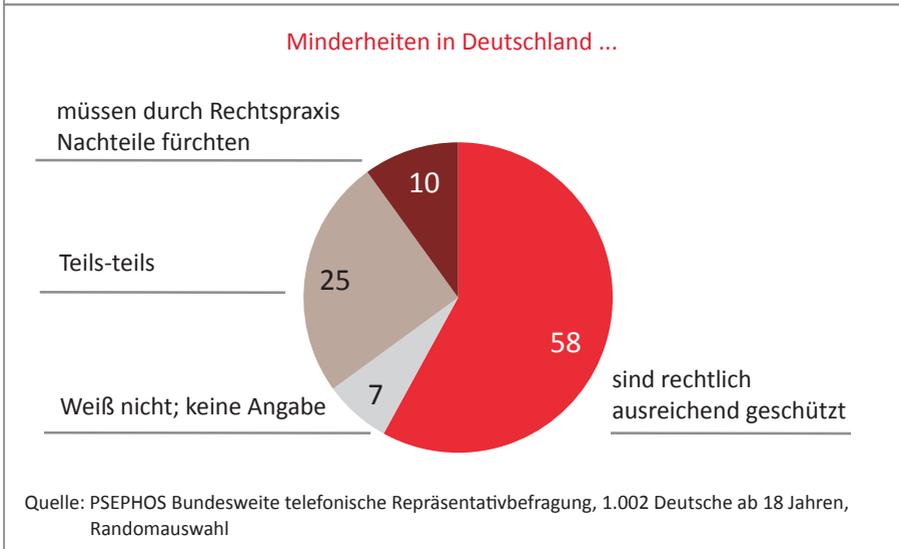
Geteilter Meinung sind die Deutschen jedoch über den gesellschaftlichen und politischen Handlungsbedarf, der sich aus dem Aufgabenfeld Integration in der aktuellen Situation ergibt. Eine knappe Mehrheit von 52 Prozent ist der Ansicht, für die Einbeziehung von Ausländern oder Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund müsse mehr getan werden.

Der anderen Hälfte (43 %) geht eine vermehrte Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu weit, „man kümmere sich bereits genug darum“, so lautet hier die Position. Mehr Engagement für Integration fordern vor allem jüngere Deutsche unter 35 Jahren (zu 78 %) - etwa doppelt so häufig wie Ältere ab 50 Jahren (43 % bzw. 36 %), die hingegen mehrheitlich (zu 51 % bzw. zu 54 %) die bereits stattfindenden gesellschaftlichen Aktivitäten in diesem Bereich als ausreichend empfinden.

Mehrheitlich - zu 58 Prozent - ist man in diesem Zusammenhang der Überzeugung, Minderheiten in Deutschland generell seien „ausreichend rechtlich geschützt“. Kleinere Gruppen von Befragten äußern hier jedoch Zweifel: So will ein Viertel (25 %) diese These differenzieren, es „komme darauf an“, etwa auf die Art oder Herkunft dieser Minderheiten. Genau ein Zehntel fällt ein kritisches Urteil: Ihrer Einschätzung nach müssen Minderheiten fürchten, dass ihre Benachteiligung durch die Rechtsordnung oder Rechtspraxis in Deutschland verfestigt oder legitimiert wird.

Minderheiten in Deutschland - rechtlich ausreichend geschützt?

So weit Sie das beurteilen können: Sind Minderheiten hier in Deutschland ausreichend rechtlich geschützt und können sie sich daher sicher fühlen, oder müssen sie fürchten, durch unsere Rechtsordnung oder Rechtspraxis benachteiligt zu werden? (Angaben in Prozent – Tabelle 8)



Grundeinstellungen zu Integration und zum Zusammenleben mit Ausländern

Als bedrohlich wahrgenommene kulturelle Differenzen und materielle Konkurrenz um knappe Ressourcen bilden psychologisch den Hintergrund für Fremdenfeindlichkeit und für Forderungen nach Etabliertenvorrechten, wie sie das „Syndrom gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ beschreibt. Im Kampf um knappe Ressourcen fürchtet man unterlegen zu sein und zu kurz zu kommen. Die Alteingesessenen, gleich welcher Herkunft, sollten zum Schutz ihrer Interessen gegenüber den „Zugezogenen“ eine Vorrangstellung beanspruchen dürfen. Naheliegend daher: Die Stellung in der sozialen Hierarchie und die Art, wie die eigene soziale Lage zwischen oben und unten subjektiv erlebt wird, beeinflussen stark derartige Einstellungen, ohne dass man aber einen Automatismus unterstellen darf.

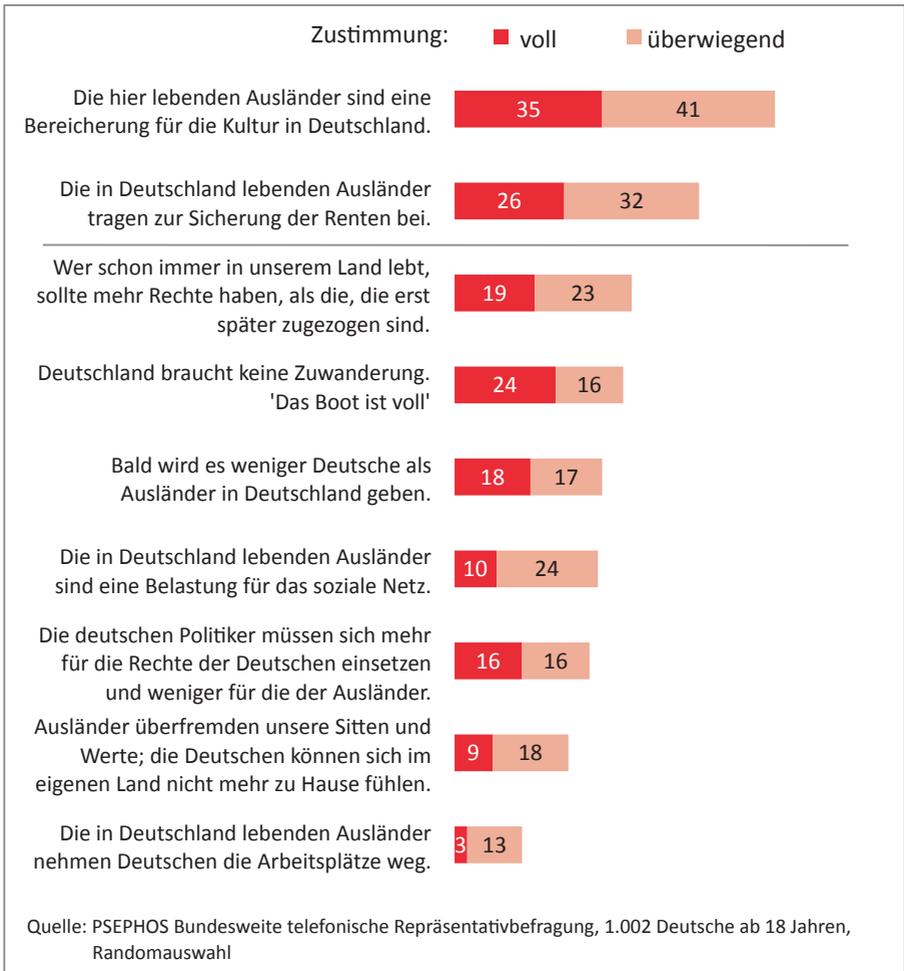
Die Befragten gaben zu einer Batterie von zehn Statements den Grad ihrer Zustimmung zu Protokoll. Die Aussagen betrafen ein Konglomerat an Meinungen, Forderungen und Feststellungen zum Zusammenleben mit Ausländern. Dem Statement „Alle Ausländer, die hier leben wollen, sollten richtig Deutsch lernen“ stimmten 98 Prozent der Befragten zu, darunter „voll und ganz“ 84 Prozent, „überwiegend“ 14 Prozent. Für die grafische Darstellung wurden diese beiden Antwortstufen zu einer Gruppe zusammengefasst, in der Gegengruppe lauteten die Antwortmöglichkeiten „überwiegend nicht“ bzw. „überhaupt nicht“. Angesichts eines solch breiten Konsenses wurde diese Aussage in der weiteren Analyse, die primär nach Gemeinsamkeiten gegenüber Differenzierungen forscht, nicht weiter berücksichtigt.

Als prägnantes Ergebnis ist festzuhalten: Fremdenfeindlichkeit ist im Jahr 2011 kein Mehrheitsphänomen in Deutschland, aber es gibt beachtliche Potentiale, die eine Größenordnung von 16 bis zu 40 Prozent erreichen können.

Abgesehen von dem Statement, das auf das Deutschlernen abzielt, erhielten zwei „ausländerfreundliche“ Aussagen die jeweils höchste Zustimmung. Dass die hier lebenden Ausländer die Kultur in Deutschland bereichern, diese Sicht teilen 76 Prozent der Befragten. Weniger, aber immerhin noch mehrheitliche 58 Prozent, anerkennen den Beitrag der Ausländer zur Sicherung der Renten in Deutschland.

Meinungen zu Integration und Zusammenleben mit Ausländern in Deutschland

Ich lese Ihnen nun einige Aussagen und Einschätzungen vor, die man schon einmal hören kann, wenn über das Zusammenleben mit Ausländern (ausländischen Mitbürgern diskutiert wird. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob Sie diese Ansichten voll und ganz, überwiegend, überwiegend nicht oder überhaupt nicht teilen.
(REIHENFOLGE DER STATEMENTS ZUFÄLLIG- Angaben in Prozent – Tabelle 10)



Viel seltener stimmt man Statements mit fremdenfeindlichem Tenor zu oder solchen, die Vorrechte für Einheimische fordern. So identifizieren sich 40 Prozent mit der provokantesten aller Aussagen in der ganzen Fragenbatterie, mit der Feststellung „Das Boot ist voll“ - eine Chiffre, mit deren Appell die rechtsradikalen Parteien auch schon in Wahlkämpfen zu Anfang der 1990er Jahre in beachtlichem Ausmaß Stimmen mobilisierten. Biologisch begründete Verdrängungsängste, wie sie jüngst Thilo Sarrazin mit seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ schürte, äußern immerhin 35 Prozent („Bald wird es weniger Deutsche als Ausländer in Deutschland geben“). 27 Prozent fürchten, die Ausländer könnten unsere „Sitten und Werte überfremden“. Dagegen treibt die Sorge vor Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt durch die Konkurrenz mit Ausländern die vergleichsweise Wenigsten um, nur 16 Prozent.

Eine Typologie fremdenfeindlicher Einstellungen

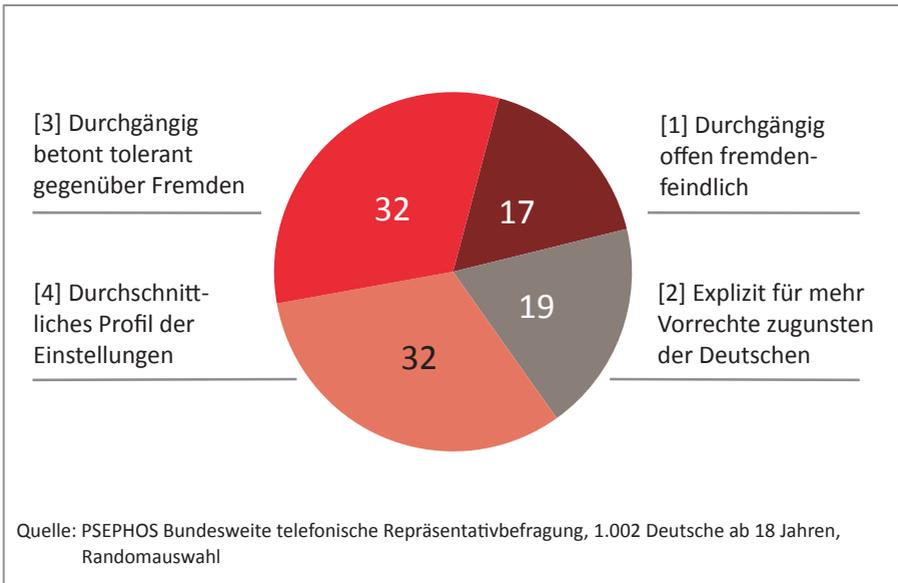
Aus den oben geschilderten Reaktionen auf die verschiedenen Aussagen zum Zusammenleben mit Ausländern lassen sich Muster der Einstellungen zum Umgang mit Ausländern ablesen. PSEPHOS hat sie zu einer Typologie verdichtet, die das Maß an Komplexität der Einstellungen auf fassbare Dimensionen reduziert. Für die einzelnen Statements wurden Mittelwerte als Grundlage für eine Clusteranalyse berechnet. Daraus ergab sich ein Muster mit vier Gruppen, die in sich relativ homogen, untereinander maximal differenziert sind, und zwar jeweils in Bezug darauf, wie weit sie von den Mittelwerten abweichen. Die statistische Analyse brachte vier Gruppen zum Vorschein, die im Folgenden nach ihrer Größenordnung, nach ihrer sozialen Zusammensetzung und nach Schwerpunkten ihrer inhaltlichen Übereinstimmung präsentiert werden.

17 Prozent aller Befragten sind aufgrund einer konsistent negativen Reaktion als „durchgängig fremdenfeindlich“ [1 = Offen fremdenfeindlich] zu charakterisieren.

Fremdenfeindlich im Sinne einer explizit auf die Vorrechte der Eigengruppe achtenden Mentalität sind weitere 19 Prozent [2 = deutsch-zentriert].

Die Kontrastgruppe zu diesen beiden Typen bilden mit 32 Prozent die durchgängig betont Toleranten gegenüber Fremden [3 = tolerant gegenüber Fremden].

Muster der Einstellungen zu Integration und Zusammenleben mit Ausländern



Typologie auf Basis einer Clusteranalyse:

- | | |
|----------------------------|--------------------------------|
| [1] Offen fremdenfeindlich | [3] Tolerant gegenüber Fremden |
| [2] Deutsch-zentriert | [4] Durchschnitt |

Die vierte und letzte Gruppe umfasst ebenfalls 32 Prozent und bildet das durchschnittliche Profil der Einstellungen in Bezug auf Fremdenfeindlichkeit ab, ohne besondere Abweichungen in eine Richtung [4 = Durchschnitt].

Zugespitzt ergibt die Analyse somit eine Dreiteilung mit nahezu gleichen Proportionen. 36 Prozent der Deutschen muss man gegenwärtig als erklärtermaßen überdurchschnittlich fremdenfeindlich bezeichnen, ein knappes Drittel als überdurchschnittlich tolerant im Umgang mit Ausländern, während sich ein weiteres knappes Drittel auf dem Niveau der Durchschnittsverteilung bewegt, wie es die obige Darstellung zu den Einzelstatements schilderte.

Soziales Profil der Einstellungstypen zu Zusammenleben und Integration mit Ausländern in Deutschland

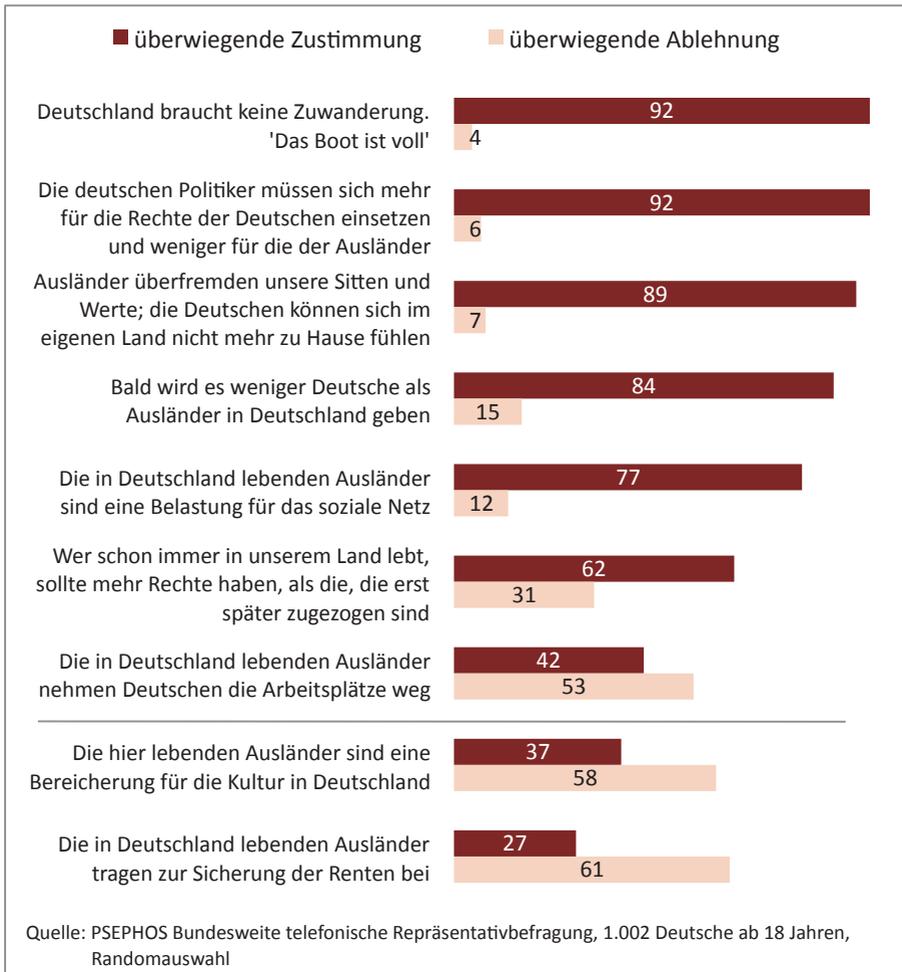
	Insgesamt	Offen fremdenfeindlich [1]	Deutschen-zentriert [2]	Tolerant gegenüber Fremden [3]	Durchschnitt [4]
<u>Alter:</u>					
Unter 35 Jahre	22	10	14	36	21
35 bis 49 Jahre	29	21	33	26	35
Über 50 Jahre	47	69	53	39	42
<u>Bildung:</u>					
Hauptschule	51	68	62	41	44
Realschule	29	23	27	31	32
Abitur	19	7	9	28	21
<i>(An 100% fehlende Werte: ‚Keine Angabe‘; Spaltenprozentage)</i>					
Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl					

Wie auch andere Studien belegen: Fremdenfeindlichkeit ist stark von sozialen Lagen abhängig, einmal in ökonomischer Hinsicht, aber auch nach der Stellung im Lebenszyklus des einzelnen. Dies ist auch Ergebnis der PSEPHOS-Untersuchung 2011. Je älter die Befragten, um so eher sind sie offen fremdenfeindlich oder deutsch-zentriert. Ähnliches gilt für den Bildungsstand, in aller Regel ein verlässlicher Indikator für den ökonomischen Status einer Person. Mit steigendem Bildungsniveau und zumeist geringerer Gefährdung im Wettbewerb um materielle Ressourcen nimmt die Fremdenfeindlichkeit sichtlich ab. Wo sich höheres Alter und niedriger formaler Bildungsabschluss statistisch kombinieren, wie bei den älteren Frauen, zeigen sich Vorbehalte und Vorurteile gegenüber Migranten vermehrt und führen - zunächst vielleicht überraschend - zu einem deutlich überproportionalen Frauenanteil in der Gruppe der offen fremdenfeindlich Eingestellten.

Wie stark das mentale Profil der offen fremdenfeindlichen Gruppe [1] mit dem jener Gruppe kontrastiert, die Ausländern gegenüber eine tolerante Einstellung haben [3], zeigen die nahezu spiegelbildlichen Antwortmuster auf die Statementbatterie zum Zusammenleben mit Ausländern. Gleichwohl ist der Verlauf beider Profile nicht idealtypisch stromlinienförmig.

Mentales Profil der offen fremdenfeindlichen Gruppe

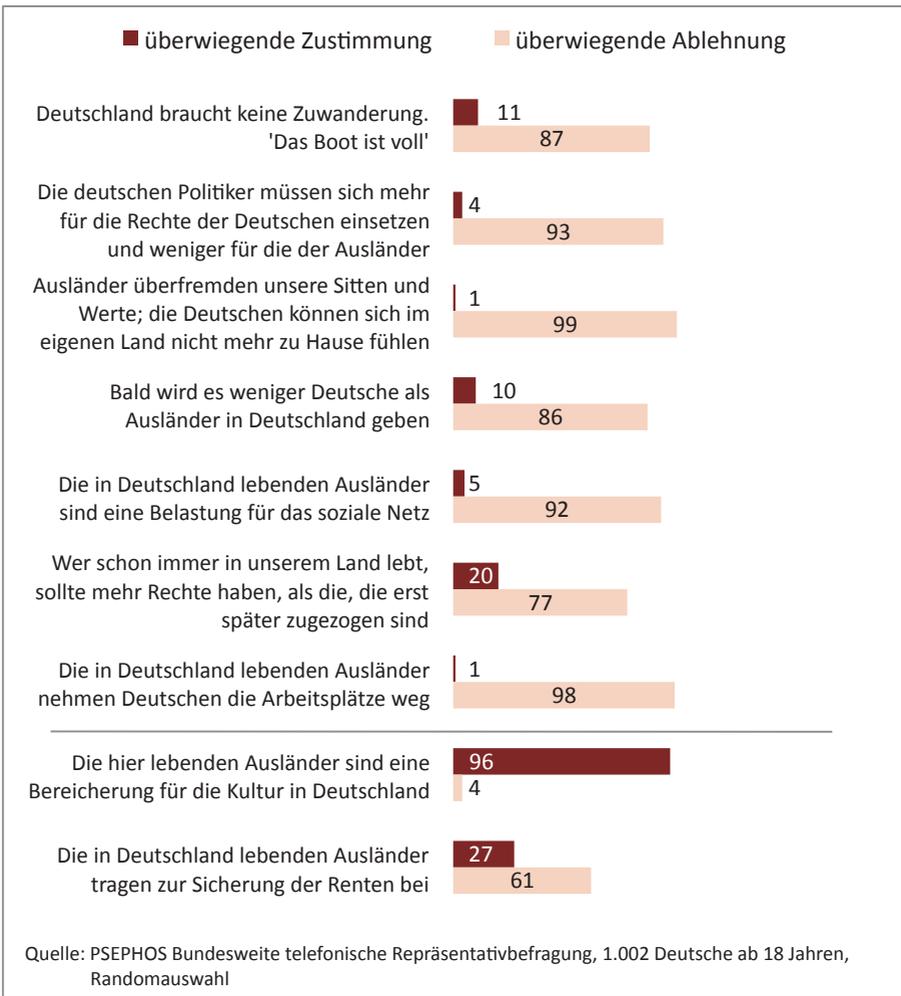
*Ich lese Ihnen nun einige Aussagen und Einschätzungen vor, die man schon einmal hören kann, wenn über das Zusammenleben mit Ausländern (ausländischen Mitbürgern) diskutiert wird. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob Sie diese Ansichten voll und ganz, überwiegend, überwiegend nicht oder überhaupt nicht teilen.
(REIHENFOLGE DER STATEMENTS ZUFÄLLIG- Angaben in Prozent – Tabelle 10)*



Mentales Profil der gegenüber Fremden toleranten Gruppe

Ich lese Ihnen nun einige Aussagen und Einschätzungen vor, die man schon einmal hören kann, wenn über das Zusammenleben mit Ausländern (ausländischen Mitbürgern diskutiert wird. Sagen Sie mir bitte jeweils, ob Sie diese Ansichten voll und ganz, überwiegend, überwiegend nicht oder überhaupt nicht teilen.

(REIHENFOLGE DER STATEMENTS ZUFÄLLIG- Angaben in Prozent – Tabelle 10)



So urteilt die explizit fremdenfeindliche Gruppe moderater in Bezug auf drei Aspekte: der angeblichen Arbeitsplatzkonkurrenz, der kulturellen Bereicherung Deutschlands sowie dem Beitrag zur Rentensicherung jeweils durch die Ausländer. Auf der Gegenseite gibt es von der Gesamtlinie ebenfalls abweichende Tendenzen: Etwas größere Vorbehalte und damit ein Indiz für unterschwellige Reserven gegen die Präsenz von Ausländern in Deutschland lassen die eigentlich Toleranten in drei Punkten erkennen - bei den Etabliertenvorrechten, beim Slogan „Das Boot ist voll“, bei der Vision, dass Deutsche bald in unserem Land in Minderheit geraten könnten.

Das bedeutet, im gesellschaftlichen Diskurs um ausländische Minderheiten in Deutschland können diese Argumente über an sich feste Mentalitätsschranken hinweg Eingang in die Ohren der Gegenseite finden und so das Klima auf die eine oder andere Weise beeinflussen.

Gefühl der Bedrohung durch den Islam und Anlässe hierfür

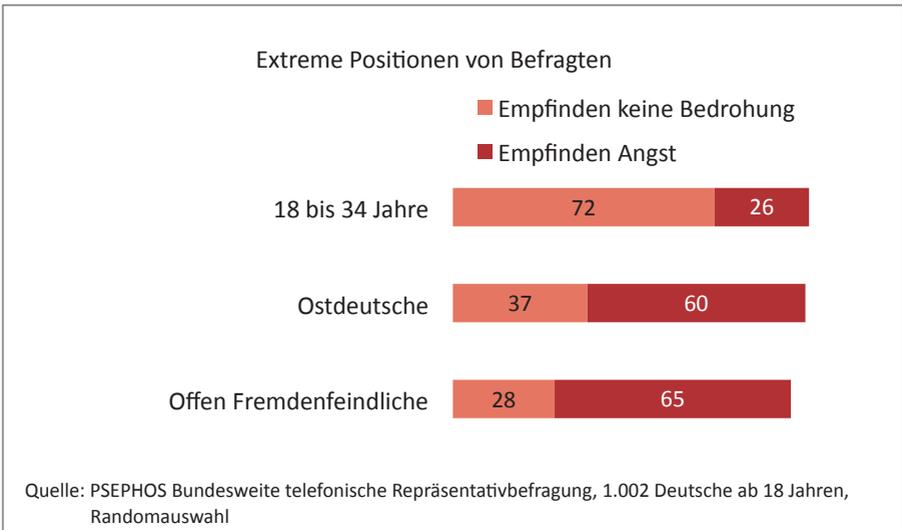
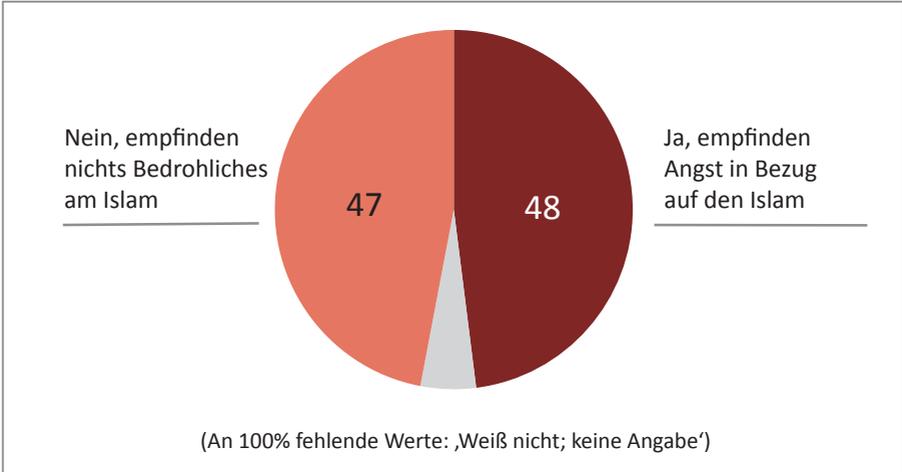
In der hier präsentierten PSEPHOS-Untersuchung wurde nicht nach spezifisch islamfeindlichen Einstellungen gefragt, etwa ob der Islam eine Religion der Intoleranz sei oder ob es zu viele Muslime in unserem Land gäbe. Stattdessen wurde ermittelt, wie verbreitet das Gefühl der Bedrohung ist, das die Anwesenheit von Muslimen hierzulande auslösen mag, und welche Anlässe derartigen Empfindungen Nahrung geben. In den meisten Studien, die sich mit Fremdenfeindlichkeit beschäftigen, ist der Hinweis auf den Islam Inbegriff einer Fremdheit und Befremden bis hin zu Ablehnung auslösenden Religion, die mit westlichem Werteverständnis so gut wie nicht kompatibel ist. Der Islam steht somit prototypisch für das Fremde an sich, das sich abkapselt und mit Integration schwertut, wenn nicht diese sogar verweigert.

Das Meinungsbild 2011 zu den Bedrohungsgefühlen, die der islamische Glaube auslöst, ist vollkommen polarisiert. 48 Prozent geben zu, in Bezug auf den Islam Angst zu empfinden. Praktisch ebenso viele, 47 Prozent, können am islamischen Glauben nichts Bedrohliches erkennen. Extreme Positionen bei dieser Frage vertreten die Jüngeren, die weniger zu einer islamophoben Einstellung tendieren.

Auf der Gegenseite trifft man auf die Ostdeutschen und die offen Fremden feindlichen. Mit der Reaktion in Ostdeutschland wird ein weiteres Mal die Erfahrung belegt, dass feindliche Einstellungen und Vorurteile nicht konkreter Anschauungen, unmittelbarer Erfahrungen oder persönlicher Kontakte bedürfen, um wirksam zu werden.

Gefühl der Bedrohung durch den Islam

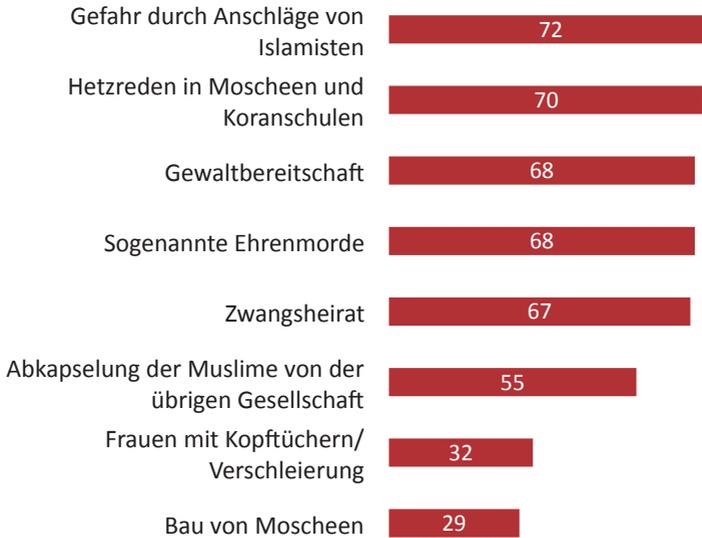
Gibt es etwas, was Ihnen am Islam bzw. islamischen Glauben Angst macht oder das Sie bedrohlich empfinden? (Angaben in Prozent – Tabelle 12)



Anlässe für eine empfundene Bedrohung durch den Islam

Und was empfinden Sie als bedrohlich, was macht Ihnen Angst? Sind das ...
(VORLESEN; MEHRFACHNENNUNGEN – Angaben in Prozent – Tabelle 13)

(NUR BEFRAGTE, DIE ETWAS AM ISLAM ALS BEDROHLICH EMPFINDEN)



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Jene, die im islamischen Glauben und seiner Ausübung Anlass für eine Bedrohung sehen, fürchten am häufigsten, zu mehr als zwei Dritteln, Anschläge von Islamisten. Besorgt ist man nahezu in gleichem Maße über Hetzreden in Moscheen und über den Unterricht in Koranschulen. Die Gewaltbereitschaft unter Muslimen, die in der Praxis des eigenen Rechtsverständnisses vor so genannten „Ehrenmorden“ nicht zurückscheut oder Zwangsheiraten erlaubt, beunruhigt in kaum geringerem Maß. Vergleichsweise etwas weniger fühlt man sich von der Abkapselung der Muslime gegenüber der deutschen Gesellschaft in „Parallelgesellschaften“ bedroht. Die sichtbarsten Symbole des Islam auf deutschen Straßen oder im Stadtbild, verschleierte bzw. Kopftuch tragende Frauen oder der Bau von Moscheen, lösen dagegen bei den relativ Wenigsten, bei knapp einem Drittel, Gefühle der Bedrohung aus.

Antisemitische Einstellungen - Stereotyp der Juden

Im Rahmen der Vorurteilsforschung ist kaum ein Gegenstand häufiger durchleuchtet worden als der Antisemitismus. In ihm vereinen sich religiöse, vermeintlich biologische (rassistische) und kulturelle Aspekte zu einem Komplex, mit dem Ressentiments gegen Juden gerechtfertigt und zur Diskriminierung herangezogen werden. Begründet werden sie mit Klischees aus vielfältiger Perspektive, politisch („jüdische Weltverschwörung“), religiös („Gottesmörder“), materiell („der Wucherjude“), rassistisch („Aussehen und Charakter der Juden“). Von Ablehnung bis hin zu offenem Hass, von stigmatisierenden Anti-Judengesetzen bis zu Pogromen reicht das Spektrum antisemitischer Diskriminierung.

Die deutsche NS-Herrschaft hat dem noch durch massenhafte Judenverfolgung und Judenvernichtung ein eigenes Kapitel hinzugefügt. Mit der Aufführung von „Die Geschichte der Joseph Süß Oppenheimer - genannt Jud Süß“ leisten die Nibelungenfestspiele 2011 ein Stück deutscher Erinnerungsarbeit, die zugleich den Horizont auf generelle Aspekte der Diskriminierung von Minderheiten weiten soll, die heute Ziel von Abwertung und Ungleichbehandlung sind.

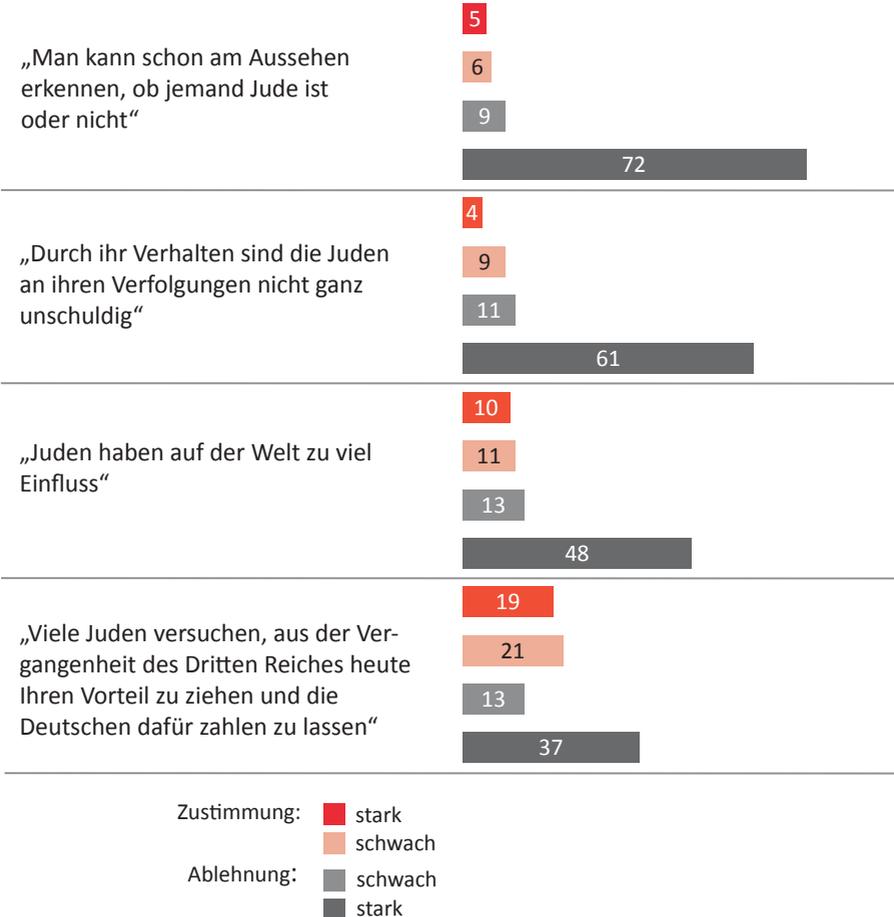
Die in Intensivinterviews befragten Kulturschaffenden begrüßen eine solche Erinnerungsarbeit. Das zeigen ihre Stellungnahmen zur Entscheidung der Festspielleitung der Nibelungenfestspiele, 2011 das Stück „Die Geschichte des Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß“ aufzuführen. Nahezu einhellig ist das Echo darauf positiv, zumeist mit der Begründung, hier werde mit den Mitteln der Kunst ein begrüßenswerter, bleibend notwendiger Beitrag zur Erinnerung und aufklärenden Reflektion deutscher Vergangenheit geleistet. Vereinzelt meldeten sich aber auch skeptische bis ambivalente Stimmen.

Die meisten jüngeren Studien zum Antisemitismus zeigen, dass die demokratische Reeducation der Deutschen nach dem zweiten Weltkrieg zumindest oberflächlich erfolgreich war und offener Antisemitismus inzwischen weitgehend auf rechtsradikale Kreise zurückgedrängt wurde. Verschwunden ist das antijüdische Ressentiment gleichwohl nicht, sondern in beachtlichem Maß vorhanden. Es bedient sich aber nicht mehr so unverblümt wie früher rassistischer Argumente. Im Vordergrund stehen heute vielmehr - wie die PSEPHOS-Befragung zeigt - subtilere Begründungen, die politisch-materielle Aspekte ebenso ins Spiel bringen wie den weltweiten Einfluss und Nutzen, den Juden aus dem in ihrer Geschichte erfahrenen Leid angeblich ziehen.

Antisemitische Einstellungen

Sagen Sie bitte auch bei den folgenden Aussagen, ob Sie diesen stark oder schwach zustimmen oder ob Sie sie stark oder schwach ablehnen. (Angaben in Prozent – Tabelle 18)

Stereotyp der Juden



Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Die Befragten wurden mit vier Stereotypen über Juden konfrontiert. Dabei schmilzt die explizite Ablehnung antijüdischer Klischees von 72 Prozent („Man kann schon am Aussehen erkennen, ob jemand Jude ist oder nicht“) auf 37 Prozent („Viele Juden versuchen aus der Vergangenheit des Dritten Reichs heute ihren Vorteil zu ziehen und die Deutschen dafür zahlen zu lassen“). Umgekehrt steigt die offen deklarierte antisemitische Einstellung um fast das Fünffache von 4 Prozent („Durch ihr Verhalten sind die Juden an ihrer Verfolgung nicht ganz unschuldig“) auf 19 Prozent („Juden ziehen Vorteile aus der deutschen Vergangenheit“).

Bedenkenswert: Durchgängig sind die Äußerungen der älteren Befragten, deren Gedächtnis noch in die NS-Zeit reichen mag, antisemitischer aufgeladen im Vergleich zu den Jüngeren. Und passend zum Syndrom gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit ist ein weiterer Zusammenhang zu beobachten: Je geringer der Bildungsstand und damit das gesellschaftliche Niveau, umso häufiger trifft man auf antijüdische Einstellungen. Dies spiegelt sich auch in den Reaktionen der beiden Kontrastgruppen, der offen Fremdenfeindlichen gegenüber den Toleranten.

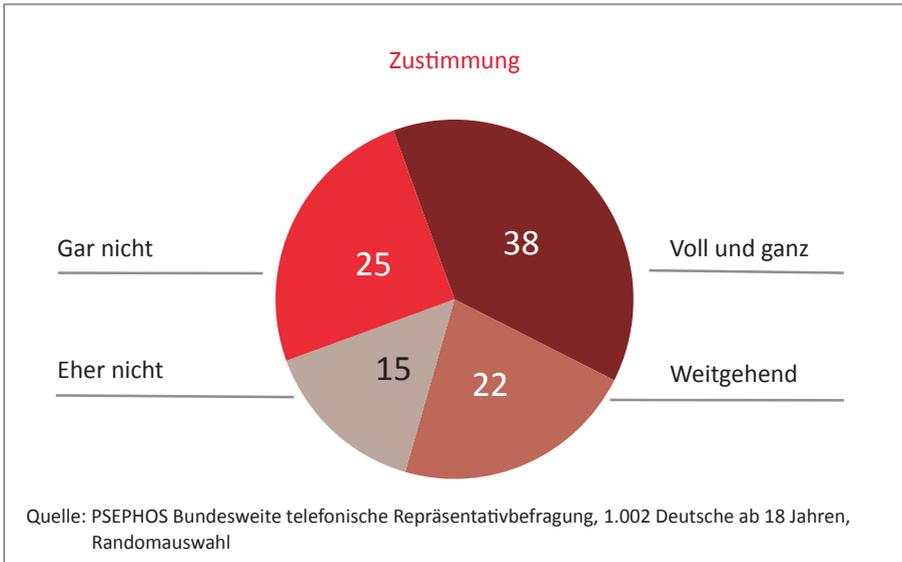
Schlussstrich unter die deutsche Geschichte des Nationalsozialismus?

Die Geschichte bleibt stets das Erbe einer Nation und steht damit auch immer in deren politischer Verantwortung. Im Zuge der europäischen Annäherung und Normalisierung mögen viele Deutsche mittlerweile glauben, nachfolgende Generationen ohne direkte Schuld an den Untaten des Hitler-Regimes dürften irgendwann einen Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit ziehen und könnten diesen auch fordern. Aufenthalte bei den europäischen Nachbarn belehren aber die sensiblen unter den Besuchern recht schnell, dass nicht die Täter ein Recht haben, einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen, sondern allein die Opfer.

Ein solches Verständnis teilt die Mehrheit der von PSEPHOS Befragten indessen nicht. Zusammen 60 Prozent stimmen der Aussage zu, unter die deutsche Geschichte des Nationalsozialismus solle endlich ein Schlussstrich gezogen werden. Darunter sind 38 Prozent, die „voll und ganz“ hinter dieser Forderung stehen. Demgegenüber beurteilen 40 Prozent die Sache anders. Ein Ende der Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich“ kommt für sie nicht in Frage; diese Position vertreten strikt 25 Prozent. Mehr Verantwortung für die Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland lassen die besser Gebildeten erkennen.

Schlussstrich unter die Geschichte des deutschen Nationalsozialismus?

Wenn jemand sagt, unter die deutsche Geschichte des Nationalsozialismus sollte endlich ein Schlussstrich gezogen werden – würden Sie dem voll und ganz, weitgehend, eher nicht, oder gar nicht zustimmen? (Angaben in Prozent – Tabelle 19)



Erwartungen an die Deutschen

Die PSEPHOS-Befragung ermittelte, dass 85 Prozent der deutschen Bevölkerung der Überzeugung sind, es gebe hierzulande ein nennenswertes Maß an Diskriminierung von Minderheiten oder Randgruppen. Eine zentrale gesellschaftliche Aufgabe besteht heute also darin, das Maß an Diskriminierung abzubauen und bessere Voraussetzungen für Gleichbehandlung und Integration zu schaffen. Gelingen kann dies nicht ohne einen Beitrag gerade auch der Deutschen, die den Grund für Diskriminierung selbstkritisch vor allem in einer generell ablehnenden Einstellung der Mehrheit gegenüber diesen Minderheiten sehen, also durchaus auch bei sich selbst nach Ursachen suchen und nicht nur bei „den Anderen“.

Was ist also den Deutschen in dieser Situation abzuverlangen? Müssen sie künftig deutlich mehr für ein gleichberechtigtes, tolerantes Zusammenleben mit Ausländern und Minderheiten tun?

Die Mehrheit der Befragten vertritt die Ansicht, die Deutschen seien hier gefordert. Sie machen dabei aber einen ganz klaren Unterschied zwischen Ausländern gegenüber anderen Minderheiten. Im letzteren Fall bejahen uneingeschränkt 48 Prozent, die Deutschen müssten einen deutlich größeren Beitrag zur besseren Integration dieser Gruppen leisten, mit nur 15 Prozent plädieren dafür hingegen deutlich weniger, wenn es um Ausländer geht. Hier relativiert man lieber das Engagement auf „Etwas mehr dafür tun“, was 48 Prozent für richtig halten, im Fall der andersgearteten Minderheiten sind es 40 Prozent. Entsprechend finden 32 Prozent im Fall der Ausländer, ein deutlich größerer Beitrag der Deutschen sei überhaupt nicht notwendig, im Fall der Minderheiten generell sind es jedoch nur 9 Prozent. Allein die hier geschilderten Unterschiede spiegeln wohl ungewollt etwas vom faktischen Grad der Diskriminierung wider, die Gegenstand der PSEPHOS-Befragung war.

Was ist von den Kultur- und Medienschaaffenden zu erwarten, wenn es um das Thema Diskriminierung und Ausgrenzung von Minderheiten in Deutschland und die Problematik der Integration geht? Die Befragten betonen die Pflicht ihrer Kreise, sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln aktiv in die Debatte einzuschalten. Nahezu alle nehmen die Arbeit ihrer Kolleginnen und Kollegen auch in dieser Weise wahr, die Thematik werde aufgenommen und zum Gegenstand der eigenen Produktionen. „Kunst reagiert auf Umwelt und Umfeld“, lautet der Kommentar eines Befragten.

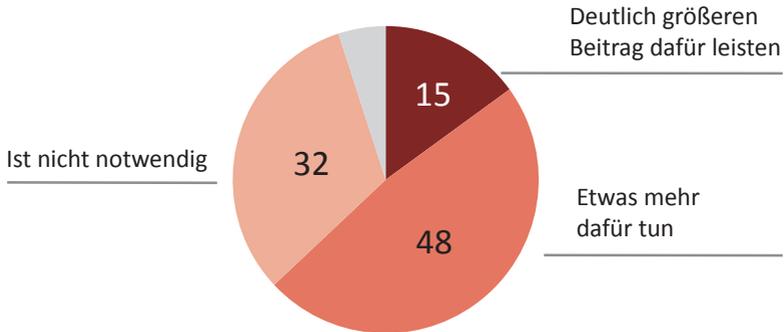
Unüberhörbar ist aber auch ein selbstkritischer Tenor. Eigentlich könnte, müsste (viel) mehr getan werden. Etwa die Hälfte der Befragten hat zwar den Eindruck, Viele, vielleicht sogar die Meisten engagierten sich in Deutschland gegen die Diskriminierung von Minderheiten. Andere vermissen aber ein solches Engagement. Einige verknüpfen dies mit der Kritik an den ökonomisch bestimmten Mechanismen der Mediengesellschaft. Prototypisch hierfür mag die hier zitierte Stellungnahme stehen:

Kunst und Kultur tun sicher, was sie können, aber so wie im Bildungsbereich gekürzt wird, wird auch bei der Kultur gekürzt. Projekte wie bspw. Kulturaustausch oder Jugendarbeit können aus Geldmangel nicht weitergeführt werden. So wird auch der Austausch von Kulturen weniger, und damit nehmen Unverständnis und Diskriminierung wieder zu.

Erwartungen an Deutsche

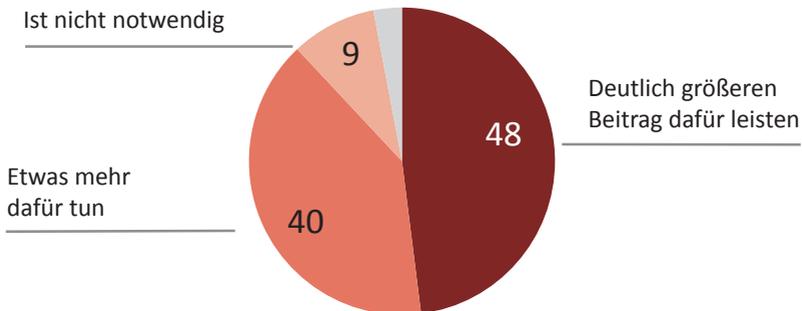
Zusammenleben mit Ausländern

Was würden Sie sagen: Sollten die Deutschen insgesamt, um das Zusammenleben mit Ausländern zu verbessern, einen deutlich größeren Beitrag leisten, etwas mehr hierfür tun, oder ist das nicht notwendig? (Angaben in Prozent – Tabelle 16)



Toleranter Umgang mit Minderheiten

Und wenn es jetzt nicht speziell um ausländische Mitbürger geht, sondern generell um einen toleranten Umgang mit anderen Minderheiten? (Angaben in Prozent- Tabelle 17)



(An 100% fehlende Werte: ‚Gleichgültig; keine Angabe‘)

Quelle: PSEPHOS Bundesweite telefonische Repräsentativbefragung, 1.002 Deutsche ab 18 Jahren, Randomauswahl

Literaturverzeichnis

ALLBUS: <http://www.gesis.org/allbus/recherche/frageboegen>

Bönisch, Georg, *Das böse Genie*, DER SPIEGEL, 47/2010, S. 76 bis 85

Eurobarometer: *Diskriminierung in der EU im Jahr 2009*

Befragung: Mai 2009 - Juni 2009. Veröffentlichung: November 2009

Foroutan, Naika, *Neue Deutsche, Postmigranten und Bildungs-Identitäten*, Aus: *Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 46-47/2010*, S. 9 - 15

Foroutan, Naika (Hrsg.), *Sarrazins Thesen auf dem Prüfstand. Ein empirischer Gegenentwurf zu Thilo Sarrazins Thesen zu Muslimen in Deutschland*, edoc-Server der Humboldt-Universität zu Berlin, 2010

Heitmeyer, Wilhelm, *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und empirische Ergebnisse aus 2002, 2003 und 2004*, Berliner Forum Gewaltprävention, Nr. 20

Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.), *Deutsche Zustände, Folge 8 und Folge 9*, Berlin 2010

Lüdemann, Christian. „Die Erklärung diskriminierender Einstellungen gegenüber Ausländern, Juden und Gastarbeitern in Deutschland. Ein Test der allgemeinen Attitudentheorie von Fishbein.“ in Alba, Richard; Schmidt, Peter und Wasmer, Martina, Hrsg., *Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde ?* Wiesbaden, 2000, S. 373-400.

Petersen, Lars-Eric, Bernd Six (Hrsg.). *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen*, Weinheim 2008

Silbermann, Alphons, *Der ungeliebte Jude. Zur Soziologie des Antisemitismus*, Osnabrück, 1981

Silbermann, Alphons, *Sind wir Antisemiten? Ausmaß und Wirkung eines sozialen Vorurteils in der Bundesrepublik Deutschland*, Köln 1982

Weins, Cornelia, *Fremdenfeindliche Vorurteile in den Staaten der EU*, Wiesbaden 2004

Winkler, Jürgen R., *Ursachen fremdenfeindlicher Einstellungen in Europa. Befunde einer international vergleichenden Studie*, Aus: *Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 26/2003*

Zick, Andreas, Beate Küpper, Andreas Hövermann. *Die Abwertung des Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung*. Friedrich Ebert Stiftung Forum Berlin, Bonn, 2011

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremde und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Omer Borkaya: 132

Gemeinsam Worte finden

Lea Faal: 140

Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148

Integriert in Deutschland?

Hakan Murat: 154

Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremde und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgür Göker: 164

Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauni Blomeyer: 178

Mein deutsches Abenteuer

Eine Inderin in Berlin

Suzanne Grafner: 194

„Fremde“ in Deutschland:

Zwischen Hamburg und Haiti

Susan Kruger: 210

Ich bleibe eine Person

Ayuk Abo: 214

Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Antisemitismus aus empirisch-wissenschaftlicher Perspektive Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre¹

In diesem Jahr wird bei den Nibelungenfestspielen in Worms „Jud Süß“ aufgeführt. Diesen Titel führte auch der von den Nationalsozialisten in Auftrag gegebene antisemitische Propagandafilm von Veit Harlan aus dem Jahr 1940. Dieser Film bediente zahlreiche antisemitische Vorurteile und sollte das gesamte Judentum diskreditieren und die negativen Einstellungen in der deutschen Bevölkerung bestärken und fördern. Solche und ähnliche, erfolgreiche Maßnahmen der NS-Diktatur zur Mobilisierung antisemitischer Vorbehalte in der Bevölkerung waren nicht ohne Erfolg und der antisemitische Wahn endete bekanntermaßen in dem singulären Ereignis des Holocaust.

Aus (sozial-)wissenschaftlicher Perspektive spricht man im Zusammenhang mit der NS-Diktatur vom sogenannten modernen Antisemitismus, einem der grundsätzlichen Phänomene des wohl ältesten Vorurteils der Menschheitsgeschichte.

An dieser Stelle setzt der vorliegende Artikel aus empirisch-wissenschaftlicher Perspektive an und stellt zunächst in Kürze einige der einschlägigen Begrifflichkeiten antisemitischer Vorurteile vor, um anschließend auf ausgewählte empirische Studien über antisemitische Einstellungen in der deutschen Bevölkerung speziell seit dem Jahr 2004 einzugehen.² Diese werden ergänzt durch zusätzliche empirische Ergebnisse und Interpretationen.

Verschiedene Phänomene von Antisemitismus

Zunächst soll eine allgemeine Kurzdefinition des Phänomens Antisemitismus als soziales Vorurteil gegeben werden: „Antisemitismus beschreibt die Ablehnung und Diskriminierung von Menschen aufgrund dessen, dass sie Juden sind, und ihnen damit bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden.“ (Heyder et al. 2005: 145).

Darüber hinaus kann innerhalb der Diskussion um verschiedene, zahlreiche Formen von Antisemitismus prinzipiell zwischen folgenden, in erster Linie historisch zu verortenden, Phänomenen unterschieden werden, wenngleich es auch Gemeinsamkeiten zwischen diesen gibt (hierzu ausführlich z.B. Benz 2004; Bergmann 2010a; Schoeps und Schlör 1995).³ „Der Antisemitismus begann nicht erst mit dem Nationalsozialismus. Verfolgungen von Juden gab es in großem Ausmaß bereits im Mittelalter. Im Jahr 1096 z.B. wurden in ganz Europa Tausende von Juden getötet und vielerorts ganze jüdische Gemeinden ausgerottet. Diese Pogrome entstanden z.T. aus der christlich-religiösen Überzeugung, die Juden seien

die Feinde der Christen. Die Opfer wurden so zu Sündenböcken gestempelt und für damals rational nicht erklärbare Naturkatastrophen, Hungersnöte und Seuchen verantwortlich gemacht. Infolge weiterer Stereotypisierungen wurden Juden als Mörder kleiner Kinder, als Hostienschänder und Brunnenvergifter verleumdet und verfolgt. Als 1348 eine Pest Europa verheerte, stellte man dies als Strafe Gottes dafür dar, dass die Christenheit die Juden noch nicht aus ihrer Mitte entfernt habe. Fortan kasernierte man Juden in gesonderten Stadtteilen, den Ghettos und zwang sie, sich durch besondere Kleidung als Juden zu erkennen zu geben. Das fanatisierte Klima der Kreuzzüge (11.-13. Jahrhundert) trug wesentlich zu dem von der katholischen Kirche bis in die 1960er Jahre offiziell aufrechterhaltenen Vorwurf gegenüber den Juden als ‚Christusmörder‘ bei.“ (Shoa.de 2011). Diese antijudaistischen Mythen wurden dann mit eher weltlichen, wie dem des geldgierigen Wucherjuden und später mit rassistischen und politischen Motiven, wie der jüdischen Weltverschwörung angereichert (Schoeps und Schlör 1995). Die Judenfeindschaft besitzt somit „... mehrere historische Schichten, wobei die älteren Vorurteilsschichten in der nächsten Phase nicht ‚vergessen‘, sondern nur von neuen überlagert wurden.“ (Bergmann 2001: 38).

Da das Vorurteil vom geldgierigen Wucherjuden bis heute sehr stark verbreitet ist und im Folgenden eine größere Rolle spielen wird, soll hier exemplarisch der Hintergrund dieses Mythos in Kürze beleuchtet werden. „Oft hatte der Antisemitismus wirtschaftliche Ursachen. Beispielsweise warf man Juden vor, sich auf Kosten von Nichtjuden zu bereichern. Da es Christen im Mittelalter aus religiösen Gründen versagt war, Zinsen zu nehmen, blieben die Geldgeschäfte oft den Juden vorbehalten. Dies führte dazu, dass viele Christen bei Juden verschuldet waren. Die meisten anderen Berufe waren ihnen verschlossen. Aus der Landwirtschaft wurden sie verdrängt, und ein Handwerk konnten sie nicht ausüben, weil sie als Nichtchristen kein Mitglied einer Zunft werden durften. So blieb ihnen nur das Geldgeschäft und der Kleinhandel.“ (Shoa.de 2011; vgl. Bergmann 2010a; Schoeps und Schlör 1995). Dieser Umstand wurde damals im Zuge von Verfolgungen und Vertreibungen „dankbar“ aufgenommen, konnte man sich doch auf diese Weise leicht seiner Schulden entledigen. Auch später im Dritten Reich bereicherten sich so zahllose Deutsche durch die Ent- und Aneignung von jüdischem Kapital und von Sachwerten. Um noch ein historisches Beispiel heranzuziehen. Bereits im Ersten Weltkrieg wurden „...die antijüdischen Vorbehalte neu aufgeladen. Ungeachtet der Tatsache, dass das deutsche Judentum die Kriegsbegeisterung des Sommers 1914 ungeteilt mitmachte und dass die Zahl der jüdischen Freiwilligen – gemessen am jüdischen Bevölkerungsanteil – überdimensional groß war, machte das Gerücht von der <<jüdischen Drückebergerei>> die Runde. Als zweites antisemitisches Stereotyp war die Überzeugung landläufig, dass Juden als die <<geborenen Wucherer und Spekulanten>> sich als Kriegsgewinnler an der Not des Vaterlandes bereicherten.“ (Benz 2004: 108f.).

Das bis heute bestehende Vorurteil des „geldgierigen Juden“, oft auch als „natürliche Begabung für Geldgeschäfte“ bezeichnet - diese Formulierung habe ich tatsächlich in der Funktion als Gutachter in einer Diplomarbeit gefunden - ist also eine reine Mär. Auch die anderen Formen von Antisemitismus sowie z.B. der Mythos von der authentischen Existenz der „Protokolle der Weisen von Zion“ entstammen dem Reich der Phantasie und der Märchen und sind oft Ausdruck eines pathologischen Verfolgungswahns. Hierbei spielt ferner die Herstellung bzw. Wahrung der positiven Identifikation mit der deutschen Nation eine Rolle, welcher der Holocaust im Wege steht, wie weiter unten noch zu zeigen ist.

Die älteste Form von Antisemitismus ist der bereits ausgeführte bis in die Antike zurückreichende **christliche Antijudaismus**. Dieser war religiös motiviert und zeigte sich vor allem im mittelalterlichen, christlichen Europa in zahlreichen Judenverfolgungen aufgrund von, meist von klerikaler Seite, aufgestellten Behauptungen verschiedener Legenden und Mythen bzw. negativer Eigenschaften und Verhaltensweisen von Juden. „Zweitens der scheinbar wissenschaftlich, anthropologisch und biologistisch argumentierende **Rassenantisemitismus**, der im 19.Jahrhundert entstand und im Holocaust mündete.“ (Benz 2004: 19). Hier findet sich auch der eingangs erwähnte **moderne Antisemitismus** wieder, welcher die im 19.Jahrhundert aufgestellten Rassentheorien vereinnahmte und zur nationalsozialistischen Staatsdoktrin erhob. Unweigerlich mit dem Nationalsozialismus verbunden ist der **sekundäre Antisemitismus** (siehe auch weiter unten). Dieser ist nicht trotz, sondern wegen Auschwitz entstanden und stellt ursprünglich ein spezifisch deutsches Phänomen dar. „Er ist durch eine Relativierung, Verharmlosung und teilweise Leugnung (Auschwitzlüge) der nationalsozialistischen Verbrechen an den europäischen Juden, sowie der Forderung nach einem Schlussstrich unter dieses Kapitel der deutschen Geschichte charakterisiert (Bergmann und Erb 1991).“ (Heyder et al. 2005: 147). Dieses Phänomen hat der israelische Psychoanalytiker Zvi Rex mit dem vielzitierten Satz „die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“ auf den Punkt gebracht. Schuld und Schuldabwehr stehen im Zentrum von sekundärem Antisemitismus. Er „...reflektiert die unverarbeitete und unangenehme Schuldfrage (vgl. Stegemann 1995), die dem Bedürfnis nach einer ungebrochenen, positiven deutschen Identität eine prinzipielle Schranke setzt (vgl. Haury 2001, 220).“ (Heyder et al. 2005: 148).

Schließlich ist der Begriff **Antizionismus** zu nennen, für den prinzipiell die Ablehnung des Zionismus und des Staates Israel konstituierend ist. Die soziale, politische und religiöse Motivlage ist dabei äußerst heterogen und inwieweit Antizionismus Ausdruck von Antisemitismus ist, prägt bis heute den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs. Sicherlich ist nicht jedwede Kritik an der israelischen Politik per se als antisemitisch zu bezeichnen. Es gibt jedoch Kriterien, die eine Israelkritik als antisemitisch entlarven, worauf im Verlauf noch eingegangen wird. Werner Bergmann formuliert es z.B. so: „Erst wenn Angriffe gegen

die jüdische Religion oder antisemitische Ideologeme sich mit politischem Antizionismus verbinden und unterschiedslos auf alle Juden bezogen werden, kann von Antisemitismus gesprochen werden.“ (2010a: 138). Befürworter des Antizionismus finden sich im rechts⁴ als auch im linksextremistischen Lager⁵ und vor allem unter islamistischen Gruppierungen. „Insbesondere in radikal islamistischen Organisationen, in denen mit Israel zugleich die kapitalistische westliche Kultur vor allem der USA das Feindbild abgeben, geht der radikale Antizionismus in Antisemitismus über.“ (ebd.). In der DDR z.B. war Antizionismus Bestandteil der Politik und Propaganda und beeinflusste auch die Sozialisation der DDR-Bürger (Benz 2004), so wie dies in der ehemaligen Sowjetunion und den Ostblockländern üblich war. Israel wurde dort als imperialistischer Feind bezeichnet. Interessanterweise gibt es aber auch orthodoxe Juden, die den Antizionismus völlig unpolitisch, sondern aus rein religiösen Gründen befürworten. „Sie verabscheuen, dass ein Staat – und sei es der eigene – sich anmaßt, das vorwegzunehmen, was doch erst der Messias errichten kann: eine Heimat der Juden auf Erden.“ (DIE ZEIT 2007).

Neben diesen grundsätzlichen Phänomenen von Antisemitismus werden im gesellschaftlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs zahlreiche spezifische Formen von Antisemitismus thematisiert und untersucht. Die wichtigsten dieser Varianten sind Gegenstand dieses Beitrages. Neben der u.a. noch zu behandelnden Unterscheidung zwischen einer legitimen Israelkritik und antisemitischen Vorurteilen, werden in den Geisteswissenschaften weitere Differenzierungen diskutiert, wie der bereits angesprochene Antizionismus im Vergleich zum Antisemitismus. Darüber hinaus wird Antisemitismus auch in Verbindung mit anderen Phänomenen gebracht. Markovits geht z.B. davon aus, dass „...Antisemitismus und Antiamerikanismus sowohl begrifflich als auch empirisch nicht mehr voneinander zu trennen“ seien (2004: 211). Behauptungen bzw. Fragen solcher Art sind letztendlich nur empirisch aufzuklären. In der Studie von Knappertsbusch und Kelle (2010) konnte z.B. klar gezeigt werden, dass es sich empirisch bei den beiden Vorurteilen keineswegs um das gleiche Phänomen handelt. Dazu waren die Zusammenhänge zwischen den dort untersuchten verschiedenen Facetten von Antiamerikanismus und Antisemitismus viel zu gering. Dies ist nur ein Beispiel von denkbar unendlich vielen, die zeigen, dass (theoretische) Aussagen auch empirisch haltbar sein müssen. Dies ist häufig nicht der Fall.

Nähern wir uns der empirischen Überprüfung der Unterscheidung zwischen einer legitimen Israelkritik und antisemitischen Vorurteilen. Die genannten grundsätzlichen Phänomene von Antisemitismus sind bis heute virulent und schlagen sich in verschiedenen spezifischen Formen nieder bzw. werden von diesen überlagert. Seit vielen Jahrzehnten sind diese unterschiedlichen Antisemitismusfacetten u.a. in zahlreichen empirischen, repräsentativen Bevölkerungsumfragen erhoben und analysiert worden. Repräsentativ bedeutet, dass die erhobene Stichprobe nach wissenschaftlich-methodischen Kriterien gezogen wird und daher

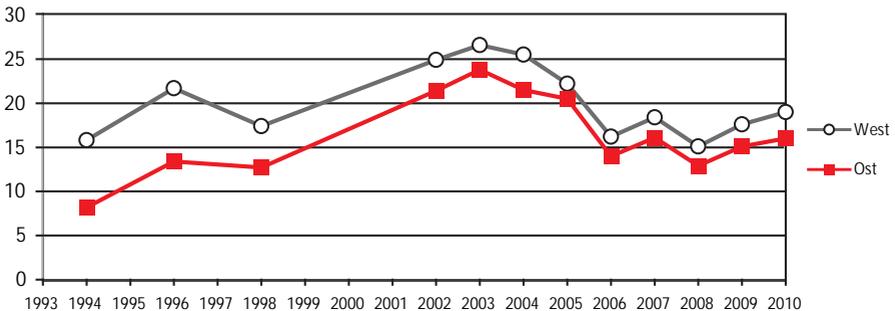
Rückschlüsse auf die gesamte Bevölkerung erlauben, was nicht zu verwechseln ist mit irgendwelchen spontan ausgewählten Befragten (seien es auch noch so viele), wie das z.B. häufig in den Medien der Fall ist. Solche Umfragen sind nicht repräsentativ und sagen nichts über das Meinungsbild der gesamten Bevölkerung aus.

Die sozialwissenschaftlichen Erhebungen werden mithilfe sogenannter Items realisiert (Frageformulierungen/Aussagen in Fragebögen), die als Indikatoren für die dahinter liegende Einstellung betrachtet werden. Je nach Intensität der Zustimmung oder Ablehnung zu diesen Aussagen (beobachtete Indikatoren) wird auf die Höhe der Ausprägung der Einstellung (latente Konstrukte) geschlossen. Latente Konstrukte sind nicht direkt beobachtbar, sondern werden über die Indikatoren ermittelt. In der Regel verwendet man mehrere Items zur Messung von solchen Einstellungen bzw. latenten Konstrukten. Dieser kurze Einblick in die methodischen Begriffskonventionen ist für das Verständnis der folgenden Ausführungen von Bedeutung.

Aktuelle Entwicklung antisemitischer Einstellungen in Deutschland

Aufgrund des Fokus dieses Beitrages soll im Folgenden kurz und überblicksartig auf die Entwicklung antisemitischer Einstellungen in Deutschland seit 1994 eingegangen werden (zu früheren Erhebungen, siehe Bergmann und Erb 1989, Bergmann 2010b). In diesen Fällen handelt es sich um klassischen und sekundären Antisemitismus sowie um eine Einstellungsfacette, welche die Verbrechen der Nationalsozialisten mit der israelischen Palästinaerpolitik gleichsetzt, der sogenannten NS-vergleichenden Israelkritik. Näheres zu den theoretischen Konzeptionen dieser und weiterer latenter Konstrukte wird direkt im Anschluss dargestellt.

Abb. 1: Relative Anteile tendenziell antisemitischer Äußerungen in unterschiedlichen Studien aus den Jahren 1994 bis 2010 in Ost- und Westdeutschland

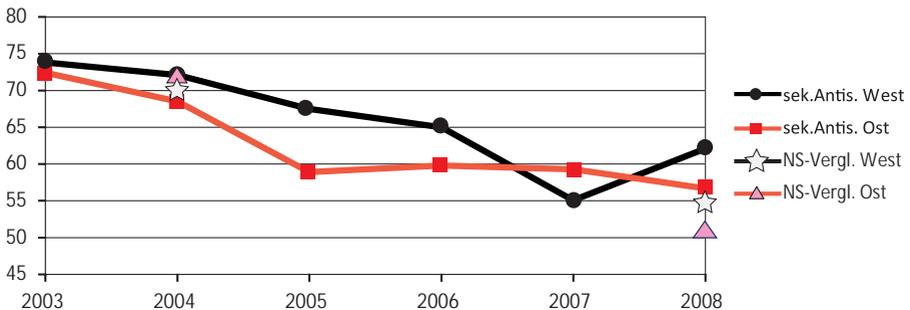


Quelle: Leibold und Kühnel 2008: 140.⁶

Ohne hier natürlich näher auf die Ergebnisse und die Art der Erhebungen etc. eingehen zu können (siehe hierzu Leibold und Kühnel 2009), zeigt sich wie in vielen anderen Studien auch ein höheres antisemitisches Niveau im Westen im Vergleich zum Osten Deutschlands, wobei im Verlauf eine Angleichung festzustellen ist. Für den vorliegenden Beitrag ist von besonderem Interesse, dass die antisemitischen Einstellungen seit 1998 zugenommen haben, ihren Höhepunkt 2003 erreichen, zunächst kontinuierlich sinken und dann wieder seit 2006 bzw. 2008 eine steigende Tendenz aufweisen. Die im Jahr 2000 begonnene zweite Intifada hat in der Folgezeit nicht nur in den deutschen Medien hohe Wellen geschlagen und war eine lange Zeit Topthema der täglichen Berichterstattungen aller einschlägigen Medien, welche zuweilen antisemitische Tendenzen aufwiesen. Auch die Berichterstattungen etablierter deutscher Printmedien bedienten sich antisemitischer Vorurteile. Jäger und Jäger (2003) kamen in ihrer kritischen Diskursanalyse der Medienberichterstattung über den Nah-Ost-Konflikt zu dem Schluss, dass diese verdeckt oder offen antisemitische Zuschreibungen zu den Israelis enthält, die dazu geeignet sind, „an vorhandene antisemitische Vorurteile anzuknüpfen und diese zu verfestigen oder auch auszuweiten.“ (Jäger und Jäger 2003: 343). Neben anderen Faktoren, wie die Äußerungen mancher Politiker - zu erinnern sei hier an die Fälle Möllemann oder Hohmann - hat dies zum Anstieg antisemitischer Vorurteile in der deutschen Bevölkerung geführt (vgl. Heyder et al. 2005).

„Zur differenzierteren Messung unterschiedlicher Facetten des Antisemitismus wurden in den GMF-Erhebungen seit 2003 Aussagen zur Erfassung von sekundärem Antisemitismus und in den Jahren 2004 und 2008 zusätzlich auch zur NS-vergleichenden Israelkritik verwendet.“ (Leibold und Kühnel 2009: 140; vgl. Heyder et al. 2005). Ein Blick auf die Entwicklung dieser Einstellungen ist ebenfalls lohnenswert, zeigen sich doch äußerst interessante Ergebnisse bezüglich Ost- und Westdeutschlands.

Abb. 2: Relative Anteile der Zustimmung zu sekundär-antisemitischen Aussagen und NS-vergleichender Israelkritik getrennt nach Ost- und Westdeutschland zwischen 2003 und 2008



Quelle: Leibold und Kühnel 2008: 141.

Zunächst ist auch hier seit 2003 insgesamt ein Rückgang des sekundären Antisemitismus als auch des NS-Vergleichs zu verzeichnen, allerdings mit folgender Besonderheit. „Im Unterschied zum klassischen Antisemitismus kommt es zu keiner Annäherung, sondern eher zu einer Verstärkung der Differenzen zwischen alten und neuen Bundesländern.“ Leibold und Kühnel führen weiter aus: „Grundsätzlich stellen wir jedoch fest, dass die 40jährige Teilung tatsächlich zu deutlichen Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland geführt hat: Ostdeutsche Befragte lassen unabhängig von der jeweiligen Messung durchgängig ein geringeres Ausmaß an antisemitischen Einstellungen erkennen als die im Westen der Republik.“ (Leibold und Kühnel 2008: 141).

„Man darf doch wohl als Deutscher noch Israel kritisieren, ohne gleich als Antisemit gebrandmarkt zu werden!“ — So oder so ähnlich lauten sehr häufig Aussagen von Personen unterschiedlichster politischer Couleur, speziell seit der bereits erwähnten zweiten Intifada im Jahr 2000, welche damals in den Medien große Aufmerksamkeit auf sich zog. Seit dieser Zeit und der gleichzeitig anwachsenden Kritik an der Palästinenserpolitik Israels waren und sind Teile des wissenschaftlichen als auch öffentlichen Diskurses in Deutschland von der Frage geprägt, ob es sich bei der sich häufenden Kritik an Israel in den Medien und der Bevölkerung um einen neuen Typus von Antisemitismus handelt.

Genau dieser Frage sind Heyder et al. (2005) zum ersten Mal systematisch theoriegeleitet nachgegangen und haben verschiedene Facetten antisemitischer Einstellungen und eine israelkritische Einstellung definiert sowie anschließend repräsentativ für Deutschland empirisch erhoben.⁷ Dies geschah auf der Grundlage der Einstellungs- und Vorurteilsforschung, einschlägiger Fachpublikationen zum Thema, der öffentlichen Mediendiskurse sowie in Anlehnung an das Konzept der Kommunikationslatenz nach Bergmann und Erb (1986). Es konnten folgende Kriterien herausgearbeitet werden. Hierbei ist vorab noch anzumerken, dass die im folgenden zitierten Absatz herangezogenen, weiteren zahlreichen Quellen, der Kürze und der vorliegenden Konzeption geschuldet, herausgenommen wurden (vgl. Endnote 2). Hierbei handelt sich um die Autoren und Autorinnen Uri Avnery, Werner Bergmann, Brian Klug, Ella Lingens, Wolfgang Neugebauer, Nathan Sharansky sowie Juliane Wetzel. Die vollständigen Quellenangaben können dem angegebenen Aufsatz selbst entnommen werden (siehe Heyder et al. 2005).

Eine Kritik an Israel muss sich „...nur dann dem Antisemitismusvorwurf aussetzen, wenn sie eines der folgenden Kriterien erfüllt:

1. die Aberkennung des Existenzrechtes Israels und des Rechtes auf Selbstverteidigung,
2. historische Vergleiche der israelischen Palästinenserpolitik mit der Judenverfolgung im Dritten Reich,
3. die Beurteilung der israelischen Politik mit einem doppelten Standard: Man verurteilt bestimmte politische Maßnahmen in Israel, jedoch in anderen Ländern nicht,

4. die Übertragung antisemitischer Stereotype auf den israelischen Staat. Israel wird so zum „kollektiven Juden“ (vgl. Klug 2003: 120f.) gemacht. Eigenschaften, die normalerweise der Abwertung von Juden dienen, werden auf Israel projiziert und zu dessen Abwertung und Isolierung verwendet. Aus dieser Logik ergibt sich auch der umgekehrte Fall, wenn nämlich die Kritik an der Politik Israels auf alle Juden übertragen und ihnen damit die Verantwortung dafür zugeschrieben wird.“ (Heyder et al. 2005: 146f.).

Insgesamt wurden fünf antisemitische Facetten und eine nicht-antisemitische Israelkritik repräsentativ für Deutschland im sogenannten GMF-Survey 2004 erfasst:⁸ Klassischer Antisemitismus, sekundärer Antisemitismus, israelbezogener Antisemitismus, antisemitische Separation, NS-vergleichende Israelkritik sowie eine israelkritische Einstellung. Die Definitionen der sechs Einstellungskonstrukte lauten wie folgt.

Auch im folgenden zitierten Absatz wurden zahlreiche Quellen entfernt. Hierbei handelt sich um die Autoren und Autorinnen Werner Bergmann, Rainer Erb, Thomas Haury, Brian Klug, Ella Lingens, Ekkehard W. Stegemann sowie Juliane Wetzel.

„1. Klassischer Antisemitismus

Als klassischer Antisemitismus wird die offene Abwertung und Diskriminierung von Juden auf der Basis negativer und tradierter Stereotype (Charaktereigenschaften) bezeichnet. In der nun über zweitausendjährigen Geschichte des Antisemitismus haben sich je nach Funktion verschiedene Bilder der Judenfeindschaft zu Mythen verwoben, die dazu dienen, Juden sozial und politisch zu diskriminieren, zu vertreiben oder gar zu vernichten.

2. Sekundärer Antisemitismus

Bei sekundärem Antisemitismus geht es um eine für Deutschland spezifische Form des Antisemitismus. Er ist durch eine Relativierung, Verharmlosung und teilweise Leugnung (Auszweklüge) der nationalsozialistischen Verbrechen an den europäischen Juden sowie der Forderung nach einem Schlussstrich unter dieses Kapitel der deutschen Geschichte charakterisiert. Diese Verharmlosung der deutschen Verbrechen geht meist mit einer Täter-Opfer-Umkehr einher, die ihrerseits wiederum auf klassischen antisemitischen Stereotypen fußt: Qua ihrer weltweiten Macht (Weltverschwörung) würden Juden ihren Opferstatus geschickt ausnutzen (Gerissenheit) und finanziellen sowie politischen Vorteil daraus ziehen (Geldgier). Die Forschung sieht sekundären Antisemitismus als einen spezifischen Antisemitismus an, der sich nicht trotz, sondern wegen des Holocausts entwickeln konnte. Schuld und Schuldabwehr stehen in seinem Zentrum: Sekundärer Antisemitismus reflektiert die unverarbeitete und unangenehme Schuldfrage, die dem Bedürfnis nach einer ungebrochenen, positiven deutschen Identität eine prinzipielle Schranke setzt.

3. Antisemitische Separation⁹

Antisemitische Separation beschreibt einen Mechanismus der indirekten Abwertung und Ausgrenzung von Bürgern jüdischen Glaubens durch den Zweifel an ihrer Loyalität zu Deutschland. Dadurch, dass ihnen eine größere Loyalität zu Israel unterstellt wird, werden sie von der bundesdeutschen Gesellschaft separiert. »Jüdisch sein« wird so zu einem »Nicht-Deutsch sein«. Die jüdischen Bürger Deutschlands werden nicht als einheimische Staatsbürger, sondern als Parteigänger Israels gesehen.

4. Israelbezogener Antisemitismus

Hierbei handelt es sich um die Übertragung der Kritik an der Politik Israels auf alle Juden. Jüdische Bürger – gleich welcher Nationalität – werden kollektiv für die Politik Israels verantwortlich gemacht. Sie werden so zu Repräsentanten der israelischen Politik und auf Grund dessen zur Zielscheibe von öffentlichen Angriffen und Diskriminierungen. Dieser Antisemitismus bezieht sich auf die Politik Israels.

5. NS-vergleichende Israelkritik

Eine Gleichsetzung der israelischen Palästinenserpolitik mit der Vernichtung von sechs Millionen Juden durch das Dritte Reich stellt nicht nur eine unzulässige Relativierung dar,¹⁰ sondern bewirkt zugleich eine Täter-Opfer-Umkehr, die verschiedene Konsequenzen mit sich bringt: Auf der einen Seite wird den Juden der Opferstatus abgesprochen. Sie selbst werden zu nazi-ähnlichen Tätern stilisiert, was in letzter Konsequenz eine Aberkennung des Existenzrechtes des Staates Israel bedeuten kann. Juden verlieren dadurch ‚ihren moralischen Kredit‘ als Opfer (Bergmann 2004: 9).

6. Israelkritische Einstellung

Unter einer israelkritischen Einstellung ist in Abgrenzung zu den bereits genannten Begriffen, die Kritik gegenüber der Palästinenserpolitik des Staates Israel gemeint, die *nicht* als antisemitisch bezeichnet werden kann. Sowohl jüdische Institutionen in Deutschland als auch israelische Repräsentanten haben in der Vergangenheit immer wieder darauf hingewiesen, dass Kritik an der israelischen Politik bei weitem nicht gleich jeden zum Antisemiten macht.“ (Heyder et al. 2005: 147ff.).¹¹

Um nachzuweisen, ob eine israelkritische Einstellung nicht zu trennen ist von antisemitischen Vorbehalten, sprich immer auch antisemitisch konnotiert ist, wurden sogenannte Korrelationen¹² zwischen den sechs Konstrukten berechnet. Diese geben die Stärke des Zusammenhangs zwischen jeweils zwei Variablen an, in diesem Fall zwischen den Einstellungen. Sollte die Israelkritik mit den antisemitischen Einstellungen stark korrelieren, wäre dies ein klarer Hinweis darauf, dass diese ebenfalls antisemitisch motiviert ist. In Anlehnung an

die bereits erwähnten theoretischen Hintergründe erwies sich die Israelkritik empirisch tatsächlich als eine nicht antisemitische Einstellung, da Selbige nicht mit den meisten anderen antisemitischen Varianten in einem Zusammenhang standen. Nur dann wären berechtigte Zweifel angebracht, ob es so etwas wie eine nicht antisemitische Israelkritik wirklich gibt. Die als antisemitisch herausgearbeiteten Einstellungen korrelierten hingegen alle untereinander z.T. stark bis sehr stark, während die israelkritische Einstellung gar nicht bzw. nur gering mit der ein oder anderen Facette korrelierte. In Tabelle 2 unten sind die Ergebnisse der Korrelationen für Gesamtdeutschland einzusehen.

Antisemitismus, nur ein Problem der Rechten?

Eine weitere Studie hat sich dieser Frage gewidmet und die Unterschiede zwischen politisch links und rechts orientierten Menschen in Deutschland untersucht (Schmidt et al. 2011). Allerdings konnte dies nur für den Repräsentativdatensatz aus 2004 (GMF-Survey 2004) durchgeführt werden, da es bezüglich der genannten, verschiedenen differenzierten antisemitischen Facetten ausschließlich diese verfügbaren Daten gibt.¹³ Die Ergebnisse sind dennoch äußerst interessant, zumal hypothesengeleitete Zusammenhangsanalysen nicht zwingend von der Aktualität von Daten abhängen. Dies stellt sich bei häufiger publizierten Studien, welche sich vornehmlich auf die Veröffentlichung von Ausprägungen (sprich Prozentwerte) bestimmter Einstellungen in der Bevölkerung beschränken, anders dar. Solche rein deskriptiven Studien sind für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt allerdings nur bedingt nützlich, tragen sie nur wenig dazu bei, (Hinter-)Gründe für die untersuchten Phänomene aufzudecken.

Man mag gemeinhin annehmen, dass Antisemitismus sowie soziale Vorurteile eher Probleme der „Rechten“, speziell der Rechtsextremisten, sind (siehe z.B. Benz 2004; Bergmann 2005). Dies ist auch, was die reine Ausprägung dieser Einstellungen angeht, richtig (siehe Tabelle 1). Aber auch linke Gruppierungen sind in den letzten Jahren, speziell seit der Zweiten Intifada, ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. U.a. wird ihnen vorgeworfen, dass sie sich bei der Kritik an der israelischen Palästinenserpolitik eindeutig antisemitischer Vorurteile bedienen (vgl. Schmidt et al. 2011; Ullrich 2008; Weiß 2005; Kloke 2004). Dies zeigt sich z.B. auf Demonstrationen von Attac und anderen „no-Globals“, „...wo sich antisemitischer Inhalte bedient wird (vgl. Wetzel 2005) und die Politik Israels im Nahostkonflikt mit den Verbrechen der Nazis gleichgesetzt wird.“ (Schmidt et al. 2011).

In der genannten Studie von Schmidt, Iser und Heyder wurden für links und rechts orientierte Befragte Hypothesen abgeleitet, was die jeweiligen Zusammenhänge zwischen antisemitischen Vorurteilen, einer israelkritischen Einstellung sowie anderer sozialer Vorurteile angeht. U.a. wurde Folgendes postuliert und anschließend empirisch überprüft:

„Personen mit rechter politischer Orientierung weisen bei allen fünf antisemitischen Dimensionen höhere Mittelwerte auf, als Personen, die sich politisch links verorten. Sowohl bei politisch Rechtsorientierten als auch bei Linksorientierten sollte die israelkritische Einstellung stark ausgeprägt sein. Bei politisch rechtsorientierten Befragten korrelieren alle antisemitischen Facetten positiv mit der israelkritischen Einstellung.“ (Schmidt et al. 2011).¹⁴

**Tab. 1: Operationalisierung¹⁵ und Ausmaß der Einstellungen in Deutschland
Mittelwerte für politisch Rechts- und Linksorientierte**

Konstrukte und Itemformulierungen	Gesamt	Rechts	Links
<i>Klassischer Antisemitismus</i>			
Juden haben in Deutschland zuviel Einfluss.	1,76	2,22	1,48
Durch ihr Verhalten sind die Juden an ihren Verfolgungen mitschuldig.	1,59	1,91	1,36
<i>Sekundärer Antisemitismus</i>			
Ich ärgere mich darüber, dass den Deutschen auch heute noch die Verbrechen an den Juden vorgehalten werden.	2,94	3,27	2,51
Ich bin es leid, immer wieder von den deutschen Verbrechen an den Juden zu hören.	2,74	3,23	2,24
<i>Israelbezogener Antisemitismus</i>			
Durch die israelische Politik werden mir die Juden immer unsympathischer.	2,13	2,45	1,92
Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat.	2,29	2,59	2,1
<i>Loyalitätszweifel^f</i>			
Die deutschen Juden fühlen sich stärker mit Israel als mit Deutschland verbunden.	2,61	2,86	2,43
Die Juden hierzulande interessieren sich mehr für israelische als für deutsche Angelegenheiten.	2,44	2,62	2,23
<i>NS-vergleichende Israelkritik</i>			
Israel führt einen Vernichtungskrieg gegen die Palästinenser.	2,94	2,9	2,9
Was der Staat Israel heute mit den Palästinensern macht, ist im Prinzip auch nichts anderes als das, was die Nazis im Dritten Reich mit den Juden gemacht haben.	2,44	2,53	2,17
<i>Israelkritische Einstellung</i>			
Ich werde wütend, wenn ich daran denke, wie Israel die Palästinenser behandelt.	3,24	3,19	3,29
Es ist ungerecht, dass Israel den Palästinensern Land wegnimmt.	3,36	3,33	3,4

Alle Unterschiede bezüglich der Mittelwerte zwischen den Gruppen sind signifikant auf dem 0,05 Prozentniveau. Ausnahmen bilden die beiden Items der israelkritischen Einstellung sowie die Aussage zum Vernichtungskrieg.

Quelle: Schmidt et al. 2011.

Auf einer vierstufigen Antwortskala, die von „stimme überhaupt nicht zu“ (1) bis „stimme voll und ganz zu“ (4) reichte, gaben die Befragten ihren Grad der Zustimmung oder Ablehnung zu den einzelnen Aussagen an. Wie den Mittelwerten in Tabelle 1 zu entnehmen ist, trifft die erste Hypothese größtenteils zu. Politisch rechts orientierte Befragte stimmen fast allen der antisemitischen Einstellungen stärker zu als politisch links orientierte Personen, sind also insgesamt bedeutend antisemitischer eingestellt. Interessanterweise gilt dies nicht für die Frage „Israel führt einen Vernichtungskrieg gegen die Palästinenser“. Hier stimmen beide Gruppen in gleichem Maße zu. Schmidt et al. schreiben hierzu: „Bei der Interpretation dieses Ergebnisses muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass viele Befragte eventuell nicht die genaue Bedeutung des Begriffs „Vernichtungskrieg“ aus historischer Perspektive kennen.“ (Schmidt et al. 2011). Unabhängig davon stimmt es dennoch nachdenklich, dass sich „Linke“ und „Rechte“ bei der Einschätzung dieser Frage einig sind und sich nicht voneinander unterscheiden. Dies gilt auch für die israelkritische Einstellung. Die Zustimmung zu den israelkritischen Aussagen, wie oben ausgeführt per se nicht als antisemitisch einzustufen, ist insgesamt von allen hier untersuchten Einstellungskonstrukten am höchsten, unabhängig von der politischen Couleur.

Im Folgenden soll sich den Zusammenhängen zwischen den antisemitischen Facetten und der israelkritischen Einstellung gewidmet werden, und zwar getrennt nach politisch links und rechts orientierten Befragten.

Tab. 2: Zusammenhänge antisemitischer Facetten und Israelkritik (Korrelationen) für Gesamtdeutschland sowie linke und rechte politische Orientierung (zweite Zeile: 1.Wert = links; 2.Wert = rechts)¹⁶

	Sekundärer Antisemitismus	Israelbezogener Antisemitismus	Loyalitätszweifel	NS-vergleichende Israelkritik	Israelkritische Einstellung
Klassischer Antisemitismus	.50 .45/.40	.70 .65/.72	.53 .60/.57	.36 .31/.37	n.sig. n.sig./ .25
Sekundärer Antisemitismus		.40 .37/.26	.40 .57/.45	.49 .72/.39	n.sig. n.sig./n.sig
Israelbezogener Antisemitismus			.57 .67/.48	.54 .54/.61	.21 n.sig./ .45
Loyalitätszweifel				.48 .48/.48	.14 n.sig./ .23
NS-vergleichende Israelkritik					.31 n.sig./ .46

Die Koeffizienten der Gesamtstichprobe sind signifikant bei 1%-Irrtumswahrscheinlichkeit; n.sig. = nicht signifikant. Die Koeffizienten der Gruppenvergleiche sind signifikant bei 5%-Irrtumswahrscheinlichkeit; n.sig. = nicht signifikant

Quelle: Schmidt et al. 2011.

Um auch hier nur auf die wichtigsten im vorliegenden Kontext relevanten Ergebnisse einzugehen (ausführlich hierzu Schmidt et al. 2011). Oben wurde bereits in Anlehnung an Tabelle 2 für die gesamtdeutsche Stichprobe ausgeführt, dass die Israelkritik gar nicht bis schwach mit den anderen antisemitischen Facetten in einem Zusammenhang stand. Betrachtet man nun rechts und links politisch orientierte Befragte, zeigt sich ein differenzierteres Bild. Bei der Gruppe der Rechtsorientierten „... weist die israelkritische Einstellung mit allen antisemitischen Facetten außer sekundärem Antisemitismus eine mittlere positive Korrelation auf. Dies bedeutet, dass unsere Annahme, dass sich hinter der vermeintlich neutralen Kritik an Israel bei Menschen mit rechter politischer Orientierung auch antisemitische Vorurteile verbergen...“ (Schmidt et al. 2011), bestätigt wurde. Insgesamt sind die starken bis moderaten Zusammenhänge zwischen fast allen hier untersuchten Einstellungen bei den „Rechten“ ein klarer Hinweis für das Vorliegen eines geschlossenen, antisemitischen kognitiven Überzeugungssystems, oder anders: einer antisemitischen Weltanschauung. „Bei den linksorientierten Befragten gestaltet sich dieser Zusammenhang anders. Die israelkritische Einstellung weist mit keiner der antisemitischen Facetten eine signifikante Korrelation auf. Es lässt sich eindeutig konstatieren, dass Linksorientierte die Kritik an Israel nicht dazu benutzen, antisemitische Vorurteile zu kommunizieren.“ (Schmidt et al. 2011).

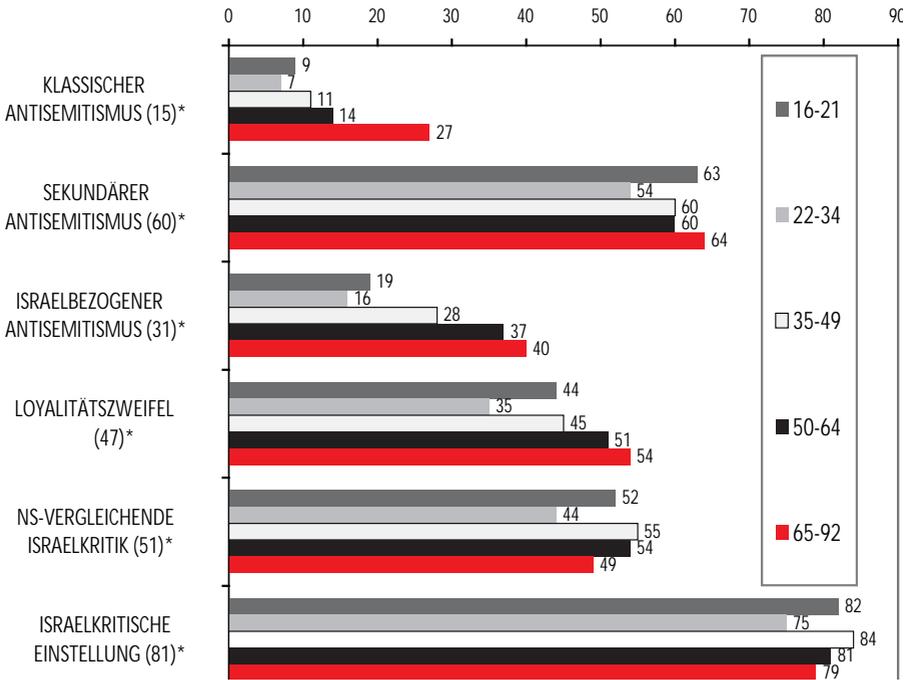
Ein weiteres sehr bemerkenswertes Ergebnis bezüglich der „Linken“ ist der sehr starke Zusammenhang zwischen dem antisemitischen NS-Vergleich und sekundärem Antisemitismus, mit .72 der höchste Wert von allen. Es wurde bereits der Vorwurf angesprochen, dass sich manche linke Gruppierungen bei ihrer Kritik an der israelischen Politik antisemitischer Inhalte bedienen und die Politik Israels im Nahostkonflikt mit den Verbrechen der Nazis gleichsetzen. „Darin könnte sich ein spezifisch deutsches Deutungsmuster des sekundären Antisemitismus in Verbindung mit dem oben definierten NS-Vergleich zeigen, in dem die Schuld des deutschen Volkes durch eine Charakterisierung und Benennung jüdischer Täter relativiert bzw. entlastet werden soll.“ (Schmidt et al. 2011). Es findet also, wie weiter oben bereits ausgeführt, eine Täter-Opfer-Umkehr statt (vgl. Bergmann und Erb 1991). Der sekundäre Antisemitismus ist unweigerlich mit dem Bedürfnis nach einer (ungebrochenen), positiven nationalen Identität verflochten. Der Holocaust steht dieser positiven deutschen Identität im Wege oder, um noch mal Zvi Rex zu bemühen: „die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“. Dieser soziale Mechanismus zeigt sich u.a. bei der reflexartigen Verteidigung auch oder sogar speziell der jüngeren Generationen, wenn es um die Frage der Gefahr antisemitischer Tendenzen in Deutschland geht, welche berechtigterweise von Vertretern jüdischer Organisationen, wie dem Zentralrat der Juden in Deutschland, nach bestimmten gesellschaftlichen Ereignissen oder individuellen Entgleisungen geäußert wird. Dies zeigt sich z.B. sehr deutlich in Zuschriften an den Zentralrat (siehe Benz 2004). Obwohl natürlich den jüngeren Generationen von jüdischer Seite gar kein Schuldvorwurf be-

züglich der NS-Verbrechen gemacht wird, das wäre ja auch absurd, ist dennoch häufig dieser Verteidigungsreflex zu konstatieren. „Wir haben doch damit überhaupt nichts zu tun!“ wird dann schnell verbunden mit negativen Stereotypen wie „und trotzdem zahlen die Deutschen und somit auch wir heute noch Wiedergutmachungsleistungen an Israel [was nicht stimmt, Anm. des Autors, siehe¹⁷]. Da wird doch die deutsche Vergangenheit ausgenutzt, um sich zu bereichern“. Ähnliche, direkte Vorwürfe an den Zentralrat lauten z.B. „Schämen Sie sich denn gar nicht, von den Deutschen soviel Geld abzuzocken?“ (Benz 2004: 55). Dabei spielen natürlich unterschwellig bis offensichtlich negative Stereotype der Geldgier, Gerissenheit und der Unversöhnlichkeit der Juden eine Rolle.

Dieser soziale Mechanismus der Schuldabwehr im Sinne des sekundären Antisemitismus in Verbindung mit der Täter-Opfer-Umkehr zur Herstellung bzw. Verteidigung einer ungebrochen positiven Identität schlägt sich in dem genannten starken Zusammenhang zwischen dem NS-Vergleich und dem sekundären Antisemitismus besonders bei den „Linken“ nieder. Je stärker politisch links orientierte Befragte dem unzulässigen, historischen und sogar strafrechtlich relevanten NS-Vergleich zustimmen, desto stärker ist auch der sekundäre Antisemitismus ausgeprägt. Dieser Zusammenhang ist in dem hohen Maße weder bei der Gesamtbevölkerung noch bei den „Rechten“ zu konstatieren.

Was den angedeuteten generationenspezifischen Antisemitismus betrifft, soll hier ein weiteres, interessantes empirisches Ergebnis einbezogen werden. Viele Studien können zeigen, dass in der Regel mit der Höhe des Alters die Ausprägungen von sozialen Vorurteilen und somit auch von Antisemitismus zunehmen (vgl. z.B. Heyder et al. 2005). Dies trifft insgesamt auch für den klassischen und den israelbezogenen Antisemitismus sowie Loyalitätszweifel zu, wie in Abbildung 3 ersichtlich.

Abb. 3: Zustimmungquoten nach Altersgruppen
 (Raten derer, die Skalenwerte von über 2,5 aufweisen/Angaben in Prozent)



Daten: GMF-Survey 2004, eigene Berechnungen.
 * Die Werte in Klammern stehen für Gesamtdeutschland.

Neben der erschreckenden Tatsache, dass die Hälfte aller Deutschen die israelische Palästinenserpolitik mit der Judenverfolgung im Dritten Reich verglichen, deutet sich bereits anhand des Loyalitätszweifels eine bemerkenswerte Tendenz an. Hier sind die Altersgruppenunterschiede nicht mehr so eindeutig wie bei den beiden anderen genannten Antisemitismusfacetten. Die jüngste Kohorte unterscheidet sich z.B. überhaupt nicht von der ältesten Generation, was den sekundären Antisemitismus angeht. Ähnlich verhält es sich beim NS-Vergleich und auch die israelkritische Einstellung ist bei allen Kohorten fast gleich stark ausgeprägt. Dies ist ein Hinweis auf die oben angeführte Argumentation. Die jüngsten Kohorten weisen zwar einen bedeutend geringeren klassischen Antisemitismus auf als die älteren, was auf unterschiedliche sozialhistorische Sozialisationsphasen zurückzuführen ist, spricht auf Kohorteneffekte. Allerdings scheint die Schuldabwehr und der Wunsch nach einer ungebrochen positiven nationalen Identität im Sinne des sekundären Antisemitismus alle

Generationen gleichermaßen zu betreffen, was sich auch in den generationenübergreifenden hohen Ausprägungen des antisemitischen NS-Vergleichs niederschlägt.

„Eine weitere Annahme bezieht sich auf die von Gordon Allport bereits 1954 formulierte Überlegung, dass den Abwertungen gegenüber verschiedenen Fremdgruppen eine generelle Vorurteilhaftigkeit zu Grunde liegt, sprich: Wenn eine Person Vorurteile gegenüber einer bestimmten Minderheit hat, neigt sie auch dazu andere Minderheiten abzuwerten (vgl. Allport 1954; Cunningham et al. 2004).“ (Schmidt et al. 2011). Dieses Phänomen ist auch seit nunmehr fast zehn Jahren zentraler Bestandteil der Studien zur „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ (GMF, Heitmeyer 2002, 2011) und konnte dort eindrucksvoll mehrfach empirisch bestätigt werden. In Anlehnung an die generelle Vorurteilhaftigkeit wurden folgende weitere Hypothesen abgeleitet:

„In der Gesamtstichprobe korrelieren die antisemitischen Facetten positiv mit den GMF-Elementen. In der Gesamtstichprobe korrelieren die GMF-Elemente nicht positiv mit der Israelkritik. Bei politisch Rechtsorientierten korrelieren die GMF-Elemente positiv mit der Israelkritik.“ (Schmidt et al. 2011).

**Tab. 4: Zusammenhänge Vorurteile/Antisemitische Facetten/Israelkritik (Korrelationen) für Gesamtdeutschland
sowie linke und rechte politische Orientierung (zweite Zeile: 1.Wert = links; 2.Wert = rechts)**

	Klassischer Antisemitismus	Sekundärer Antisemitismus	Israelbezogener Antisemitismus	Loyalitätszweifel	NS-vergleichende Israelkritik	Israelkritische Einstellung
Ausländerfeindlichkeit	.50 .55/.16	.55 .62/.34	.43 .61/n.sig.	.40 .53/.23	.40 .62/.12	-.12 -.23/-.12
Islamphobie	.50 .57/.21	.49 .69/.22	.44 .68/n.sig.	.42 .55/.22	.40 .77/n.sig.	-.13 -.23/-.15
Homophobie	.44 .65/.37	.33 .66/n.sig.	.36 .76/.15	.30 .53/n.sig.	.14 .77/-.19	-.07 n.sig./n.sig.
Rassismus	.50 .66/.43	.30 .61/n.sig.	.39 .73/.29	.33 .67/.13	.23 .65/n.sig.	-.18 -.24/n.sig.
Sexismus	.40 .47/.41	.26 .59/n.sig.	.33 .63/.22	.32 .50/.13	.21 .72/n.sig.	-.13 -.26/n.sig.

Die Koeffizienten der Gesamtstichprobe sind signifikant bei 1%-Irrtumswahrscheinlichkeit

Die Koeffizienten der Gruppenvergleiche sind signifikant bei 5%-Irrtumswahrscheinlichkeit;

n.sig. = nicht signifikant

Quelle: Schmidt et al. 2011.

Die wichtigsten Ergebnisse stellen sich wie folgt dar (ausführlich hierzu Schmidt et al. 2011). „Bezüglich Gesamtdeutschlands ist die generelle Annahme bestätigt, dass soziale Vorurteile mit allen antisemitischen Facetten in einem positiven Zusammenhang stehen... Am stärksten gilt dies hier für Ausländerfeindlichkeit und Islamphobie (Korrelationen zwischen

.40 und .55). Aber auch die anderen Vorurteile stehen in einem substanziellen Zusammenhang (.14 bis .50) mit den verschiedenen Facetten von Antisemitismus...“ (ebd.). Damit ist die Annahme einer generellen Vorurteilhaftigkeit für Gesamtdeutschland bestätigt.

„Die Zusammenhänge der israelkritischen Einstellung mit den unterschiedlichen Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit sind genau gegenteilig gestaltet wie die der antisemitischen Facetten. Überraschenderweise stehen die Vorurteile in einem negativen Zusammenhang mit der israelkritischen Einstellung bei durchgehend niedrigeren Werten von -.07 bis -.18... Je stärker Personen Vorurteile hegen, desto tendenziell weniger üben sie Kritik an der Politik Israels. Dies gilt am deutlichsten für Rassismus. Wäre eine israelkritische Haltung durch Vorurteile oder Rassismus motiviert, so hätten sich hier gegenteilige Ergebnisse zeigen müssen.“ (ebd.).

Bei politisch links orientierten Befragten ist der genannte negative Zusammenhang zwischen der Israelkritik und den GMF-Einstellungen noch deutlicher. „Je stärker bei den Linken die Kritik an Israel ausgeprägt ist, desto geringer sind ihre Vorurteile gegenüber anderen Fremdgruppen.“ (ebd.). Bemerkenswert ist auch, dass „... linksorientierte Befragte, welche die Politik Israels mit dem NS-Regime vergleichen...“ auch stark dazu neigen, Muslimen, Homosexuellen sowie Frauen gegenüber soziale Vorurteile zu hegen.

Das wohl überraschendste Ergebnis in dieser Studie ist die Tatsache, dass sich die generelle Vorurteilhaftigkeit, welche sich ja für Gesamtdeutschland als auch für die linksorientierten Befragten nachweisen ließ, bei den politisch rechts Orientierten in dem Ausmaß nicht feststellbar ist. Es „...zeigt sich, dass die antisemitischen Facetten in dieser Gruppe weniger stark mit anderen Vorurteilen zusammenhängen als in der Gesamtstichprobe oder bei den Linken und es sogar nicht-signifikante Zusammenhänge gibt.“ (ebd.). Dies gilt bei den „Rechten“ mehrheitlich auch für die Zusammenhänge zwischen der Israelkritik und den verschiedenen Vorurteilen. „Obwohl in der Gruppe der Rechtsorientierten zum Teil beträchtliche Zusammenhänge zwischen der israelkritischen Einstellung und Antisemitismus bestehen, spielen andere Vorurteile keine Rolle dabei, ob Rechtsorientierte Israel kritisieren.“ (ebd.). Die AutorInnen Schmidt, Iser und Heyder waren ob dieses Ergebnisses ziemlich verblüfft, erwarteten sie doch genau das gegenteilige Ergebnis. Die erhobenen antisemitischen Facetten sollten auch „...in der Gruppe der Rechtsorientierten deutlich positiv mit anderen Vorurteilen zusammenhängen.“ (ebd.). Zu vermuten ist, dass hier die Höhe der Schulbildung eine Rolle spielt. „Das Überzeugungssystem rechter Befragter scheint nicht derart konsistent zu sein, wie dies bei dem Rest der Bevölkerung der Fall ist. Eine Erklärung hierfür könnte die Bildung sein. Nach Converse (1964) und Zaller (1996) hat die Höhe der Schulbildung eine Wirkung auf die Messung von Einstellungsvariablen. Insbesondere Converse postuliert eine höhere Konsistenz bei der Beantwortung von Einstellungsfragen innerhalb höherer Bildungsgruppen, was mit den besser entwickelten kognitiven Fähigkeiten zusam-

menhängt. Daher sollten besser Gebildete auch ein geschlosseneres Überzeugungssystem haben als schlechter Gebildete (vgl. Heyder und Schmidt 2000; Saris und Sniderman 2004). Nicht nur in unserer Stichprobe haben die politisch linksorientierten Befragten ein höheres Niveau schulischer Bildung als die rechtsorientierten. Nach dieser Annahme müssten sich bei den Linken demnach konsistentere Zusammenhänge zwischen den Einstellungen zeigen. Ob dies jedoch das von uns unerwartete Antwortverhalten erklärt, kann nur durch weitere speziellere Subgruppenanalysen gezeigt werden.“ (Schmidt et al. 2011).¹⁸

So oder so ähnlich enden sehr viele wissenschaftliche Studien und stellen daher einen wertvollen Fundus für weitere zu erforschende Phänomene dar. In der Regel geht man mit weniger Fragen an einen Forschungsgegenstand heran als sich dann nach der „erfolgreichen“ Bearbeitung eröffnen.

Fazit

Neben eher intuitiv erwartbaren Ergebnissen, wie z.B. dass politisch (extrem) rechts orientierte Menschen stärker antisemitisch eingestellt sind als politisch (extrem) links orientierte als auch die Gesamtbevölkerung, wurden hier auch äußerst interessante Ergebnisse zu Tage gebracht. Wie in anderen Studien bereits festgestellt, gibt es bis heute das Phänomen einer generellen Vorurteilshaftigkeit, wie dies schon Allport 1954 postuliert hatte. Menschen, die gegenüber einer bestimmten Gruppe Vorurteile hegen, tun dies auch bezüglich anderer sozial konstruierter Gruppen. Mit anderen Worten und im vorliegenden Kontext: Wer antisemitisch ist, tendiert auch zur Ausländerfeindlichkeit, Islamphobie, Homophobie, Rassismus sowie Sexismus. Interessanterweise konnte dies für die Gesamtbevölkerung als auch für politisch links orientierte Befragte empirisch nachgewiesen werden, in diesem Ausmaß allerdings nicht für politisch rechts orientierte Befragte. Wahrscheinlich spielt hierbei das geringere Niveau schulischer Bildung bei rechts Orientierten eine Rolle. Diese Spekulation bedarf weiterer empirischer Forschung.

Auch wenn „Linke“ weniger vorurteilsbehaftet sind als „Rechte“ und ihre Kritik an Israel nicht antisemitisch motiviert ist, wie es bei den „Rechten“ der Fall ist, ergaben sich sehr bemerkenswerte Ergebnisse. Äußerst interessant als auch problematisch ist die Tatsache, dass sich ein starker Zusammenhang zwischen dem antisemitischen NS-Vergleich und dem sekundären Antisemitismus besonders bei den „Linken“ gezeigt hat. Je stärker politisch links orientierte Befragte dem unzulässigen, historischen und sogar strafrechtlich relevanten NS-Vergleich zustimmen, desto stärker ist auch der sekundäre Antisemitismus ausgeprägt. Dies lässt Rückschlüsse auf einen sozialen Mechanismus zu. Die Schuldabwehr (im Sinne des

sekundären Antisemitismus) steht in Verbindung mit der Täter-Opfer-Umkehr (im Sinne des NS-Vergleichs), welche der Herstellung bzw. Verteidigung einer ungebrochen positiven, nationalen Identität dient. Dieses Phänomen schlägt sich auch in dem viel zitierten Satz des israelischen Psychoanalytikers Zvi Rex nieder. „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“.

„Man darf doch wohl als Deutscher noch Israel kritisieren, ohne gleich als Antisemit gebrandmarkt zu werden!“ Was diese viel diskutierte Frage angeht, ob denn jede Kritik an der israelischen Politik immer auch antisemitisch motiviert ist, gibt es eine klare Antwort: Nein. Dies konnte eindeutig nachgewiesen werden. Es kommt nicht auf das „ob“, sondern auf das „wie“ der Kritik an Israel an. Nur wenn sich eine israelkritische Äußerung antisemitischer Vorurteile bedient, ist sie auch als solche zu verurteilen. Die Kriterien hierfür konnten theoretisch hergeleitet und empirisch bestätigt werden.

Abschließend sei mir noch ein persönlicher Kommentar gestattet. Es ist immer eine Gratwanderung, wissenschaftliche Ergebnisse so zu darstellen, dass sie auch von Leserinnen und Lesern nachvollzogen werden können, welche keine Experten auf dem Gebiet sind und gleichzeitig wissenschaftlichen Mindeststandards zu genügen. Ich hoffe, dass dieser Spagat gelungen ist und der Beitrag eventuell auch Interesse bei Menschen geweckt hat, welche sich ansonsten weniger mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen.

Literatur

- Allport, Gordon W. (1954): The nature of prejudice. Cambridge: Addison-Wesley.
- Benz, Wolfgang (2004): Was ist Antisemitismus? München: Verlag C.H. Beck, Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Band 455.
- Bergmann, Werner (2010a): Geschichte des Antisemitismus. München: Verlag C.H. Beck.
- Bergmann, Werner (2010b): Die Verbreitung antisemitischer Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundesministerium des Innern: Extremismus in Deutschland, 2010, S. 25-49.
- Bergmann, Werner (2005). Antisemitismus im Rechtsextremismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 42, S. 23-30.
- Bergmann, Werner (2004): Neuer alter Antisemitismus in Europa (2002-2003). Zürich: Vortrag an der Universität Zürich, Jüdisches Medienforum Schweiz, 3.2.2004.
- Bergmann, Werner (2001): Antisemitismus. In: Informationen zur politischen Bildung 271, S. 37-42.
- Bergmann, Werner/Wetzel, Juliane (2003): Manifestations of Anti-Semitism in the European Union. Wien: First Semester Report 2002, Synthesis Report.
- Bergmann, Werner/Erb, Rainer (1991): Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 –1989. Opladen: Leske + Budrich.
- Bergmann, Werner/Erb, Rainer (1986): Kommunikationslatenz, Moral und Öffentliche Meinung. Theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, 223-246.
- Converse, Philipp E. (1964): The nature of belief systems in mass publics. In: Apter, David (Hg.): Ideology and discontent. London: The Free Press, S. 206-261.
- Cunningham, William A./Nezlek, John B./Banaji, Mahzarin R. (2004): Implicit and explicit ethno- centrism. Revisiting the ideologies of prejudice. Personality and Social Psychology Bulletin 10, S. 1332-1346.
- DIE ZEIT, 04.04.2007 Nr. 15. siehe <http://www.zeit.de/2007/15/Israel> [Zugriff: 09.03.2011]
- Haury, Thomas (2001): Der Antizionismus der Neuen Linken in der BRD. Sekundärer Antisemitismus nach Auschwitz. In: Arbeitskreis Kritik des deutschen Antisemitismus (Hg.): Antisemitismus - die deutsche Normalität. Geschichte und Wirkungsweisen des Vernichtungswahns. Freiburg: Ca ira, S. 217-229.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2002): Deutsche Zustände, Folge 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2011): Deutsche Zustände, Folge 9. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.
- Heyder, Aribert (2003): Bessere Bildung, bessere Menschen? Genaueres Hinsehen hilft weiter. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Deutsche Zustände, Folge 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 78-99.
- Heyder, Aribert/Iser, Julia/Schmidt, Peter (2005): Israelkritik oder Antisemitismus? Meinungsbildung zwischen Öffentlichkeit, Medien und Tabus. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Deutsche Zustände, Folge 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 144-170.
- Heyder, Aribert/Schmidt, Peter (2000): Autoritäre Einstellung und Ethnozentrismus. Welchen Einfluss hat die Schulbildung? In: Rippl, Susanne/Seipel, Christian/Kindervater, Angela (Hg.): Autoritarismus. Ansätze und Kontroversen der aktuellen Autoritarismusforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 119-146.
- Jäger, Siegfried/Jäger, Margarete (2003): Medienbild Israel. Zwischen Solidarität und Antisemitismus. Münster u.a.: Lit Verlag.
- Klug, Brian (2003): The collective Jew. Israel and the new Anti-Semitism. In: Patterns of Prejudice 37, S. 117-138.
- Kloke, Martin (2004): Antizionismus und Antisemitismus als Weltanschauung? Tendenzen im deutschen Linksradikalismus und -extremismus. In: Bundesministerium des Innern (Hg.): Extremismus in Deutschland. Erscheinungsformen und aktuelle Bestandsaufnahme. Berlin: BMI, S. 163-196.
- Knappertsbusch, Felix/Kelle, Udo (2010): Mutterland des nomadisierenden Finanzkapitals. Zum Verhältnis von Antiamerikanismus und Antisemitismus vor dem Hintergrund der Finanzkrise. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): *Deutsche Zustände, Folge 8*. Berlin: Suhrkamp, S. 44-163.
- Leibold, Jürgen/Kühnel, Steffen S. (2009): Einigkeit in der Schuldabwehr. Die Entwicklung antisemitischer Einstellungen in Deutschland nach 1989. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): *Deutsche Zustände, Folge 7*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 131-151.
- Markovits, Andrei S. (2004): Antiamerikanismus und Antisemitismus. In: Rabinovici, Doron/Speck, Ulrich/Sznaider, Natan (Hg.): *Neuer Antisemitismus?* Eine globale Debatte. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 211-233.
- Saris, Wilhelm E./Sniderman, Paul M. (Hg.) (2004): The issue of belief. Essays in the Intersection of Non-Attitudes and Attitude Change. Princeton: Princeton University.

- Scharenberg, Albert (2006): Brücke zum Mainstream – Mainstream als Brücke. Europäische Rechtsparteien und ihre Politik gegen Einwanderung. In: Greven, Thomas/Grumke, Thomas (Hg.): Globalisierter Rechtsextremismus? Die extremistische Rechte in der Ära der Globalisierung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 70-111.
- Schmidt, Peter/Iser, Julia/Heyder, Aribert (2011): Ist die Kritik an Israel antisemitisch? Die politische Orientierung macht den Unterschied. In: Langenohl, Andreas/Schraten, Jürgen (Hg.): (Un)Gleich-zeitigkeiten. Die demokratische Frage im 21. Jahrhundert. Marburg: Metropolis 2011. [im Druck]
- Schoeps, Julius H./Schlör, Joachim (Hg.) (1995): Antisemitismus. Vorurteile und Mythen. München: Zweitausend-eins.
- Shoa.de Redaktion (2011): Antisemitismus. Vom religiösen Antijudaismus bis zur Endlösung. Siehe <http://zukunft-braucht-erinnerung.de/holocaust/antisemitismus/46-antisemitismus.html> [Zugriff 17.03.2011].
- Stegemann, Ekkehard W. (1993): Die christlichen Wurzeln des Judenhasses. In: Kulturmagazin 16. Antisemitismus, S. 76-82.
- Ullrich, Peter (2008): Die Linke, Israel und Palästina. Nahostdiskurse in Großbritannien und Deutschland. Berlin: Dietz.
- Weiß, Volker (2005): Volksklassenkampf. Die antizionistische Rezeption des Nahostkonflikts in der militanten Linken der BRD. In: Zuckermann, Moshe (Hg.): *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXIII*. Antisemitismus, Antizionismus, Israelkritik. Göttingen: Wallstein, S. 214-238.
- Wetzel, Juliane (2005): Antisemitismus in Europa. Zwischen Tradition und Einwanderung – neue Tendenzen und alte Diskussionen. In: Loewy, Hanno (Hg.): *Gerüchte über die Juden*. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien. Essen: Klartext, S. 27-45.
- Zaller, John R. (1996): *The nature and origins of mass opinion*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Zuckermann, Moshe (2010): „Antisemit!“ Ein Vorwurf als Herrschaftsinstrument. Wien: Promedia Verlag.

Anmerkungen - Fußnoten

- 1 Ich danke Herrn Marcus Eisentraut für die Assistenz bei der Erstellung des Manuskriptes.
- 2 Da es sich bei dem vorliegenden Beitrag nicht um einen wissenschaftlichen Fachartikel handelt, wird aus Platzgründen und vor allem der Lesefreundlichkeit halber mit Literaturverweisen sehr sparsam umgegangen. Zu den hier genannten ausgeführten Themen haben sich natürlich bedeutend mehr einschlägige Autoren geäußert als die hier zitierten. Ferner soll hier nur ein kurzer, theoretischer Überblick sowie Ergebnisse ausgewählter empirischer Studien aus den letzten Jahren vorgestellt werden. Selbige sind natürlich jeweils viel umfangreicher und differenzierter ausgeführt, was im vorliegenden Beitrag alleine schon dem begrenzten Umfang geschuldet nicht möglich ist. Interessierte Leser können den zitierten Studien/Quellen nähere Informationen entnehmen, vor allem was die Interpretationen der Ergebnisse angeht. Ferner enthalten diese Studien auch weitere umfangreiche Literaturangaben zum Thema.
- 3 Siehe hierzu auch Samuel Salzborn unter: http://www.ieg-ego.eu/de/threads/transnationale-bewegungen-und-organisationen/internationale-soziale-bewegungen/samuel-salzborn-antisemitismus#InsertNotelD_33_marker34 [Zugriff: 31.03.2011].
- 4 Zum Thema Antisemitismus und Rechtsextremismus, siehe z.B. Scharenberg (2006). Zum Thema Antisemitismus bei „Linken“ und „Rechten“, siehe Schmidt et al. 2011.
- 5 In diesem Zusammenhang wird auch von einem „linken Antisemitismus“ gesprochen (z.B. Haury 2001; Kloke 2004; Ullrich 2008).
- 6 Ich danke Dr. Jürgen Leibold für die zur Verfügung gestellten Abbildungen 1 und 2, welche hier nur geringfügig modifiziert bzw. ergänzt wurden. Die Daten stammen aus den genannten GMF-Surveys 2002-2010 und zweier Befragungen zu politischen Präferenzen (Titel: Politische Einstellungen, politische Partizipation und Wählerverhalten im vereinigten Deutschland: 1994 und 1998) sowie einer aus dem ALLBUS 1996 (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften).

7 Andere Autoren haben diese theoriegeleitete Konzeption zur Messung antisemitischer Facetten und Israelkritik mittlerweile übernommen und z.T. modifiziert. Siehe z.B. Andreas Zick/Beate Küpper (2005): *Transformed Anti-Semitism – a Report on Anti-Semitism in Germany*, in: *International Journal of Conflict and Violence Research* 7, 50-92, sowie weitere Publikationen dieser Autoren.

8 Die in diesem Beitrag verwendeten, repräsentativen Daten für Deutschland stammen aus den GMF-Surveys des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Universität Bielefeld. Diese Datenerhebungen wurden gefördert durch ein Stiftungskonsortium unter Federführung der Volkswagen Stiftung.

9 In Heyder et al. 2005 hieß es „Antisemitische Separation“. Da dieser Begriff in der Vergangenheit zu Missverständnissen geführt hatte, wurde sich in der späteren Untersuchung (Schmidt et al. 2011) für den präzisieren und bekannteren Terminus des Loyalitätszweifels entschieden.

10 Historische Vergleiche dieser Art sind in Deutschland gesetzlich strafbar (§ 130 Volksverhetzung, StGB, Absatz 3), da sie Handlungen unter der Herrschaft des Nationalsozialismus verharmlosen.

11 Ausführlich zur Debatte des Missbrauchs von Antisemitismusvorwürfen aus israelischer Sicht, siehe Zuckermann (2010).

12 Korrelationen zeigen die Stärke des Zusammenhangs zwischen zwei Variablen (im vorliegenden Fall Einstellungen) an und können als „Je-Desto-Aussagen“ interpretiert werden. Sie variieren zwischen -1.0 und + 1.0. Je näher sie an 1.0 sind, desto stärker ist der Zusammenhang. In der Regel gelten folgende Konventionen: .05 bis .10: sehr schwache Zusammenhänge; .10 bis .20 schwache Zusammenhänge; .20 bis .50 mittelstark; .50 bis .70 stark sowie .70 und höher sehr starke Zusammenhänge. Ein positiver Zusammenhang bedeutet, dass je höher die eine Variable (Einstellung) ausgeprägt ist, desto stärker ist auch die andere Variable ausgeprägt. Exemplarisch für Tabelle 2: Der Wert von .70 zwischen klassischem und israelbezogenem Antisemitismus bedeutet, dass je stärker die Befragten dem klassischen Antisemitismus zustimmen, desto stärker stimmen sie auch dem israelbezogenen Antisemitismus zu. Es besteht also ein sehr starker Zusammenhang zwischen diesen beiden Variablen. Hingegen besteht zwischen der israelkritischen Einstellung und den anderen antisemitischen Facetten kaum bis gar kein Zusammenhang (auf die Signifikanzen kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur so weit, als dass die Signifikanz ausdrückt, inwieweit die repräsentativen Daten zuverlässig etwas über die dahinter liegende Grundgesamtheit aussagen, sprich die deutsche Bevölkerung). Zur Verdeutlichung des/der Verständnisses/Bedeutung von Korrelationen: Eine Variable mit sich selbst korreliert ergibt immer 1.0, da der Zusammenhang perfekt ist. Denn sie misst ja exakt das Gleiche.

13 Die Verfügbarkeit von Daten ist oft ein Problem. Viele ProjektleiterInnen bzw. Stiftungen geben ihre Daten nicht frei, was dem wissenschaftlichen Fortschritt nicht zuträglich ist. Häufig könnte man mit vorhandenen Daten bedeutend mehr Erkenntnisse erzielen als dies die jeweiligen Forschergruppen leisten können. Dennoch werden sie nicht der wissenschaftlichen Allgemeinheit zugänglich gemacht. Über die Gründe lässt sich nur spekulieren.

14 Der genannte Artikel ist kurz vor dem Druck. Daher können hier und im Folgenden keine Seitenzahlen der Zitate angegeben werden.

15 Unter Operationalisierung versteht man u.a. die Messung von Einstellungen (latenten Konstrukten) über die Formulierung von Frageformulierungen (Items) in Fragebögen. Z.B. wird hier klassischer Antisemitismus mit dem Item „Juden haben in Deutschland zu viel Einfluss“ gemessen.

16 Die Korrelationen basieren auf einem Strukturgleichungsmodell (vgl. James L. Arbuckle (2006): *AMOS 7.0 User's Guide*, Chicago: Smallwater), einer sog. simultanen konfirmatorischen Faktorenanalyse.

17 Tatsächlich endeten die Wiedergutmachungszahlungen an Israel im Jahre 1965. Siehe hierzu: <http://www.hagalil.com/archiv/2005/04/eigentum.htm> [Zugriff 31.03.2011].

18 Zu einer Studie über differenzierte Zusammenhänge zwischen Schulbildung und sozialen Vorurteilen, siehe Heyder (2003).

Sinti und Roma als Bürger dieses Staates eine Minderheit zwischen politischer Anerkennung und alltäglicher Diskriminierung

Gegenüber Sinti und Roma gibt es aufgrund der Geschichte in unserer Gesellschaft – ebenso wie beim Antisemitismus gegenüber den Juden – eine lange Tradition von Vorurteilen und diskriminierenden Klischees. Gerade Sinti und Roma werden in der Bevölkerung ihrer Heimatländer immer wieder schnell mit Sündenbock-Funktionen bedacht, wie man es gegenüber den Roma in den osteuropäischen Staaten jetzt wieder in erschreckendem Maße beobachten kann. Die Vorurteile sind auch dort virulent, wo Sinti und Roma gar nicht präsent sind oder wo niemand tatsächlich einen Angehörigen der Minderheit kennt. Die Europäische Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit - die heutige Grundrechte-Agentur der Europäischen Union - in Wien kommt schon seit ihrer Untersuchung über Rassismus in Europa aus dem Jahre 2002 in jedem ihrer Jahresberichte zu besorgniserregenden Ergebnissen. Sie stellt immer wieder fest, dass Sinti und Roma wie keine andere Minderheit in Europa von Rassismus bedroht seien.

Dabei darf nicht vergessen werden, vor welchem Hintergrund wir als Minderheitenangehörige diese Situation erleben:

Die deutschen Sinti und Roma sind in Deutschland seit 600 Jahren beheimatet und Bürger dieses Staates. Die allermeisten der ca. 70.000 Angehörigen unserer Minderheit leben in Städten und Dörfern dieses Landes integriert zusammen mit ihren Nachbarn, meist ohne dass ihre Zugehörigkeit zu unserer Minderheit in dem gesellschaftlichen Umfeld überhaupt bekannt ist. Die Tatsache, dass viele unserer Angehörigen ihre Identität nicht zu erkennen geben, hat ihre Ursache in der wohlbegründeten Sorge vor Benachteiligung im täglichen Leben. Trotz aller positiven Entwicklungen in den letzten Jahren ist es immer noch keine Selbstverständlichkeit, dass Sinti und Roma als gleichberechtigter Teil der Gesellschaft respektiert werden. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Situation der Roma- und Sinti-Minderheiten in den anderen Ländern Europas.

Ebenso wenig gehört es schon überall zum gesellschaftlichen Bewusstsein, dass neben den ermordeten sechs Millionen Juden auch 500.000 Sinti und Roma Opfer des Holocaust durch die Nationalsozialisten wurden.

Es ist eine Tatsache, dass vielerorts immer noch althergebrachte Stereotypen das Bild von der Minderheit prägen. In der repräsentativen Umfrage des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma unter den Angehörigen der Minderheit gaben 76 Prozent der Befragten an, dass sie bei der Arbeit und in der Ausbildung, von Nachbarn, in Gaststätten und an anderen Plätzen häufiger diskriminiert wurden. Das sind erschreckende Ergebnisse.

In anderen europäischen Ländern, insbesondere in Ost- und Südosteuropa, ist die Situation noch weitaus alarmierender als in Deutschland. Wir sind entsetzt über organisierte gewaltsame Überfälle von Neonazi-Banden und rassistische Morde an Roma-Angehörigen – wie sie sich in der jüngsten Zeit hier in Ungarn ereignet haben. Allein in den letzten zwei Jahren wurden 11 Angehörige der Roma-Minderheit, darunter auch ein 5-jähriges Kind, von rechtsextremistischen Tätern heimtückisch ermordet. Gegen diese schlimmen Phänomene wollen wir auch von Deutschland aus mit allen Mitteln angehen. Ich möchte an dieser Stelle nochmals unsere Hochachtung und unseren Dank zum Ausdruck bringen für das Engagement der ungarischen und deutschen Organisationen, die im vergangenen Jahr ihre Solidarität für die Opfer und Hinterbliebenen der Anschläge unter Beweis gestellt haben. Die Regierungsbeauftragten für die Roma-Minderheit in Ungarn, die kommunalen ungarischen Behördenvertreter in den betroffenen Orten, der ungarische Roma-Verband „Phralipe“, der Internationale Bauorden, das Malteser Hilfswerk und die vielen helfenden, zivilgesellschaftlichen Organisationen aus Ungarn haben dazu beigetragen, die zerstörten Häuser wieder instand zu setzen und die Familien zu unterstützen. Besonders dankbar sind wir auch dem Deutschen Fußballverband und seinen Vorständen Dr. Theo Zwanziger und Hermann Korfmacher für ihre öffentlichen Solidaritätsprojekte für die Minderheiten im Juni 2010. Die Solidarität der Zivilgesellschaft mit den Betroffenen hat hier einmal deutliche Zeichen für die bedrohte Minderheit gesetzt.

Bedeutung der Anerkennung als nationale Minderheit

Zunächst ist es wichtig festzuhalten, dass Sinti und Roma in Deutschland und in ihren anderen Heimatstaaten in Europa seit vielen Jahrhunderten leben. In den einzelnen Ländern bilden sie alteingesessene und historisch gewachsene Minderheiten. In Deutschland ist die Minderheit seit 600 Jahren beheimatet und die heute ca. 70.000 deutschen Sinti und Roma sind in der Bundesrepublik eine nationale Minderheit und seit jeher Bürger dieses Staates.

Für uns war es ein historischer Moment, als die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1997 durch Gesetz die deutschen Sinti und Roma - gleichberechtigt neben der dänischen und friesischen Minderheit und dem Volk der Sorben - als nationale Minderheit anerkannte. Mit dieser Anerkennung nach dem Europäischen Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten und der Unterzeichnung der Minderheitensprachen-Charta verpflichtete sich Deutschland erstmals völkerrechtlich verbindlich zum Schutz und zur Förderung unserer Minderheit. Das war und ist für die Stellung der Sinti und Roma in der Gesellschaft von existentieller Bedeutung.

Um den Stellenwert dieser politischen und gesellschaftlichen Anerkennung für unsere Minderheit zu verdeutlichen, muss man auf die Geschichte zurückblicken. Ich will dabei nicht zurückgehen auf die Jahrhunderte alte Historie von Ausgrenzung und Entrechtung der Sinti und Roma. Aber es ist fundamental notwendig, sich die Tatsachen des Holocaust und die Auswirkungen dieses systematischen Vernichtungsprogramms der Nationalsozialisten gegen unsere Minderheit - auch zur Beurteilung der gegenwärtigen Lage - in Erinnerung zu rufen:

Die Nationalsozialisten hatten mit ihrer Propaganda dafür gesorgt, dass Sinti und Roma immer mit den gleichen, unwandelbaren Klischees gesehen wurden. Tatsächlich waren Sinti und Roma lange vor der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten als Nachbarn und Arbeitskollegen in das gesellschaftliche Leben und in die lokalen Zusammenhänge integriert. Sie waren Patrioten und viele hatten im Ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Armee gedient und hohe Auszeichnungen erhalten. Obwohl sie damit ihre Loyalität für ihr Vaterland unter Beweis gestellt hatten, wurden Sinti und Roma nach 1933 ebenso wie Juden vom Säugling bis zum Greis erfasst, entrechtet, gettoisiert und schließlich in die Todeslager deportiert.

Der nationalsozialistische Staat sprach allen diesen Menschen kollektiv und endgültig das Existenzrecht ab, nur weil sie als Sinti, Roma oder Juden geboren worden waren, und zwar völlig unabhängig von ihrem Verhalten, ihrem Glauben oder ihrer politischen Überzeugung.

Auschwitz-Birkenau wurde zum Symbol einer mörderischen Ausrottungspolitik, welche die vollständige Vernichtung der Sinti und Roma zum Ziel hatte. Diese mit der so genannten „Rasse“ begründete Politik der „Endlösung“ unterschied sich grundlegend von allen vorangegangenen Formen der Verfolgung. Nach Schätzungen fielen europaweit 500.000 Sinti und Roma dem Holocaust zum Opfer – einem Verbrechen, das sich jedem historischen Vergleich entzieht und das in seinem Ausmaß bis heute unvorstellbar bleibt.

Der damalige deutsche Bundespräsident Roman Herzog hat die Dimension dieses Verbrechens anlässlich der Eröffnung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg am 16. März 1997 mit folgenden Worten ausgedrückt: „Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden. Sie wurden im ganzen Einflussbereich der Nationalsozialisten systematisch und familienweise vom Kleinkind bis zum Greis ermordet.“

Der historische Bruch des Holocaust hat bis heute Auswirkungen auf die Situation der Minderheit und wird auch die Identität und das Bewusstsein künftiger Generationen prägen. Die wenigen Überlebenden des Völkermords mussten nach ihrer Befreiung aus den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern trotz der erlittenen Verfolgungsschicksale einen neuen Anfang suchen. Nahezu jeder Überlebende hatte einen Großteil seiner Verwandten verloren. Bei dem Bemühen um eine neue Existenzgründung standen die

Überlebenden plötzlich wieder vielen jener „Schreibtischtäter“ gegenüber, die an der Verfolgung unserer Minderheit im Nationalsozialismus beteiligt gewesen waren und immer noch in Amt und Würden standen.

Während die neu gegründete Bundesrepublik die jüdischen Opfer – als Voraussetzung für die Wiederaufnahme in die internationale Staatengemeinschaft – schon bald anerkannte, wurde der Völkermord an unserer Minderheit jahrzehntelang verdrängt und gelehnet. Es fand weder eine politische noch eine juristische oder historische Aufarbeitung dieses Verbrechens statt.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle den Hinweis auf ein aktuelles Problem, das gerade unseren älteren Menschen sehr am Herzen liegt:

Der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma hat jetzt Bund, Länder und Kommunen um eine Initiative für eine bundesweite Regelung gebeten, damit die Grabstätten von NS-verfolgten Sinti und Roma dauerhaft erhalten und geschützt werden. Sinti- und Roma-Familien stehen in der letzten Zeit zunehmend vor dem Problem, dass die Grabstätten ihrer Angehörigen, zu denen auch verstorbene Holocaust-Überlebende gehören, aufgrund abgelaufener Fristen (Ruhezeiten) nach den üblichen Friedhofsordnungen beseitigt werden sollen. In anderen Fällen werden Verlängerungsgebühren gefordert, die von den Betroffenen nicht getragen werden können, oder es sind keine unmittelbaren Angehörigen mehr vorhanden, die die Grabpflege leisten können. Die Erhaltung der Grabstätten als geschützte Gräber auf Dauer und ohne zeitliche Befristung wurde bisher nur in Einzelfällen anerkannt. Die Erhaltung dieser Gräber ist auch deshalb von so großer Bedeutung, weil für die Angehörigen, die in den KZ-Lagern und von den SS-Einsatzgruppen ermordet wurden, keine Grabstätten existieren und kein Platz, an dem die Familien der verlorenen nächsten Angehörigen gedenken können. Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass es in den Jahrzehnten nach 1945 keine Anerkennung und Aufarbeitung des Schicksals der Holocaust-Opfer unserer Minderheit gab.

Bereits wenige Jahre nach Kriegsende gelang es den Funktionsträgern aus dem ehemaligen „Reichssicherheitshauptamt“, Schlüsselpositionen im neu aufgebauten Polizeiapparat zu besetzen. Dafür mussten sie ihre maßgebliche Rolle bei der Organisation des Völkermords an den Sinti und Roma systematisch verschleiern oder verharmlosen. Die ehemaligen SS-Offiziere rechtfertigten die Deportationen der Sinti- und Roma-Familien in die Vernichtungslager. Diese Verfälschung der historischen Tatsachen, die sogar Eingang in die Urteile höchster deutscher Gerichte fand, war nicht nur eine Verhöhnung der Opfer, sie stellte die Prinzipien von Rechtsstaatlichkeit und demokratischem Neubeginn radikal in Frage. Das war eine entscheidende Weichenstellung für den gesellschaftlichen Umgang mit dem Völkermord an unserer Minderheit in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft.

Infolgedessen war es keine Selbstverständlichkeit und kein routinemäßiger politischer Akt, dass im Jahre 1997 und 1998 die Bundesrepublik Deutschland die deutschen Sinti und Roma nach dem „Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten“ anerkannte und unsere Sprache unter den Schutzbereich der Europäischen Minderheitensprachen-Charta stellte. Dagegen gab es massive Widerstände und diese staatlichen Verpflichtungen mussten durch die Bürgerrechtsarbeit der Organisationen unserer Minderheit zuvor politisch erstritten werden.

Erst mit der Selbstorganisation der Betroffenen und der Gründung einer Bürgerrechtsbewegung, die seit Ende der Siebzigerjahre durch öffentliche Aktionen und Veranstaltungen auf ihr Anliegen aufmerksam machte, wurde ein Wandel eingeleitet. Träger dieser Emanzipationsbewegung waren die Kinder der Opfergeneration. Unsere Eltern hatten den NS-Staat als übermächtige Diktatur erlebt, sie waren der Maschinerie der Vernichtung nahezu hilflos ausgeliefert gewesen. Nach 1945 gab es keinen Staat wie Israel oder die USA, der uns Schutz oder zumindest Unterstützung hätte gewähren können. Wir, die Angehörigen der Nachkriegsgeneration, mussten erleben, dass es zwar auch in der Bundesrepublik Rassismus und Diskriminierung gab, doch waren wir von dem Bewusstsein getragen, dass Demokratie zugleich die Chance beinhaltet, für unsere Rechte als deutsche Staatsbürger zu kämpfen und selbstbewusst für unsere Ziele einzutreten.

Eine wichtige Station in der Bürgerrechtsarbeit markierte der an Ostern 1980 in der Gedenkstätte Dachau durchgeführte Hungerstreik, über den in den Medien bis in die USA sehr ausführlich berichtet wurde. Adressat dieser Aktion war das Bayerische Innenministerium; dabei ging es insbesondere um die Methoden der rassistischen Sondererfassung von Sinti und Roma bei Justiz- und Polizeibehörden auf der Grundlage der alten Aktenbestände aus der Nazizeit und teilweise mit dem damaligen SS-Personal. Nach siebentägigem Hungerstreik lenkte das Bayerische Innenministerium schließlich ein. Die alten Praktiken der Sondererfassung sollten beendet, rassistische behördeninterne Publikationen aus dem Verkehr gezogen werden.

Zwei Jahre später, im März 1982, erfolgte die offizielle Anerkennung des Völkermords an den Sinti und Roma aus Gründen der so genannten „Rasse“ durch den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt.

Und im gleichen Jahr wurde der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma mit Sitz in Heidelberg als eine neue Dachorganisation gegründet, der 16 Landesverbände und regionale Verbände in den deutschen Bundesländern angehören. Seither vertritt der Zentralrat auf nationaler wie auf internationaler Ebene die Interessen der in Deutschland lebenden Sinti und Roma und setzt sich für die Anerkennung und Teilhabe der Minderheit im politischen und gesellschaftlichen Leben ein.

Mit dem Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten ist das erste völkerrechtlich verbindliche Schutzinstrument geschaffen worden, das sich direkt auf die nationalen Minderheiten bezieht. Der entscheidende Schritt für diese Schutzkonvention erfolgte beim Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs der Mitgliedsstaaten des Europarates in Wien am 8. und 9. Oktober 1993. Dort wurde vereinbart, so die „Wiener Erklärung“, „dass die nationalen Minderheiten, die durch die geschichtlichen Umwälzungen in Europa entstanden sind, als Beitrag zu Frieden und Stabilität geschützt und geachtet werden“ müssen.

Die Staats- und Regierungschefs beauftragten das Ministerkomitee, ein Rahmenübereinkommen abzufassen, in dem die Rechtsgrundsätze zusammengefasst sind, zu deren Einhaltung sich die Vertragsstaaten verpflichtet haben, um den Schutz der nationalen Minderheiten sicherzustellen. Die Europäische Union und die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) haben das Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten ausdrücklich übernommen.

Das Rahmenübereinkommen hat folgende wesentliche Inhalte, die von den Mitgliedsstaaten umgesetzt werden müssen:

Vorangestellt ist der Grundsatz des freien Bekenntnisses zur Minderheit. Das hat zur Folge ein Verbot der behördlichen Sondererfassung und der öffentlichen Kennzeichnung einzelner Betroffener in Behördenberichten an die Medien.

Im Zentrum des Rahmenübereinkommens steht das Verbot jeder Diskriminierung für alle Bereiche des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens und die Verpflichtung des Staates, zur Herstellung der Chancengleichheit, soweit erforderlich durch Förderungsmaßnahmen (zum Beispiel in der Bildung), zu sorgen.

Außerdem wird der Schutz vor feindseligen und gewalttätigen Handlungen sowie Maßnahmen gegen rechtsextremistische Propaganda und Übergriffe von den Unterzeichnerstaaten gefordert.

Das Abkommen garantiert ferner den freien Zusammenschluss und die Förderung der Selbstorganisationen der Minderheiten.

Schließlich wird die Beteiligung und Vertretung der Minderheiten-Organisationen in politischen Gremien und Aufsichtsorganen von Rundfunk und Fernsehen gefordert, außerdem freier Zugang für die Minderheiten zu den Medien (z.B. Beteiligung an Sendungen)

Vorgeschrieben sind in dem Rahmenübereinkommen auch geeignete Maßnahmen zur Erhaltung der Minderheitensprache.

Besonders wichtig im Rahmenübereinkommen ist die völkerrechtliche Bestimmung, dass die Unterzeichnerstaaten sich regelmäßigen Kontrollen durch einen Expertenausschuss des Europarats unterwerfen, der die Umsetzung des Abkommens prüft und regelmäßige Berichtspflichten für die Mitgliedsstaaten beinhaltet.

Mit der Unterzeichnung des „Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten“ im Jahre 1995 und dem Ratifizierungsgesetz vom 10. September 1997 wurde erstmals eine Rechtsgrundlage für den Anspruch auf Schutz und Förderung auch unserer Minderheit geschaffen - sowohl innerstaatlich als auch gegenüber der Europäischen Staatengemeinschaft. Damit verpflichteten sich die Bundesregierung und die Länderregierungen, die hier lebenden Angehörigen der Minderheiten nicht nur vor Diskriminierung zu schützen, sondern auch ihre Sprache zu bewahren und ihnen die Grundrechte wie Versammlungs- und Religionsfreiheit zu gewährleisten.

Die Rahmenkonvention wird ergänzt durch die Europäische Charta für Minderheitensprachen. Am 14. Juli 1998 beschloss das Hessische Kabinett als erste deutsche Landesregierung, unsere Minderheitensprache, das deutsche Romanes, unter den rechtsverbindlichen Schutz nach Teil III der Charta zu stellen.

Notwendige Umsetzung der politischen Erklärungen in konkretes Recht und Handeln

Auch wenn in vielen Bereichen noch keine vollständige Umsetzung der Schutz- und Förderpflichtungen erreicht ist, hat Deutschland nach dem Inkrafttreten des Rahmenübereinkommens wichtige Schritte unternommen - insbesondere mit der Förderung der Selbstorganisationen wie dem Zentralrat Deutscher Sinti und Roma und durch die Förderung der Landesverbände durch die Bundesländer.

Besonders positiv ist hervorzuheben, dass das Bundesland Rheinland-Pfalz zwischenzeitlich in einem öffentlich-rechtlichen Vertrag mit dem dortigen Landesverband deutscher Sinti und Roma die konkreten Inhalte der Schutz- und Fördermaßnahmen rechtsverbindlich festgelegt hat. Dazu gehört unter anderem, dass beispielgebend ein Vertreter unseres Verbandes in das Aufsichtsgremium für die Privatmedien und das Fernsehen (Landesmedienanstalt - LMK) aufgenommen wurde. In Anlehnung daran hat das Bundesland Bayern mit dem dortigen Landesverband deutscher Sinti und Roma eine „Gemeinsame Erklärung“ über Schutz und Förderung abgegeben.

Eine weiterer wichtiger Schritt war die Einrichtung und die Förderung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in einem Gebäude in der Heidelberger Altstadt, das Anfang der Neunzigerjahre mit Unterstützung der Bundesregierung erworben werden konnte. Wie eingangs erwähnt, wurde unser Zentrum mit der weltweit ersten Dauerexposition zum nationalsozialistischen Völkermord an unserer Minderheit im März 1997 in Anwesenheit von über 700 Gästen aus dem In- und Ausland der Öffentlichkeit übergeben.

Zwischenzeitlich hat unser Zentrum zusammen mit dem Staatlichen Museum Auschwitz und sieben nationalen Roma-Organisationen anderer Staaten eine weitere Ausstellung realisiert, die seit August 2001 erstmals auch in der Gedenkstätte Auschwitz den Holocaust an unserer Minderheit umfassend dokumentiert.

Im Januar 2008 konnten wir eine inhaltlich erweiterte englischsprachige Version dieser Ausstellung erstmals im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York präsentieren, nachdem sie zuvor bereits im Europa-Parlament in Straßburg, in Budapest, Prag und anderen Städten zu sehen war. Dies zeigt, dass die Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen längst als eine gesamteuropäische, ja globale Aufgabe verstanden wird.

Trotz dieser bedeutenden politischen Entwicklungen werden Sinti und Roma auch mehr als 60 Jahre nach dem Ende des „Dritten Reichs“ immer wieder zu Opfern von rassistisch motivierter Gewalt und von Diskriminierungen in allen Lebensbereichen. Dies dokumentiert auch die oben erwähnte repräsentative Umfrage des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma unter mehr als 550 Angehörigen der Minderheit in der Bundesrepublik vom Herbst 2006. Als Folge dieser Diskriminierungen erleben wir es immer wieder, dass viele Sinti und Roma ihre Identität als Angehörige unserer Minderheit nicht preisgeben, um ihre Chancen in Schule und Beruf nicht zu beeinträchtigen.

Keine Ungleichbehandlung im Recht Verfassung von Schleswig-Holstein

Gegen die virulente Benachteiligung im Alltag muss die Politik – soweit möglich – auch im Bereich der Gesetzgebung Signale setzen und bestehende Ungleichbehandlungen beseitigen. Ein Beispiel für diesbezüglichen dringenden Handlungsbedarf ist die Verfassung des Landes Schleswig-Holstein. Sie enthält seit einigen Jahren mit Artikel 5 eine vorbildliche Minderheitenschutzbestimmung, die aber lediglich der dänischen und friesischen Minderheit einen Anspruch auf Schutz und Förderung gewährt.

Die schleswig-holsteinischen Sinti und Roma, die in diesem Land als deutsche Staatsbürger schon seit jeher beheimatet sind, haben genauso Anspruch auf verfassungsmäßigen Schutz und Förderung, wie dieser für die dänische Minderheit und die Volksgruppe der Friesen bereits gilt. Nach dem Inkrafttreten des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten im Jahre 1998, mit dem die hier lebenden deutschen Sinti und Roma auch von Schleswig-Holstein ausdrücklich - gleichberechtigt neben den anderen Minderheiten - anerkannt wurden, besteht zur entsprechenden Verfassungsergänzung nicht nur eine

politische und gesellschaftliche Verantwortung, sondern auch eine rechtliche Verpflichtung. Vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Völkermordes an den Sinti und Roma berührt diese Frage auch die Glaubwürdigkeit bezüglich der Aufarbeitung der Geschichte im Lande Schleswig-Holstein.

Artikel 5 Abs. 2 Satz 2 der Landesverfassung in der derzeitigen Fassung ist grundgesetzwidrig und verletzt Bundesrecht (Art. 28 Abs. 1 Grundgesetz), da den schleswig-holsteinischen Sinti und Roma im Unterschied zu den beiden anderen Minderheiten der Anspruch auf Schutz und Förderung vorenthalten wird. Die vorhandene Ausgrenzung verstößt gegen das Willkürverbot des Artikels 3 Grundgesetz als fundamentalen Grundsatz des Rechtsstaats. Das Land Schleswig-Holstein, das an anderer Stelle oft eine vorbildliche Minderheitenschutz-Politik geleistet hat, bekannte sich selbst und ausdrücklich mit der Erklärung vom 29. März 1995 in der „Ständigen Vertragskommission der Länder“ zu der gleichberechtigten Anwendung des Minderheitenschutz-Abkommens auch für die deutschen Sinti und Roma in seinem Land (Az.: 11 – StVK 1240). Das Land gab damit die Grundlage für die anschließende Ratifizierung des völkerrechtlichen Abkommens zum Schutz nationaler Minderheiten durch die Bundesrepublik Deutschland.

Das Bundesverfassungsgericht hat in Bezug auf den Verstoß gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz und das Willkürverbot ausgeführt, in materieller Hinsicht sei zu beachten, dass dem Gesetzgeber im Bereich der gewährenden Staatstätigkeit zwar weitgehend Freiheit in der Abgrenzung des begünstigten Personenkreises gebührt. Eine Rechtsnorm sei aber dann als verfassungswidrig anzusehen, wenn der Gesetzgeber ohne vernünftige Gründe für die Differenzierung einen Personenkreis benachteiligt. Das ist hier zurzeit der Fall.

Die schleswig-holsteinische Landesregierung hatte dementsprechend schon im Jahre 1996 in einem Schreiben an die damalige Landtagspräsidentin das Einverständnis mit einer Ergänzung der Verfassung erklärt. Die Ministerpräsidentin betonte seinerzeit, dass mit der Bezeichnung als „nationale Minderheit“ für die schleswig-holsteinischen Sinti und Roma „vor dem Hintergrund der NS-Vergangenheit dadurch eindeutig zum Ausdruck kommen solle“, dass „Sinti und Roma gerechterweise nicht schlechter gestellt sein dürften als andere Minderheiten und Volksgruppen in Schleswig-Holstein.“

In keiner Weise akzeptabel und massiv diskriminierend sind damalige Ablehnungsbeurteilungen, man halte die Sinti und Roma anders als Dänen und Friesen „nicht für landestypisch“ oder heute die Rede vom „überflüssigen Schutz“ der Sinti und Roma oder vom „Überfrachten“ der Verfassung. Solche Äußerungen sind ganz sicher keine „vernünftigen Gründe“, sondern offenbaren eine tiefe innere Ablehnung und Ausgrenzung der Minderheit, deren Angehörige als deutsche Staatsbürger seit Jahrhunderten traditionell in Schleswig-Holstein leben. Auf die eigene Verantwortung der Bundesländer hat im übrigen die Bundesrepublik Deutschland immer wieder in ihren offiziellen Staatenberichten sowohl an

die OSZE als auch an den Europarat mit Recht ausdrücklich verwiesen und die Länder an der Berichterstattung beteiligt.

Deshalb bedarf es unter allen Umständen der Ergänzung der Landesverfassung mit dem Anspruch auf Schutz und Förderung auch für die schleswig-holsteinischen Sinti und Roma.

Bedeutende Rolle der Medien

Wesentlicher Grund für die Diskriminierung und den Rassismus gegenüber unseren Menschen ist das Fortbestehen jener Vorurteilsstrukturen und rassistischer Klischees, die maßgeblich von der menschenverachtenden Rassenideologie der Nationalsozialisten geprägt wurden. Bei der Verbreitung rassistischer Stereotype über die Minderheit spielen insbesondere die Medien eine zentrale Rolle. Vor allem Presse, Rundfunk und Fernsehen haben für das Ansehen und die Situation unserer Minderheit eine Schlüsselfunktion, und das in allen Ländern Europas. Dies wird besonders deutlich bei der diskriminierenden Kennzeichnung von Beschuldigten als „Sinti“, „Roma“, „Zigeuner“ oder mit anderen Synonymen in Medienberichten. Durch eine solche Minderheitenkennzeichnung, für die kein zwingender Sachbezug besteht, wird Kriminalität zu einem Merkmal der gesamten Volksgruppe gemacht. Diese menschenverachtende Praxis wurde auch von den Nationalsozialisten gegenüber Sinti und Roma und gegenüber Juden gezielt benutzt, um ihre rassenideologisch motivierte Politik der Ausgrenzung und Entrechtung zu legitimieren. Der Zentralrat hat über 500 Presseartikel und Agenturmeldungen in den letzten 10 Jahren dokumentiert, in denen, veranlasst von Behörden, die diskriminierende Minderheitenkennzeichnung von Beschuldigten herausgestellt wird.

Zu beklagen ist insbesondere, dass einzelne Polizei- und Justizbehörden immer noch entsprechende Informationen über die Minderheitenzugehörigkeit von Beschuldigten an die Medien weitergeben. Das heißt, dass die Behörden in ihren Berichten und Auskünften über Straftaten und Verdächtige ohne sachliche Notwendigkeit auf die Abstammung von Beschuldigten als Sinti und Roma hinweisen, mit der Folge, dass entsprechende stigmatisierende Berichte in Presse und Fernsehen gegen die gesamte Minderheit veröffentlicht werden.

Der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma fordert seit langem wirksame Schritte gegen diese Behördenpraxis, da die Minderheitenkennzeichnung Beschuldigter als „Sinti und Roma“ oder „Zigeuner“ nur Rassismus und Vorurteile gegen die gesamte Minderheit schürt. Die Kennzeichnung erfolgt in Behörden oft auch mit fragwürdigen Ersatzbegriffen wie »Landfahrer« oder »mobile ethnische Minderheit«. Sie zieht für alle Angehörigen der Minderheit Benachteiligungen in Schule, Beruf und gesellschaftlichem Leben nach sich. In einem demokratischen Rechtsstaat gilt das fundamentale Rechtsprinzip, dass für sein Fehl-

verhalten nur jeder Einzelne verantwortlich zu machen ist, nicht eine Minderheit, Religionsgemeinschaft oder sonstige Gruppe, der derjenige eventuell angehört. Unterstützt von dem verfassungsrechtlichen Gutachten aus dem Jahre 1993 setzen wir uns seitdem für eine verbindliche Regelung gegenüber den Behörden des Bundes und der Länder ein, damit in Berichten über Beschuldigte nicht auf die mögliche Zugehörigkeit zu einer ethnischen, religiösen oder sexuellen Minderheit oder auf deren Hautfarbe hingewiesen werden darf, wenn es für das Verständnis des berichteten Vorgangs nicht ausnahmsweise erforderlich ist.

Der frühere Richter am Bundesverfassungsgericht, Dr. Helmut Simon, erklärte in einem verfassungsrechtlichen Gutachten aus dem Jahre 1993 die Rechtswidrigkeit dieser Minderheitenkennzeichnung: „Insbesondere greift die Erwägung nicht durch, der wahrheitsgemäße Hinweis auf die Volkszugehörigkeit müsse bei Sinti und Roma ebenso unbedenklich zulässig sein wie in vergleichbaren Zusammenhängen bei Deutschen, Russen, Bayern oder Berlinern. Schon generell kann ein Unterschied bestehen, je nachdem ob eine Person, der ein Fehlverhalten angelastet wird, zur Mehrheitsbevölkerung oder zu einer Minderheit gehört. Bei Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung ist es überhaupt nicht üblich, die Staats- und Volkszugehörigkeit besonders zu erwähnen. Ein Anreiz dazu lässt sich in der Regel nur gegenüber Angehörigen einer Minderheit beobachten. Hier kann schon der bloße Hinweis auf die Zugehörigkeit zu der ethnischen Minderheit als Ausgrenzung und als Mittel zur Diskriminierung ausreichen, da er den Eindruck suggeriert, das Fehlverhalten des einzelnen Beschuldigten sei auch bei anderer Angehörigen der Minderheit zu befürchten. Damit ist verstärkt bei Angehörigen der Volksgruppe der Sinti und Roma zu rechnen, zu deren Lasten frühere Vorurteile und Stigmatisierungen nachwirken und die deswegen schweren Verfolgungen ausgesetzt waren. Angesichts dieser besonderen Gefährdungslage und der daraus folgenden erhöhten Verantwortung ist zu prüfen, ob es eine weitergehende verfassungskräftige Pflicht des Staates zum Schutz gegen denartige Diskriminierungen gibt.“

Der Zentralrat veröffentlichte anlässlich des 50. Jahrestages der Reichspogromnacht in der Wochenzeitung DIE ZEIT vom 10. November 1988 zum ersten Mal eine Gegenüberstellung von Schlagzeilen der NS-Presse und der Presse der Jahre 1983-1988. In dem damit verbundenen Appell hieß es:

„Wöchentlich und oft täglich seit 1945 schreiben deutsche Zeitungen – meist veranlasst durch Polizeibehörden – über Sinti und Roma Artikel, die die Verteufelung und Diffamierung unserer gesamten Volksgruppe bewirken. Allein in den vergangenen 12 Monaten des Jahres 1988 und 1987 standen in der Presse über 200 solcher Artikel. Der Reichspogromnacht vor 50 Jahren ging die öffentliche Verteufelung und Kriminalisierung mit

Presseberichten über deutsche Juden voraus. Dazu ordnete der Reichsinnenminister am 7. Dezember 1935 gegenüber den Polizeibehörden an: ‚Bei allen Mitteilungen an die Presse über Straftaten von Juden ist die Rassenzugehörigkeit hervorzuheben‘ Diese gegenüber Sinti und Roma bis heute weiter betriebene Praxis ist hier mit Schlagzeilen dokumentiert...“.

Um eine Korrektur dieser Praxis zu erreichen, schlug der Zentralrat dem Deutschen Presserat am 21. Januar 1988 eine Ergänzung des Pressekodex und der damaligen Richtlinie Nr. 14 vor. Diese damalige Ziffer 14 hatte die Überschrift „Rassische Diskriminierung und Vorurteile“ und lautete seinerzeit:

„Aufgrund einer Anregung des Verbandes der deutsch-amerikanischen Clubs empfiehlt der Deutsche Presserat bei der Berichterstattung über Zwischenfälle mit US-Soldaten darauf zu verzichten, die Rassenzugehörigkeit ohne zwingend sachbezogenen Anlass zu erwähnen. (7. Dezember 1971),“

Für den Bereich der Presseberichterstattung in Deutschland bringt heute Artikel 12 des Pressekodex dieses rechtsstaatliche Grundprinzip zum Ausdruck, wobei wir es für ein Problem halten, dass dort nicht die Formulierung »zwingender Sachbezug« verwendet ist, sondern lediglich weiter gefasst »begründbarer Sachbezug«, was zu Unklarheiten bei der Anwendung und Schwierigkeiten bei den Beschwerdeentscheidungen führt.

Verbunden mit einer Dokumentation über »Diskriminierende Berichte über Sinti und Roma in den Medien seit der deutschen Einheit« schlug der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma am 15. November 1994 auf seiner ersten Medientagung im Deutschen Presseclub in Bonn als Formulierung eines Diskriminierungsverbots vor: »Die Berichterstattung ist entsprechend Art. 3 Abs. 3 und Art. 1 Grundgesetz so zu halten, dass sie nicht diskriminierend und Vorurteile schürend wirkt. Insbesondere darf nicht bei Berichten über Beschuldigte einer Straftat auf deren mögliche Zugehörigkeit zu einer ethnischen, religiösen oder sexuellen Minderheit oder auf deren Hautfarbe hingewiesen werden, ohne dass für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein zwingender Sachbezug besteht. Wer gegen dieses Gebot verstößt, kann auf Unterlassung und Schadensersatz in Anspruch genommen werden«. Als Referenten befürworteten im Jahre 1994 unter anderem der Intendant der Deutschen Welle, Dieter Weirich, und der Intendant des Saarländischen Rundfunks, Dr. Manfred Buchwald, den vom Zentralrat vorgelegten Formulierungsvorschlag. Zu einer entsprechenden gesetzlichen Regelung kam es allerdings bisher nicht.

Auf der 15 Jahre danach – am 5. November 2009 – im Auswärtigen Amt in Berlin durchgeführten zweiten Medientagung des Zentralrats in Kooperation mit dem Deutschen Presserat und der Friedrich-Ebert-Stiftung nahmen internationale Fachleute, Vertreter von

Politik und Medien und von Minderheiten eine Bestandsaufnahme vor. Und sie diskutierten die Fragestellung des Schutzes vor Diskriminierung in Abwägung gegenüber der Pressefreiheit. Thematisiert wurde in diesem Rahmen auch unsere Forderung nach Aufnahme von Vertretern der Minderheit in die Aufsichtsgremien für die öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie für die Privatmedien, um Diskriminierungen schon im Vorfeld auszuschließen.

Dabei hat es uns sehr gefreut, dass auch Vertreter der öffentlich-rechtlichen deutschen Fernsehanstalten ZDF und WDR, von der OSZE, aus den Bundes- und Landes-Ministerien, von den Botschaften und aus den Organisationen der Minderheit sowie der Zivilgesellschaft an der Diskussion teilnahmen.

Dem Deutschen Presserat legten wir seit 1990 jährlich gesammelte Beschwerden der letzten 12 Monate gegen solche Presseberichte vor, bei denen die Minderheitenkennzeichnung Beschuldigter in der Regel aus Behördenauskünften übernommen wurde. Dabei kann man durchaus unterstellen, dass in den meisten Fällen die Kennzeichnung nicht mit dem Vorsatz erfolgte, zu diskriminieren, sondern dass sie ohne weitere Überlegung übernommen wurde. Das gilt sicher auch für einen Teil der Behördenvertreter, die auf die Minderheiten-Zugehörigkeit Beschuldigter hinwiesen. In einem Teil der Fälle erfolgten Verurteilungen bzw. wurden redaktionelle Hinweise durch den Deutschen Presserat erteilt.

Die Anzahl der Beschwerden nahm in den letzten Jahren ab, und wir haben diese positive Entwicklung auch in unseren Stellungnahmen gegenüber den Gremien der Europäischen Union, des Europarates und gegenüber dem UNO-Ausschuss gegen Rassismus (CERD) sowie gegenüber der Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz (ECRI) im letzten Jahr deutlich zum Ausdruck gebracht.

Trotz der zahlenmäßig zurückgegangenen Beschwerden gibt es aber in Deutschland immer noch viele Fälle weit verbreiteter Berichterstattung, die schlimme Auswirkungen haben. Ein aktuelles Beispiel war die bundesweite öffentliche Brandmarkung von Sinti und Roma im Zuge der polizeilichen Fahndung nach der sogenannten »Phantom-Frau«. Sie wurde als Täterin des Mordes und Mordversuchs an zwei Polizeibeamten im Jahre 2007 in Heilbronn zwei Jahre lang gesucht. Laut Berichterstattung war das in Deutschland der »Kriminalfall Nr. 1«.

Obwohl viele seriöse Medien sich zurückhielten, betrieben einige Zeitschriften und Zeitungen eine massive Stigmatisierung der Sinti und Roma. Das Klischee von der angeblich »umherziehenden Minderheit« und die althergebrachten Stereotypen über »Zigeuner« veranlassten die Behörden und manche Medien, die Minderheit pauschal und landesweit in diesem schweren Kriminalfall unter Verdacht zu stellen. Dabei beriefen sie sich immer wieder auf eine am Tatort aufgefundene DNA-Spur der sogenannten »Phantom-Frau«, wie sie von der Polizei genannt wurde. Die DNA-Spur sei vorher und nachher angeblich in ganz Deutschland, Österreich und Frankreich aufgetaucht, woraus die Behörden folgerten, dass es

sich eine „umherziehende Täterin“ handeln müsste. Unter Zugrundelegung der bekannten Klischees über die Minderheit wurde das zum Anlass genommen, dass in den Medien die Rede war von „Ermittlungen im Zigeuner-Milieu“ und der angeblich »heißesten Spur« bei verdächtigen „Sinti-Clans“ und Mitgliedern von „mobilen sozialen Gruppen wie Sinti und Roma“, wie es hieß, die »*doch schwer zu fassen seien*«.

Nach zwei Jahren stellte sich dann heraus, dass die DNA-Spur der sogenannten »Phantom-Frau« nichts anderes als eine Panne bei den Ermittlungen der Polizei war und die vielen DNA-Spuren nur Verunreinigungen auf den Wattestäbchen der Spurensicherung waren. Das Vorgehen der Behörden und einiger Zeitungen in einem solchen spektakulären Fall war besonders verantwortungslos, weil bereits früh konkrete Zweifel an der Echtheit der DNA-Spuren bestanden. Dabei muss man festhalten, dass der öffentliche Generalverdacht gegen die Minderheit auch ohne die blamable Ermittlungspanne grob rechtswidrig war.

Vonseiten der Politik hat es keinerlei Rehabilitierung oder Worte der Richtigstellung und des Bedauerns über die verfassungswidrige Praxis gegeben. Stattdessen sind die Internet-Seiten bis heute gefüllt mit den falschen Behördeninformationen über das »DNA-Phantom« und den Hinweisen auf die Minderheit.

Wir halten eine rechtlich verbindliche Regelung für erforderlich, die den legitimierten Selbstvertretungen der Minderheiten die Möglichkeit zu einem Beschwerdeverfahren gegenüber den Behörden eröffnet. Eine solche Regelung für den Behördenbereich zur Vermeidung der stigmatisierenden Minderheitenkennzeichnung wird ganz sicher zu einer größeren Sensibilisierung führen. Das gilt auch für den Bereich der Fernsehberichterstattung. In den vergangenen 20 Jahren führte der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma in mehr als 40 Fällen Auseinandersetzungen mit fast allen öffentlich-rechtlichen und privaten Sendeanstalten über Fernsehberichte und -filme, die als diskriminierend empfunden wurden. Wir hatten dazu in den letzten Jahren vorgeschlagen, dass es – wie im Bereich der Presseberichterstattung – auch in den Programmrichtlinien des Rundfunks und Fernsehens ein konkreteres Diskriminierungsverbot zur Verhinderung einer stigmatisierenden Kennzeichnung geben sollte. Darüber hinaus wäre es von großer Bedeutung, dass auch jeweils ein Vertreter unserer Minderheit in die öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehräte aufgenommen wird.

In den meisten Fällen hatten sich insbesondere ältere Leute bei uns nach den Sendungen gemeldet und ihre Besorgnis zum Ausdruck gebracht. Ich möchte betonen, dass es trotz unserer Kritik in allen Fällen möglich war, mit den Intendanten, Rundfunkräten und Verantwortlichen konstruktive und ausführliche Gespräche zu führen und wir vielfach auf ein hohes Maß an Verständnis und Verantwortungsbewusstsein gestoßen sind.

Oft folgten auch engagierte Initiativen für die Verhinderung diskriminierender Berichterstattung und es gab Erörterungen mit den Redaktionen wie zuletzt beim ZDF und beim WDR.

Beteiligung in Gremien und Rundfunkräten

Etwas näher soll hier noch auf unsere Forderung zur Aufnahme von Vertretern unserer Minderheit in die Rundfunk- und Fernsehräte sowie die Kontrollgremien der privaten Sendeanstalten und Medien eingegangen werden:

Bislang gibt es dafür erst ein einziges Beispiel mit der Berufung unseres Landesvorsitzenden aus Rheinland-Pfalz in die Landesmedien-Anstalt für die Privatmedien (LMK) in Mainz.

Wir halten es nicht nur für eine gesellschaftliche und rechtliche Notwendigkeit, dass in diesen Aufsichtsgremien auch jeweils ein Vertreter unserer Minderheit präsent ist, sondern es müsste eine politische Selbstverständlichkeit sein. Nach den Rundfunk-Gesetzen und -Staatsverträgen sollen in diesen Kontrollorganen, zu deren Aufgabe auch die Verhinderung von Diskriminierung gehört, alle „gesellschaftlich relevanten Gruppen“ präsent sein. Dementsprechend sind seit jeher nicht nur Vertreter der anderen nationalen Minderheiten, sondern auch die jüdischen Landesverbände zu Recht dort vertreten. Das ist – wie sich aus den Staatsverträgen mit den jüdischen Verbänden ergibt – nicht zuletzt in der besonderen Verantwortung nach dem Holocaust begründet. Diese Verantwortung gilt in gleichem Maße aber auch gegenüber unserer Minderheit, abgesehen davon, dass die deutschen Sinti und Roma gleichberechtigt neben den anderen nationalen Minderheiten der Dänen, Friesen und Sorben nach dem Rahmenübereinkommen des Europarats zum Schutz nationaler Minderheiten seit 1998 in Deutschland anerkannt sind. Diese Tatsachen begründen nicht nur formal gesellschaftliche Relevanz und einen Rechtsanspruch auf Beteiligung in den Gremien, sondern Politik und Gesellschaft müssen durch die Beteiligung unserer Minderheit nach außen hin deutlich machen, dass sie zu der historischen Verantwortung stehen.

Eine solche Verantwortung erwächst zusätzlich aus der auch nach 1945 vielerorts durch Diskriminierung, Ausgrenzung und negative Klischees geprägten Situation unserer Minderheit. Die Aufsichtsgremien von Rundfunk und Fernsehen sind kompetent zur Schaffung von Leitlinien für das Programm und können dadurch schon im Vorhinein diskriminierenden Berichten und Sendungen entgegenwirken. Damit in diesen Gremien eine entsprechende Sensibilisierung erfolgen kann, ist die Beteiligung eines Vertreters unserer Minderheit unbedingt erforderlich. Die Erfahrungen mit unserem Vertreter in der LMK von Rheinland-Pfalz sind nach dem Urteil aller Beteiligten überaus positiv.

Zu den rechtlichen Aspekten äußerte sich der frühere Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts, Prof. Ernst Gottfried Mahrenholz.. Er sagte auf unserer oben beschriebenen Medientagung im Auswärtigen Amt:

„Wägt man die Gesichtspunkte ab und stellt man sie neben die Gesichtspunkte, die zur Berufung anderer Gruppen in den Rundfunkrat geführt haben, so ist es eine zwingende

politische Folge, mit der Berufung der Vertretung der Roma und Sinti in die Aufsichtsgremien des ZDF oder des Deutschlandradios ein sichtbares Zeichen zu setzen dafür, dass der Staat wie die Zivilgesellschaft den Roma und Sinti geben, was ihnen gebührt.“

Zu den Kriterien des Bundesverfassungsgerichts stellte dessen früherer Vizepräsident fest:

„Die gesellschaftlich zusammengesetzten Kontrollgremien sind Sachwalter des Interesses der Allgemeinheit. Geht es also darum, einer bestimmten geistigen Strömung Resonanz zu verschaffen, so liegt es nahe, den Roma Sitz und Stimme in den Aufsichtsgremien zu gewähren. Ein solcher Vertreter bringt, gerade weil er eine Gruppe ohne jede gesellschaftliche Macht repräsentiert, am ehesten die Voraussetzung mit, über seine eigene Gruppe hinaus Sachwalter der Allgemeinheit zu sein. Und also unter anderem auch auf Diskriminierungen hinzuweisen, wo man sie sonst vielleicht nicht bemerkt.“

Aus allen diesen Gründen kann es keinen Zweifel daran geben, wie wichtig und notwendig die Beteiligung unserer Minderheit in den Rundfunkräten und entsprechenden Gremien für die Medien ist.

Presse, Fernsehen und Rundfunk prägen die Gesellschaft und das Bild über uns Sinti und Roma. Sie haben eine große Verantwortung, aber auch eine dementsprechend schwierige Aufgabe im Hinblick auf Sensibilität und Wahrung der ethischen Prinzipien zu bewältigen. Wir wollen sie dabei unterstützen.

Schutz vor Diskriminierung

Wir erleben heute mit Erschrecken immer wieder, dass verantwortliche Politiker in vielen Staaten Ost- und Westeuropas sich nicht scheuen, in populistischer Manier zur Verbreitung von Stereotypen über Sinti und Roma beizutragen, um Stimmungen zu schüren und daraus politisches Kapital zu schlagen. Der Rassismus beginnt, wenn bei Verfehlungen Einzelner versucht wird, mit pauschalen Zuschreibungen die gesamte Minderheit verantwortlich zu machen. Diese Stimmungsmache geht auch auf Kosten von Menschen, die vor rassistischer Gewalt und massiver Diskriminierung in allen Lebensbereichen aus ihren Heimatländern in Ost- und Südosteuropa geflohen sind. Das kampagnenartige und pauschal-stigmatisierende Vorgehen des französischen Staatspräsidenten im vergangenen Jahr war dafür ein bedauerliches Beispiel. Das bereitet uns genauso Sorge und ruft Ängste hervor wie die zunehmenden brutalen Drohungen gegen Juden und Sinti und Roma auf den Hass-Seiten der Neonazis im Internet.

Die Lebenssituation von Roma und Sinti ist in den Staaten Ost- und Westeuropas gleichermaßen immer noch von vielfacher Diskriminierung und Rassismus, bis hin zu gewalttätigen Übergriffen gegen die Angehörigen der Minderheit gekennzeichnet. Ob diese Situation

nachhaltig verbessert werden kann, hängt entscheidend von der Bereitschaft der politisch Verantwortlichen ab, die Angehörigen der Minderheit als gleichberechtigte Mitglieder der eigenen Gesellschaft und des eigenen Staatsvolkes zu begreifen. Bis heute existiert in den europäischen Gesellschaften kaum ein Bewusstsein dafür, dass Roma und Sinti Bürger ihrer jeweiligen Heimatländer sind und einen erheblichen Beitrag zur Geschichte und Kultur dieser Gesellschaften geleistet haben.

Es ist deshalb notwendig, dass die Roma- und Sinti-Minderheiten in ihren jeweiligen Heimatländern als nationale Minderheiten nach dem Gesetz und in der politischen Praxis anerkannt und respektiert werden.

Das ist Teil unserer demokratischen und rechtsstaatlichen Wertegemeinschaft.

Europäischer Bürgerrechtspreis der Sinti und Roma

Um für ein Umdenken zu werben, haben wir zusammen mit Roma-Organisationen aus anderen Staaten West- und Osteuropas und in Kooperation mit der Manfred-Lautenschläger-Stiftung in Heidelberg sowie Vertretern des Europarates den „Europäischen Bürgerrechtspreis der Sinti und Roma“ ins Leben gerufen. Der Preis wurde am 18. Dezember 2008 im Auswärtigen Amt an den ersten Preisträger, Prof. Władisław Bartoszewski, vergeben. Im Jahre 2010 war die ehemalige Präsidentin des Europäischen Parlaments, Simone Veil, die zweite Trägerin des Europäischen Bürgerrechtspreis der Sinti und Roma.

Mit Władisław Bartoszewski und Simone Veil erhielten Persönlichkeiten die Auszeichnung, die sich mit als Erste für die Anerkennung der Opfer des nationalsozialistischen Völkermordes an Sinti und Roma einsetzten.

Durch ihre Initiativen wurde das öffentliche Bewusstsein für das Verfolgungsschicksal und das Leiden der Minderheit in der Zeit des Nationalsozialismus geschaffen. Dies legte den Grundstein für die Bürgerrechtsarbeit der Sinti und Roma sowie für die spätere Anerkennung des Völkermordes an den 500.000 Sinti und Roma im nationalsozialistisch besetzten Europa durch Helmut Schmidt und Helmut Kohl.

Dieser Preis soll ein beispielhaftes Engagement für die Wahrung und Durchsetzung der Bürgerrechte und der Chancengleichheit für die Angehörigen der Roma- und Sinti-Minderheiten in Europa ehren. Hintergrund des Europäischen Bürgerrechtspreises der Sinti und Roma ist die immer noch besorgniserregende Menschenrechtslage für die Minderheiten - vor allem in den neuen Beitrittsländern der Europäischen Union - aber auch in Deutschland und in Westeuropa.

Flüchtlinge aus dem Kosovo und aus anderen Bürgerkriegsgebieten

Abschließend möchte ich noch auf die besonders schwierige Lage der Roma-Familien hinweisen, die im Verlaufe der letzten Jahre aus Bürgerkriegsgebieten des ehemaligen Jugoslawien, insbesondere dem Kosovo, geflohen sind und sich seitdem hier in Deutschland aufhalten. Viele von ihnen sind jetzt von Abschiebung bedroht.

Vertreter des Zentralrats haben Anfang 2010 umfangreiche Recherchen im Kosovo unternommen, um die Situation der Roma dort und die Erwartungen für die Rückkehrer (und eventuell Abgeschobenen) dort einschätzen zu können. Danach lassen sich folgende Fakten feststellen:

- Die Sicherheitslage für die Minderheiten der Roma (einschließlich Ashkali und anderer Minderheitengruppen, die zu den Roma gehören) ist immer noch problematisch
- Die Lage wird durch Abschiebungen und die zurückgebrachten Flüchtlinge noch verschärft
- Auch die Rückkehrerprojekte, die von einigen deutschen Bundesländern gefördert werden, sind ebenfalls sehr problematisch (u.a. auch weil sich die übrige Bevölkerung oft ausgeschlossen fühlt von staatlicher Unterstützung, vor allem weil die Projektmaßnahmen zeitlich befristet sind und nach sechs Monaten der Verlust von Einkommen und Wohnung droht)
- Die Arbeitslosigkeit im Kosovo lag 2010 allgemein bei 50 %, bei den Roma bei fast 90 %
- Die Sozialhilfeleistungen sind auf ca. 70 Euro monatlich pro Familie begrenzt (eine 3-Zimmer- Wohnung kostet zum Vergleich mindestens 100 – 150 Euro im Monat)
- Vor allem die Städte haben keine Kapazitäten mehr, weitere Menschen aufzunehmen (in einigen Lagersiedlungen (z.B. bei Mitrovica) herrscht bereits eine akute Gesundheitsgefährdung für die Bewohner).

Daraus können für die Situation der Flüchtlinge, die wegen des Bürgerkriegs nach Deutschland geflohen waren nur die Schlussfolgerungen gezogen werden:

- Es sollte generell keine Abschiebung schutzbedürftiger Menschen erfolgen
- dazu gehören Familien mit Kindern
- Menschen mit Traumatisierungen und chronischen Krankheiten
- ältere Menschen die keine Arbeit finden
- Vorschlag verschiedener Menschenrechts-Organisationen für eine Kontingentlösung sollte aufgegriffen werden.

Resumee

Wir deutschen Sinti und Roma sind auf der einen Seite stolz auf die Anerkennung als nationale Minderheit, wie sie in Deutschland und in Europa in den letzten Jahren stattgefunden hat. Aber gleichzeitig wissen wir, dass unsere Demokratie die dauernde Anstrengung braucht, sich gegen Rassismus und Extremismus zu verteidigen.

Hierzu gehört auch der Populismus, wie wir ihn in Frankreich und anderen Ländern beobachten, ein Populismus, der versucht, sich alte Klischees und Vorurteile zunutze zu machen, der Sinti und Roma wieder zur Zielscheibe machen will, um von anderen Problemen abzulenken. Das sind die Gefahren, die auch in Demokratien immer vorhanden sind. Die Lage von Sinti und Roma ist ein Gradmesser für die Stabilität unserer Demokratien in Europa.

Heidelberg, April 2011

Vorbemerkung des Herausgebers:
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011 4

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremde und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Omer Borkaya: 132
Gemeinsam Werte finden

Lea Faal: 140
Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Murat: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremde und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgür Gökaç: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauni Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Inderin in Berlin

Suzanne Grafner: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Haiti

Susan Kruger: 210
Ich bleibe eine Person

Ayuk Abo: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Es ist normal, eine Minderheit zu sein.¹

Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Aus der Sicht von 70 Jahren Camphill Bewegung

*Was wir zu lernen haben, ist so schwer und doch so einfach und klar:
Es ist normal, verschieden zu sein.*

Das waren die Schlussworte - leider am Ende seiner Amtszeit - des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker in seiner Ansprache bei der Eröffnungsveranstaltung der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte am 1.7. 1993 in Bonn. Seither ist viel geschehen. Und dennoch haben wir wohl noch viel zu lernen.

Fragen

Menschen mit Behinderung sind eine Minderheit in dieser Welt. Das mag wohl schon mit der Definition zusammenhängen. Man ringt immer wieder um den Begriff *normal*. Sind Menschen - ebenso wie Gurken, die nach EU-Norm eine bestimmte Krümmung haben dürfen - in eine Zweifelt einteilen: in *normal* und *nicht normal*? Ist das das Gleiche wie „behindert“ und „nicht behindert“, wird der Begriff „Behinderung“ tendenziell durch eine Mehrheit bestimmt? Zumindest kann man doch feststellen, dass Behinderung eine Abweichung von der *Norm* - wie immer diese festzulegen sein soll - bedeuten muss. Heißt das eventuell eine gänzliche oder partielle Verhinderung der Teilnahme an der Gesellschaft? Wo endet Gesellschaft? Wird sie durch die Teilhabe der Mehrheit bestimmt? Zunächst aber eine formale Ortsbestimmung.

Nach den Richtlinien des Statistischen Bundesamtes bedeutet Behinderung das Folgende:

Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Sie sind von Behinderung bedroht, wenn die Beeinträchtigung zu erwarten ist.

Dies ist die auch Richtlinie zur Erlangung eines Schwerstbehinderten-Ausweises. Wer im Sinne der dieser Richtlinie mehr als 50% „behindert“ ist, ist rechtlich „schwerstbehindert“. Die Inhaber dieses Ausweises sind auch vom Statistischen Bundesamt erfasst und stellen

2007 8,4% der Bevölkerung Deutschlands mit 6,9 Millionen Menschen - Tendenz steigend (2003 - 2005 zum Beispiel um 2,7%). Schaut man diese 8,4% allerdings genauer an, so findet man, dass davon 84,2% Menschen sind, die durch Krankheit oder Unfall arbeitsunfähig wurden. „Klassisch behindert“ - also das, was Sie, lieber Leser, sich wahrscheinlich unter „behindert“ vorstellen, ist bei diesen 84,2% nicht dabei! Das Mädchen mit Down-Syndrom², das Sie an der Hand der Mutter gesehen haben; der autistische Junge, von dem Sie in der Zeitung gelesen haben, der begonnen hat, mit „gestützter Kommunikation“ sich äußern zu können und zu erklären, warum er so starke Auto-Aggressionen hat - sie sind nicht dabei. Neben den 84,2%, die ausreichend Lobby haben, sich auch selbst sozial-politisch bemerkbar machen, ist es die Minderheit der Minderheit, um die es hier in dieser Auseinandersetzung hauptsächlich geht - die 4,4% mit angeborener Behinderung. Sie verstehen die Sprache der Statistik recht? Es geht um 4,4%, nicht der Bevölkerung Deutschlands, sondern der Inhaber eines Schwerstbehinderten-Ausweises; also 4,4% der 8,4% der deutschen Bevölkerung! - wovon wiederum ein recht kleiner Anteil sich „gesellschaftsrelevant“ äußern kann.

Wer spricht denn für diese Menschen? Die Einrichtungen, in denen diese Menschen teilweise untergebracht sind, bzw. Repräsentanten dieser Einrichtungen - also Fachleute und erfahrene Kenner der Situation und Probleme? Immer mehr werden diese unter dem Vorwurf diskreditiert, für den Selbsterhalt sorgen zu wollen.³ Selbsthilfe- und Elternverbände? Ja - zum Glück gibt es diese Möglichkeit, die auch hierzulande Tradition hat. In unserem Falle allerdings mit zwei Einschränkungen: Erstens die schon benannte geradezu im Wesen der Sache liegende Einschränkung der „Selbstverteidigung“ dieser Menschen; zweitens die eingeschränkte Einsatzmöglichkeit vieler Angehörigen. Warum? Weil sie oft mit Betreuungs- und familienbezogenen Aufgaben schon überlastet und zusätzlich mit inneren Spannungen konfrontiert sind, die die heutige Gesellschaft oft noch verstärkt.

Heute besteht die Gefahr, dass der edle Begriff der *Inklusion* dem alten Normalitäts- und dem Wirtschaftlichkeitsdenken zum Opfer fällt. Das 2006 bei der UNO-Generalversammlung in NewYork verabschiedete und 2008 in Kraft getretene Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (auch als *Behindertenrechtskonvention*, *BRK* bekannt) zwingt zum Handeln, ruft aber gleichzeitig die verschiedensten Blüten hervor. Es gibt erfreulicherweise einige Stellen in unserer Gesellschaft, wo doch eine Aufbruchsstimmung zu einer holistischen Sichtweise entsteht, die eine Chance öffnet. Hier sind wohl gerade die Praxisorte gefragt, die sich durch praktische Erfahrung als lebensrealistisch erweisen.

Otto Speck hat die gegenwärtige Diskussion über Inklusion - zumindest im Erziehungsbereich - gut zusammengefasst, die bei verhärteten Fronten fast unlösbar zu sein scheint, und wo die Theorien drohen, gerade an denjenigen, um die es uns hier geht, vorbei zu gehen.⁴ Er kommt zu dem Schluss: *Jedem das Seine, nicht das Gleiche!* (s. 70f.) Er weist außerdem auf eine nicht zu vernachlässigende Tatsache hin, dass die Abgrenzung zwischen „normal“ und

„hilfebedürftig“ sowieso nicht mehr so zu ziehen ist, wie in vergangenen Zeiten, weil wir es zunehmend mit einer Vielfalt von Störungen und Schwierigkeiten zu tun haben, die durch alle soziale Schichten und alle Schulsysteme durchgehen und vor allem keineswegs nur in einem umgekehrten Verhältnis zur Intelligenzentwicklung stehen. Die Praxis zeigt, dass in der „Regelschule“ mit zunehmender Deutlichkeit die Grenzen der „Normalität“ sich verschieben – und das auch *ohne* die bisherigen Besucher der Sonderschulen oder die Heimbewohner zu inkludieren! Also ja – wir brauchen heilpädagogische Kenntnisse und Fertigkeiten im „Mainstream“ mehr denn je. Speck beobachtet generell *das Anwachsen des Spektrums verschiedener Behinderungen, Fehlentwicklungen, Leistungsstörungen und Erziehungsschwierigkeiten heute*. (S.131) Die Frage des Verhältnisses zwischen Gesellschaftsentwicklung und Behinderung stellt sich wahrhaftig auf mehreren Ebenen.

Ein kurzer Rückblick

In der nicht zu fernen Vergangenheit hat es Gesellschaftsformen gegeben, in denen der Mensch mit Behinderung keine Rolle zu spielen hatte. In manchen Ostblockstaaten wurde gerne das Bild abgegeben, dass es viele Probleme, mit denen der Westen umging, einfach aus Prinzip „nicht gab“ - Arbeitslosigkeit, Drogenabhängigkeit, Behinderung. Zu Hunderttausenden verschwanden diese Menschen in Unterbringungen für die „Hoffnungslosen“ (Beispiel Rumänien), womit auch tatsächlich ihre Hoffnung verschwand.

Aber nicht nur im „Osten“ und nicht nur in der Vergangenheit, sondern immer noch und unter uns werden Kinder versteckt, weil sie den Normen, den gesellschaftlichen Erwartungen nicht entsprechen. Eltern leiden unter vermeintlichen - und wirklichen - gesellschaftlichen Zwängen und Schuldgefühlen. Heute sind das nicht mehr nur Schuldgefühle dem Kind gegenüber, sondern der Gesellschaft, die dadurch belastet wird. Man wird an die Episode im Evangelium erinnert:

Im Vorübergehen sah er einen Menschen, der von Geburt an blind war. Und seine Jünger fragten ihn: Meister, wer hat gesündigt - dieser Mensch selbst oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? Jesus antwortete: Die Blindheit rührt weder von seiner Sünde her, noch von der seiner Eltern; vielmehr soll dadurch die Wirksamkeit des Göttlichen in ihm zur Offenbarung kommen.⁵

Und der Teich, in dem er sich - dem Wort des Christus folgend - wusch, um sehend zu werden, hieß „Siloah“, und das Evangelium erzählt noch, damit wir die Bedeutung des Wortes erfassen mögen, wie das „verdolmetscht“ heißt - nämlich *die Aussendung!* Auf diesen Begriff kommen wir noch zurück.

Historisch ist die Rolle des Sonderlings, des Menschen mit Behinderung, in der Gesellschaft sehr lehrreich. Häufig findet man, dass diese Menschen als heilige Wesen verehrt wurden - Menschen, die Einblick in andere Welten hatten und diese manchmal auch in die unsere vermitteln konnten. Noch im Mittelalter fand man sie am Hof, wenn der König, Graf oder sonstiger Führer des sozialen Lebens nicht mehr selber in der Lage war, die alltäglichen Entscheidungen direkt aus der göttlichen Weisheit heraus zu leiten. Die Literatur hat uns noch einige Hinweise an diese soziale Funktion der „besonderen“ Menschen hinterlassen - so finden wir bei Shakespeare den Hofnarren oder in Deutschland Til Eulenspiegel. Ein Spiegel wird dem „normalen“ Intellekt vorgehalten - er ist geistreicher! Schauen wir wieder zurück zu den Evangelien, so finden wir an besonderer Stelle, wo es um die „Verklärung“ des physischen Leibes des Christus geht, dass uns der Evangelist, der Arzt und Maler Lukas - sicher nicht umsonst - deutlich eine Verbindung aufzeigt zwischen diesem Geschehen „auf dem Berge“ und dem Knaben, den Christus beim Heruntersteigen vorfindet - er ist epileptisch krank.⁶ Raphael hat dies in einem eindrucksvollen Gemälde festgehalten.

Das Werden eines Weltbildes und des modernen Bewusstseins

Das materialistische Zeitalter hat eine tiefgreifende Wende mit sich gebracht und der „wirtschaftliche Wert“ des Menschen, der sich aus der industriellen Revolution heraus gebildet hat, hat doch mehr, als wir oft wahrhaben wollen, unsere Gesellschaft geprägt. Gepaart hat sich dieses schleichend über die Menschheit sich ausbreitende Wertesystem mit einer neuen Ansicht über die Herkunft des Menschen durch eine Wissenschaft, die einen Weg der „natürlichen Selektion“ und des „Kampfes um das Dasein“ postuliert - dies öffnet die Türen für dasjenige, was 100 Jahre nach Darwins ersten Theorien (1838/39) in die politische Praxis umgesetzt werden sollte.

Es wurde viel von bedingungsloser Aufklärung, geschichtlicher Aufarbeitung und *Schadensabwicklung* (Jürgen Habermas) gesprochen. Doch geht dies viel weiter als bis zu einer mehr oder weniger gewissenreinigenden Schuldzuweisung? Dürfen wir so grundsätzlich von Paradigmenwechsel sprechen? Was hat sich geändert? Wenn wir in der Presse von „PID“, von Fruchtwasseruntersuchungen und von konkreten Schuldzuweisungen lesen, wie sollen wir das einordnen? Wundern wir uns nicht, wenn ernsthaft über die Frage der *wirtschaftlichen* Konsequenzen diskutiert wird, falls eine Mutter ein behindertes Kind wissentlich in die Welt setzt? Oder wenn ein amerikanischer Arzt dazu verurteilt werden sollte, die „Folge“-Kosten für ein Kind mit Down-Syndrom zu tragen, weil er der Mutter nicht zu einer Abtreibung geraten hatte?

Sind dies nicht tiefe Fragen an das heutige Weltbild überhaupt? Gerne möchte man doch Mitsprache-Recht haben in der Frage, welche und welche Art von Menschen wir in unsere Gesellschaft hineinholen wollen. Dass diese Frage in den 20'er Jahren des letzten Jahrhunderts bestimmte Folgen nach sich zogen - *die uns hier und heute nicht mehr ereilen können* (solche Aussagen kennen wir auch schon zu Genüge!) -, darf uns gerade nicht davon abhalten zu sehen, dass wir sie noch nicht gründlich genug thematisiert haben.

Der im klassischen Griechenland richtige und zukunftssträchtige Demokratie-Gedanke ist - auf dem Umweg der englischen Vordenker des wirtschaftlichen Materialismus⁷ - in Mitteleuropa zu einer Weltanschauung geworden, ohne das ebenfalls im damaligen Griechenland entstehende, das Soziale mitprägende Prinzip des Menschenbildes als göttliches Vermächtnis mitzunehmen. Es galt damals, jeden Menschen als „Rätsel“ - das heißt als Hieroglyphe, als Hinweis auf ein Höheres, sich im normalen Leben nicht Offenbarenden - aufzufassen. Nicht mehr nur eine soziale Einheit „Volk“, „Rasse“, „Glaube“ wurde als Ausdruck eines geistigen Prinzips angesehen, sondern der gewählte Zusammenschluss einzelner in sich selbst geltender Geistbegabter (= freie Menschen) sollte die Schöpfung Gottes durch das soziale Zusammenwirken fortsetzen, weiter entwickeln. Darin ist aber eine natürliche Ethik, ein soziales Gewissen enthalten, die mit dem materialistischen Weltbild jäh verschwanden, die durch Smith'sche Berechenbarkeit und Selbstbezug und durch Hume'sche wissenschaftliche Machbarkeit ersetzt wurden. Diese Macht konnte nicht einmal der deutsche Idealismus, der Humanismus, der Goethe'sche Allgeist aufhalten. Dass die Konsequenz daraus eine Geist entleerte Gesellschaft sein würde, in der der freie Mensch keinen Platz mehr hat, wo der Einzelne dem neuen Gespenst des Nationalismus geopfert werden musste, ist nachträglich leicht nachvollziehbar. Die Schöpfung wurde nicht fortgesetzt, sondern im Sinne des Nützlichkeitsgedankens abgeändert.

„Camphill“ — Wurzeln, Wachstum, Frucht und Samen

Die Camphill-Bewegung nahm ihren Anfang zu einer Zeit, als in Deutschland ein bestimmtes Weltbild sich in einseitiger Konsequenz den einzelnen Menschen - schließlich allerdings auch den Massen - aufdrängte.

Karl König wuchs in Wien auf - mitten im Zerfall der Vielvölker-Gemeinschaft, mitten in der Entstehung des Sozialismus -, studierte Medizin, 100 Jahre nachdem Darwin in der Medizin versagte und zum Theologie-Studium überwechselte.⁸ Er hatte einen Menschheits-Idealismus und wollte sich aus dem Heilerwillen heraus einsetzen - nicht nur für einzelne Patienten, sondern für die Gesellschaft. Doch war er mehrfach „minderheitsträchtig“ - er

stammte aus einer jüdischen Familie, schloss sich dann der Anthroposophie Rudolf Steiners an, fand zu einem nicht-konfessionellen Christentum, widmete sich den Menschen mit Behinderung, war in Deutschland Österreicher, in England „Deutscher“ und hörte - bis zu seiner Flucht, 1936 aus Deutschland, 1938 aus Österreich - nicht auf, die zeitgenössischen Probleme öffentlich zu besprechen. Er war ein Mehrfach-Exilant, äußerlich und innerlich.

Die therapeutische Gemeinschaft, die König mit seinen Mit-Exilanten im schottischen Camphill bei Aberdeen aufbaute und die Modell und Aussaat-Ort für die inzwischen entstandene weltweite Camphill-Bewegung wurde, war nicht *nur* eine Insel des Humanitären innerhalb eines Meeres der Vernichtung, ein neuer Ansatz einer holistischen Heilpädagogik. Es war und bleibt ein Versuch, das *Einmalige* des Schicksals, das sich viel mehr beim Vorliegen einer Behinderung offenbart, als dies beim hypothetischen Durchschnittsmenschen der Fall ist, als Baustein einer neuen Gemeinschaft und Gesellschaft zu verstehen.

Es ist Weihnachten. Frisch angekommen in London, alleine, nichts von seiner Familie und seinen Freunden wissend, noch ohne Zukunftsperspektive, zündet Karl König eine Kerze an, liest in der ihm gerade geschenkten englischen Bibel und schreibt in sein Tagebuch:

Könnten wir nicht ein Stück der wahren europäischen Bestimmung aufgreifen und es in ein Samenkorn verwandeln, dass etwas von seiner eigentlichen Mission gerettet würde? Ein Stück von seiner Humanität, seiner inneren Freiheit, seiner Friedensliebe und seiner Würde? Wenn dies möglich wäre, hätte es dann nicht wieder Sinn, zu leben und zu arbeiten, sollten wir nicht versuchen, etwas von diesem Europa zu verwirklichen, das jetzt in die Unsichtbarkeit verschwinden musste? Nicht mit Worten, sondern mit Taten zu verwirklichen? Zu dienen und nicht zu herrschen, zu helfen und nicht zu zwingen, zu lieben und nicht zu kränken. Das wird unser Auftrag sein.⁹

Vor diesem Hintergrund entfaltete sich eine heilpädagogische Bewegung, die immer versucht hat, diese Dimension einzubeziehen. Eine wesentliche Entwicklung kam aber ab 1955 hinzu, als für die älter werdenden Schüler ein neues Konzept gesucht wurde: es entstand die „Camphill Dorfgemeinschaft“ – damals in Botton, Nord England – wo Erwachsene „mit verschiedenen Behinderungen und Begabungen“ zusammenleben und arbeiten konnten. Seither hat sich diese Form ausgeweitet, den Begriff „Sozialtherapie“ als Fortsetzung der schon beschriebenen Heilpädagogik aufgenommen und ist nicht nur weltweit bekannt geworden, sondern hunderte von anderen Einrichtungen haben dieses Neue wahrgenommen und Elemente davon in die eigene Arbeit aufgenommen. Wir machen in einem späteren Abschnitt noch einen Ausflug in diese Dorfgemeinschaft.

Der Ethos der Gemeinsamkeit in den *Dorfgemeinschaften* war von Anfang an *inklusiv*, Grenzen und Etikettierungen überwindend. Vor allem zeigte das Feld der gemeinsamen

Arbeit - in der Landwirtschaft, in Haushalt, Dienstleistung und Produktion - neue Möglichkeiten der „Befreiung der Individualität“ aus dem modernen Wirtschaftlichkeitsduktus: bis zu einem gewissen Grad war es - und ist es heute noch - möglich, sich ein Stück Unabhängigkeit durch eigene Wertschöpfung zu schaffen; dies sowohl finanziell gesehen als auch vor allem durch die Produktion und Veredelung von Lebensmitteln. Doch wesentlicher und weittragender noch ist die Entdeckung des Bezugs, den der in einer solchen Sozietät Arbeitender zum ideellen Ganzen, zum anderen Mitmenschen und vor allem zu sich selbst erlangt. So gesehen ist Arbeit wirklich ein Kernwert der Würde des Menschen. Der Beitrag des Einzelnen für das Ganze ist originär, unverwechselbar. Sinnhaftigkeit und Solidarität unter Individuen beginnen Keime zu werden für neue Sozialformen! Doch geht das nur, wenn der Einzelne in seiner Unverwechselbarkeit immer mehr verstanden und gefördert wird.

Rudolf Steiner hatte 1898 bereits auf ein für unsere Zeit neues *soziologisches Grundgesetz* aufmerksam gemacht. Es wurde ihm klar, dass in der modernen Welt nicht mehr der Einzelne sich der „Gemeinschaft opfern“, unterordnen muss, sondern dass die Gemeinschaft (d.h. Gesellschaft!) zur Förderung des Individuellen da ist. Die Ausführung unterstreicht er mit der Feststellung,

dass, wer die Entwicklung der Menschheit zu deuten weiß, nur für eine Gesellschaftsform eintreten kann, die die ungehinderte allseitige Entwicklung der Individuen zum Ziele hat, und der jede Herrschaft des einen über den andern ein Greuel ist. Wie der Einzelne mit sich selbst fertig wird, das ist die Frage.¹⁰

So weitreichend wie diese soziologische Erkenntnis ist, so deutlich ist auch die Verantwortung des Einzelnen darin zu sehen. Der Mensch schafft die sozialen Formen, nicht umgekehrt! Es ist vor allem die Frage, wie der Mensch *mit sich selbst* fertig wird!

Nicht Paradigmenwechsel, sondern seelische Evolution

Der Kinderarzt, Schüler Karl Königs und einer der Pioniere der Camphill-Bewegung in Europa und vor allem in Süddeutschland, Georg von Arnim¹¹, hat ein besonderes Thema ausgearbeitet, das er im Jahre 1982 bei einer Ärzte-Tagung in Berlin vortrug. Der Titel des Vortrags mag erstaunen, der Inhalt hat aber direkt mit unserer Frage zu tun: Angekündigt wurde das Thema: *Das Pathologische als eine Quelle sozialen Interesses - Die allgemeine Bedeutung einer Menschenbegegnung.*¹² Das Manuskript dieses bedeutenden Forschers auf dem Gebiet der Heilpädagogik, aber auch des Sozialen allgemein, tauchte leider erst nach der Veröffentlichung seiner Vorträge und Aufsätze auf und ist daher noch nicht in der Öffentlichkeit bekannt geworden.¹³

Er hat auf etwas hingewiesen, was sich im Innerseelischen des Menschen zaghaft verbirgt, was aber, wenn wir dessen bewusst werden und entsprechend damit umgehen, zu einer Evolution - statt *Revolution* - des Sozialen, der intermenschlichen Verhältnisse, führen würde. Zunächst stellt er fest:

Es liegt etwas Erschütterndes darin, dass heute die „humane Qualität“ nicht in dem Individuum selbst gefunden wird, sondern eben nur in der Bezogenheit auf die „Norm“. Wenn der Abstand zur Norm also ein gewisses ja nur ganz willkürlich zu beurteilendes Maß überschreitet, ist die humane Qualität des Individuums in Frage gestellt. Einer solchen Entwicklung kann ja eigentlich nur aus der Kraft der unmittelbaren Begegnung mit dem wie immer Behinderten entgegen gewirkt werden. Denn nur in der unmittelbaren Begegnung kann eben erfahren werden, dass nicht in der Bezogenheit auf die Norm das Humane zu finden ist, sondern einzig und allein in der Persönlichkeit und ihrem Ich-Sein selbst, wie immer verhüllt es sein mag. Es liegt nur an uns, ob wir es wahrnehmen [...] Das Herausfallen von Behinderungszuständen aus dem rein naturwissenschaftlichen Menschenbild ist nicht aufzuhalten. Diese Entwicklung ist weniger politisch motiviert, als aufgrund der wissenschaftlichen Auffassung. [...] Die Tendenz, den Menschen und seine Daseinsberechtigung nach seiner Nützlichkeit zu beurteilen, ist stark im Wachsen begriffen.

Das scheint ein negatives Bild unserer Gesellschaft zu sein! Wir haben im letzten Jahrhundert offenbar wirklich nichts gelernt. Dazu machen wir noch einen Einschub, bevor wir zu von Arnim zurückkehren. Wir lassen zunächst etwas anklingen, was mit dem *naturwissenschaftlichen Menschenbild* zu tun hat. Der Leser möge nicht nur die gedanklichen Konsequenzen nachvollziehen, sondern auch die Frage nach der *gefühlten Qualität* im Auge behalten.....oder darf ich sagen: *im Herzen behalten?*

Vorsichtshalber führe ich an dieser Stelle einen ausländischen Experten an, der allerdings seit 1984 (verhängnisvolles Datum!) bis heute in Deutschland publiziert und viel gelesen und studiert wird. Das erste Buch von Professor Peter Singer aus Australien in deutscher Sprache war *Praktische Ethik*.¹⁴

Auf die Gefahr hin, etwas einseitig darstellen zu müssen, dadurch, dass das Zitat aus dem Zusammenhang gerissen wird (dies wurde mehrfach von Singer selbst zu seiner Selbstverteidigung angeprangert), sei doch eine Stelle hier zitiert, um die „praktischen“ Folgen einer sogenannten ethischen Lehre aufzuzeigen, wie das von Singer ja auch gemeint ist. Es heißt eben *Praktische Ethik*. Ich bin aber selbst der Meinung, dass es methodisch recht ist, dem Leser *unvermittelt* mit dem *praktischen Resultat* der Theorie zu konfrontieren, ohne vorher den Weg zu zeigen, wie man wohl dorthin geführt werden könnte. Die folgenschweren Schritte werden zunächst mit einfacher Logik aufgebaut, um dann zu einer Aussage zu kommen:

Betrachtet man neugeborene Kinder als ersetzbar, wie wir jetzt Föten als ersetzbar betrachten, so hätte das gegenüber der Amniozentese mit nachfolgender Abtreibung beträchtliche Vorteile. Die Amniozentese kann nur einige wenige Abnormitäten aufdecken, und nicht unbedingt die schlimmsten. Gegenwärtig können Eltern nur dann darüber entscheiden, ob ihr behinderter Abkömmling erhalten oder vernichtet werden soll, wenn die Behinderung während der Schwangerschaft entdeckt wird. Es gibt keine logische Grundlage dafür, die Entscheidung der Eltern allein auf derartige Behinderung zu beschränken. Würde man behinderte Neugeborene bis zu etwa einer Woche oder zu einem Monat nach der Geburt nicht als Wesen betrachten, die ein Recht auf Leben haben, so könnten wir unsere Entscheidung auf der Grundlage eines weit umfassenderen Wissens über den Zustand des Kindes treffen, als das vor der Geburt möglich ist.¹⁵

Es soll hier gewiss keine ausgedehnte Auseinandersetzung mit der Singerschen Ethik geben - auch möchte ich diesen Gedanken nicht zu viel Raum gewähren, denn nicht um den Einzelfall geht es, doch wird wohl unmittelbar deutlich, dass die Frage aussteht, *welche Art* von Wissen - denn umfassend scheint es ja schon zu sein - die Grundlage für solche praktischen Erwägungen bilden könne. Wohl nicht etwa eine *Herzenserkenntnis!* Doch gerade eine solche Art der Erkenntnis war für Karl König eine Notwendigkeit. Die von ihm erhoffte (aber auch durch ihn *praktizierte*) *heilende, heilpädagogische Haltung* ist eine unmittelbare, die zwischen Menschen wirkt. Wie er im letzten Lebensjahr auf diese Erfahrung zurückblickt, ist er in der Lage zu beschreiben, dass es die Begegnung von Mensch zu Mensch ist - basierend auf einer erfahrenen, *erfühlten* Erkenntnis - die die Zukunft des Menschseins bestimmen wird. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Wie ist es mit der Qualität der Begegnung, wie sie von Georg von Arnim beschreibt? Im Jahre 1989 wurde Professor Singer in Zusammenhang mit der Universität Düsseldorf von der *Lebenshilfe* zu einer offenen Debatte eingeladen. Die Stimmung war wirklich geladen und die Bundesrepublik beschloss, den umstrittenen Professor nicht ins Land zu lassen. Die Diskussion wurde im letzten Augenblick nach Österreich ausquartiert und im Fernsehen ausgestrahlt. Der Sender *ORF* kam auf den sinnigen Gedanken, ihn nicht nur mit Philosophen und Fachleuten, sondern ihn mit Menschen zu konfrontieren, die es - seinen Theorien nach - gar nicht erst geben dürfte.¹⁶ Die Wirkung war für Beobachter [wie mich- d.V.] eindeutig, spektakulär.....aber leider offensichtlich nicht von bleibender Wirkung: spätere Titel dieses Verfassers zeigen, wo man durch eine einseitig intellektuelle Auffassung - also *ohne* Herzenserkenntnis - landen kann: *Muß dieses Kind am Leben bleiben? Das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener* (mit Helga Kuhse, 1992) und *Wie sollen wir leben? Ethik in einer egoistischen Zeit* (1996). Allerdings fügte Singer in der zweiten deutschen Auflage seines Buches *Praktische Ethik* (1993) - immerhin war eine zweite Auflage nötig! - ein neues Kapitel hinzu: *Wie man in Deutschland mundtot gemacht wird*. Aber zumindest hat es eine Flut von

andersartiger Literatur und Auseinandersetzungen mit seinen Theorien ausgelöst. Besonders erwähnt sei das Büchlein von Robert Spaemann: *Personen. Versuche über den Unterschied zwischen „etwas“ und „jemand“*,¹⁷ das im Jahre 2007 auch eine dritte Auflage erfahren konnte.

Im Weiteren zeigt aber von Arnim Entwicklungen auf, die uns doch hoffen lassen können. Allerdings sah er sie weniger in einem Umdenken der Wissenschaft begründet, als in der Wandlung des Inneren der individuell werdenden Menschen; etwas, was in unserer Zeit neu in der Menschenseele entsteht und aber, wenn es erkannt wird, auch geübt und gepflegt werden kann. Von Arnim beschreibt es so:

*Aber es gibt heute etwas, was allerdings mit unzulänglichen Mitteln arbeitet; was ganz, ganz im Anfang ist, was aber geeignet ist, sehr große Aufschlüsse über die menschliche Natur zu geben: das ist die Betrachtung des pathologischen Menschen. Durch das Betrachten desjenigen, was man heute pathologisch nennt, wird man gerade eingebracht in die Wirklichkeit. [...] Also am pathologischen Kind oder Menschen wird offenbar, was am normalen wie verhüllt ist. Man erkennt als die Veranlagung einer Ureigenschaft der menschlichen Seele die Neigung, sich dem Unvollkommenen im Anderen, man möchte sagen im Menschenbruder, zuzuwenden. Nicht der Kampf ums Dasein, sondern eben **diese** Eigenschaft ist das Urbildliche der Menschenseele. Das so verstandene Interesse an dem Unvollkommenen bedeutet schließlich auf sehr eigentümliche Weise Selbsterkenntnis.*

Und die Letzten werden die Ersten sein

Der Mensch entdeckt also in sich eine Kraft, die ihn mit echtem Interesse - darf man auch sagen *in Liebe, obwohl* auf Erkenntnisuche? - zu dem anderen Menschen hinzieht, und zwar gerade dann, wenn etwas Pathologisches, also etwas, was uns „nicht normal“ vorkommt, was uns aber auf unmittelbarer Weise zur Erkenntnis des Menschenwesens an sich führt. Da dies ja nicht vorrangig ein bewusst geführter Prozess ist, sondern offenbar immer mehr zu einer unmittelbaren Fähigkeit der Seele wird, könnten wir aus dem Begriff der Erkenntnis vielleicht allmählich eine neue Terminologie der *Herzenerkenntnis* entwickeln. Der Begriff ist von König tatsächlich konkret benannt worden. Wir können aber die Frage haben, ob diese bei von Arnim beschriebene *Ureigenschaft* nicht dasjenige ist, was aus religiös-künstlerischer Grundstimmung heraus Goethe über die Beobachtung des Pathologischen zu einer Anschauung der *Urpflanze* geführt hat. So setzte er seine nicht der naturwissenschaftlichen Anschauung seiner Zeit gehorchenden Studien im Tierreich fort und wollte schließlich auf der höchsten Stufe zu einer neuen Anschauung des Menschen kommen. Dazu kam es nicht mehr und im Zusammenhang des Ganzen müssen wir schon die Frage bewegen, weswegen

eine Goetheanistische Anschauung, eine Betrachtungsweise des Menschen und des Sozialen aus dem deutschen Idealismus heraus geschichtlich keine Fortsetzung fand. Ist es erst heute - wie in Goethes *Märchen* ausgerufen wird - *an der Zeit*?¹⁸

Karl König erlebte Ende seines Lebens, dass es *an der Zeit* war, die sozialen Erfahrungen, die in den britischen Gemeinschaften gemacht worden waren, wieder in seine mittel-europäische Heimat zurück zu bringen. So zog er 1964 an den Bodensee, wo gerade die zweite Camphill Schulgemeinschaft gegründet worden war. An seinem letzten Erdengeburtstag war es König dann noch gegönnt, die erste Camphill Dorfgemeinschaft in Mitteleuropa - in Deutschland - offiziell zu eröffnen. An diesem für ihn so wesentlichen Tag- weil er gerade *diesen* Impuls nach der Menschheitskatastrophe des Zweiten Weltkrieges in jener Weltgegend als „Zukunftssaat“ inaugurierten wollte - sprach er über zwei geschichtliche Ströme: über einen „werk tätigen“, *mehrheitlichen* und über einen „stillen“, *minderheitlichen*:

Und wenn wir heute ein Zeichen setzen wollen mit der Betreuung zurückgebliebener Kinder, schwachsinniger Menschen [die Terminologie, die damals üblich war, bleibt im ursprünglichen Wortlaut. RS] dann ist es ja das, dass wir in diesen Kindern und in diesen Menschen die wahren Werte der Menschlichkeit viel offener zutage treten sehen als dort, wo geschaffen, gebaut, gezündet, gekriegt und gewerkt wird. Damit soll nicht etwa Gutes für das eine und Schlechtes für das andere gesagt werden. Wir alle, jeder einzelne Mensch, hat beides in sich, und der eine stellt die eine Seite stärker heraus, und dem anderen ist vom Schicksal aufgegeben, in den Zug der Stillen sich einzugliedern. Der Lebenhof - wie alle unsere Dorfsiedlungen - möchte ein frommes, stilles Dasein führen.[...] In kommenden Zeiten wird man auf unser Jahrhundert zurückschauen und sagen, das sind die Menschen, die allmählich lernen mussten, dass die Außenseiter diejenigen sind, die uns wieder zurück zu führen begonnen haben zum Pfad der Redlichkeit. Denn es ist ja so, dass die, die wir als die Letzten betrachten, im Grunde genommen diejenigen sind, die die Ersten sein werden. [...]Und wenn solche Dörfer entstehen, dann sind sie Zeichen wiedererwachender Menschlichkeit.¹⁹

Diese Feststellung, die fast vermächtnisartigen Charakter hat, besiegelte er nun mit dem Wort: *Liebe Freunde, das ist das Einzige, was wir wollen.*

Überschaut man die Vielfalt des damals schon Erreichten - der therapeutischen Gemeinschaften neuen Stils in verschiedenen Ländern, auf drei Kontinenten und in verschiedenen Bereichen; den Einfluss den König mit Vorträgen, Seminaren und Tagungen auf so vielen weiteren Fachgebieten hatte -, dann kann man staunen über dieses einfache Wort: *das ist das Einzige, was wir wollen!*

Ja - es spricht Bescheidenheit: Letztlich bedeutet dieses „kleine Etwas“ aber einen Einschnitt, gar eine Wende in der Menschheitsentwicklung! *Zeichen wiedererwachender Mensch-*

lichkeit. Nichts Geringeres. Und in der Ansprache deutet König ganz konkret auf die Einreihung dieses Bemühens in die Menschheitsgeschichte - es geht um den *stillen Strom* und letztlich um die Erkenntnis, dass schon immer geschichtliche *Minderheiten* verantwortlich für das Weiterleben der *Menschlichkeit* gewesen sind, auch wenn ihnen meist nicht diese Menschlichkeit selbst widerfahren ist!

Den Wenigsten ist bekannt, dass aus diesem Hintergrund auch der Name „Camphill“ stammt. Der geographische Ort, wo König im Norden Schottlands begann, war „zufällig“ die letzte Bleibe der nördlichsten Gemeinschaft der Tempelritter gewesen. Dazu wurde diese kleine Gruppe von der Geschichte ganz vergessen; sie wurden nicht - wie ihren Brüdern in Mitteleuropa geschehen ist - verfolgt und ausgerottet. König schloss sich bewusst dieser Minderheit an. Er kannte die Aussage Rudolf Steiners, dass die wahre Mission der Tempelritter die „Durchchristung des sozialen Lebens“ gewesen sei, was aber ihrer Zeit zu weit voraus war, dass aber diese Mission durch die Geschichte hindurch - und bis heute - als Sehnsucht in Menschenherzen weiterlebt und von dort aus immer wieder aufflammen kann.²⁰

Es war so wesentlich für König, gerade diese Impulse des Guten nach dem Krieg nach Deutschland zurückzubringen; 1959 wurde in Brachenreuth am Bodensee die Schulgemeinschaft gegründet. Doch die „Dorfgemeinschaften“ waren sein besonderes Anliegen. Nach seinem Tod setzten sich die Gründungen, die er mit dem Lehenhof begonnen hatte zunächst mit dem nahegelegenen Hermannsberg, dann vom Bodensee in verschiedene Richtungen weiter - mehr oder weniger gleichzeitig entstanden dann solche Siedlungen in Berlin, Franken, Westfalen, Thüringen und in Neustadt in der Pfalz statt.²¹

Therapie für das Soziale und die Pflege der Seele

Mit der Heilpädagogik hatte Karl König an die Erneuerung des Berufsbildes angeschlossen, die Rudolf Steiner anhand einer Anfrage von jungen Menschen vorgenommen hatte, die in der Betreuung von Kindern mit Behinderung neue Wege gehen wollten.²² Gleich zu Anfang hatte Steiner Wert auf eine neue Bezeichnung für die Arbeit gelegt - *wir müssen schon einen Namen wählen, die die Kinder nicht gleich abstempelt*²³ - und prägte den Ausdruck *Seelenpflege*. Die Kinder, die betreut werden sollten, hießen somit *Seelenpflege-bedürftige Kinder*. Es wird sofort deutlich, dass keine scharfe Grenze zwischen „normal“ und „nicht normal“ gegeben sein kann, denn im Grunde sind nicht nur alle Kinder, sondern alle Menschen schlechthin in diesem Sinne bedürftig! Natürlich hofft man, dass durch die Erziehung der Mensch in die Lage versetzt wird, seine eigene Seele weiter zu pflegen, doch wird es immer mehr zu einer sozialen Notwendigkeit, nicht nur das Eigensein und die seelische Konfiguration des anderen Menschen zu respektieren, sondern im Sinne einer neuen Gemeinschafts-

bildung sich für die Pflege des Fremdseelischen unmittelbar einzusetzen. Die Frage, die im Alttestamentlichen so nicht beantwortet werden konnte - *soll ich der Hüter meines Bruders werden?* - wird für die Zukunft eine neue Bedeutung erlangen müssen.

Die *Seelenpflege im Erwachsenen-Bereich* hat heute den Namen „Sozialtherapie“ bekommen. Wie bereits beschrieben, bedeutet dies durchaus nicht vorrangig eine „Behandlung zur Korrektur des Sozialverhalten eines Patienten“ zum Beispiel, sondern bedeutet eine gewählte Gemeinschaft mit den Schwächsten unserer Gesellschaft, die auch heute - weil sie Menschen sind - eine individuelle *und* eine gesellschaftliche Aufgabe haben. Sie haben eine Mission, insofern *missio* Schicksal im wahren Sinne heißt - ein individuelles, unverwechselbares So-Sein, das auf dem Wege einer ewigen Ich-Entwicklung eine bestimmte Stufe und somit eine bestimmte Aufgabe darstellt; also ein *Geschick*. Und zugleich fallen sie der Gesellschaft in *ihrer* Entwicklung nicht „zufällig“ zu, sondern stellen einen sinnvollen Teil auch ihrer Weiterentwicklung dar - sind *Geschickte!*

So gesehen ist es ein Geben und Nehmen im Versuch der Wahrnehmung gemeinsamer Aufgaben. Als in der „Gründerzeit“ in Deutschland ein *Freundeskreis* für diese Arbeit gebildet werden sollte, schrieb Karl König einen Brief, in dem etwas von dieser Aufgabe deutlich wird:

Das ist, was unsere Kinder uns dauernd vor Augen führen: Sie zeigen uns die andere Seite des Lebens, die ebenso notwendig und wichtig ist wie jene, in die wir täglich verfallen sind. Auch darin sind uns unsere Kinder Lehrer. Sie helfen uns - durch ihren täglichen Anblick, durch ihre Not und Mühsal -, den Geistesfunken unserer Seelen wach zu halten und das Öl in unseren Lampen nicht zu vergessen.²⁴ Unsere Kinder sind nicht Krieger, sondern sanfte, aber stete Mahner in der großen Schlacht der Menschheitsgeschichte. [...] solche Gedanken können uns - Eltern und Erzieher - vereinen. Unsere Kinder sind nicht nur da, dass wir ihnen helfen, sondern sie sind da, damit uns durch sie geholfen wird.²⁵

Vielleicht kann man sich erinnert fühlen an das eingangs zitierte Wort des Johannes-Evangeliums: [es] *soll dadurch die Wirksamkeit des Göttlichen in ihm zur Offenbarung kommen...*

Camphill Gemeinschaften haben sich zunächst dem Menschen zugewandt, der der schwächste - der minderheitlichste - in der Gesellschaft war: dem von Geburt an Behinderten, dem in seiner *Entwicklung Gestörten*. Inzwischen hat sich das ausgeweitet und es sind Arbeitszusammenhänge entstanden, die sich um Drogenabhängige, Straßenkinder, alte Menschen kümmern. Wahrscheinlich wird diese Entwicklung weitergehen, weil man sich überall gerufen fühlt, wo das Menschenwesen - die *Person* - bedroht ist. Und das ist in der heutigen Gesellschaft vielfältig.

So müssen wir die neuerliche Benutzung des Begriffs *Inklusion* begrüßen, denn damit wird zugegeben, dass nicht nur *integriert* werden kann, sondern es wird damit ausgesagt, dass auch die Gesellschaft sich ändern muss. Der Mensch *per se* ist wandlungsbedürftig und auf diesem Wege Seelenpflege-bedürftig.

Kaspar Hauser und die Frage des Menschseins

Es kann nicht darum gehen, Fragen der Integration - oder gar der Inklusion - da wo der edle Sinn des Wortes wirklich gemeint ist, nicht zu beachten, sondern darum, gründlich nach konsequenten und längerfristigen - das heißt *nachhaltigen* - Lösungswegen zu suchen, die dem Wesen *Mensch* gemäß und förderlich sein können. Für den an sich vielfältigen Typus Mensch wird es wohl möglichst vielfältige Wege geben müssen. Denn wir dürfen die Besonderheit des Individuellen nicht aus dem Auge verlieren. Sonder-Sein will nicht ausnivelliert, sondern in seiner Bedeutung und Aufgabe erkannt werden (in *beiden* Richtungen der *Mission* - s. oben).

Kein Individuum hat die Welt so tief und nachhaltig in diesen Fragen bewegt wie Kaspar Hauser. Karl König nannte ihn „den Schutzpatron des behinderten Menschen“. ²⁶

Er sollte nicht etwa einfach umgebracht werden, was damals ja durchaus üblich war im dynastischen Gerangel, sondern er sollte offensichtlich von seiner eigentlichen *Mission* gründlich abgebracht werden. Seine „Freilassung“ am Nürnberger Marktplatz an dem Pfingstmontag 1828 war weder ein Aufgeben nach einem missglückten Experiment, noch ein Indiz, dass das Vorhaben seiner Peiniger ausreichend gelungen war - nein, es war die vermeintliche Vollendung des *Verbrechens am Seelenleben des Menschen*,²⁷ indem er nicht nur aus seinem eigentlichen Schicksal herausgeworfen, sondern in ein ihm fremdes *hineingeworfen werden sollte*. Die Tragik des Satzes „Ich will ein Reiter werden, wie mein Vater einer gewesen ist“ hallt in unseren Tagen noch nach, wenn das Einzelschicksal in Gefahr ist, auf den (mensenleeren) Marktplatz einer schicksalsfeindlichen Gesellschaft geworfen - „freigelassen“ - zu werden.

Camphill Gemeinschaften - neben vielen anderen aus der Anthroposophie entstandenen Initiativen - wollen Orte sein, wo die *Urfrage* nach dem *Menschsein im Allgemeinen* und nach seinem Ausdruck im *Speziellen* kontinuierlich gestellt wird, und wo nach entsprechenden Formen gesucht wird, wo dieses Menschsein gepflegt und gefördert werden kann. Der Sozialpädagoge Alfons Limbrunner stellt in seinem Aufsatz *Leben, lernen, arbeiten* fest:

Diese Sozialarbeit pflegt eine „eigene Art“ und unterscheidet sich von Einrichtungen in kirchlicher, kommunaler oder sonstiger Trägerschaft. Sie hat das, was andere nicht ohne weiteres vorweisen können, hat, wenn man so will, so genannte Alleinstellungsmerkmale:

Ein Menschenbild, dessen Gesinnung pädagogische, heilpädagogische und therapeutische Grundhaltungen bietet; besondere Formen der Gemeinschaftsbildung; alternative Organisations- und Führungsmodelle mit dem Anspruch auf Selbstverwaltung; anspruchsvolle Gestaltungen von Lebensräumen und Lebensorten, verbunden mit einem reichen kulturellem Leben; die künstlerische Ausrichtung der Therapien; schließlich, insbesondere in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen, eine unbedingt werktätige Orientierung, ob im Garten- und Landbau oder in einer Vielzahl von besonderen Produktions- und Beschäftigungsbereichen. Durchwegs gewinnt man den Eindruck, dass sich die Mitarbeiter eine Spur anders verhalten, als das in herkömmlichen sozialen Einrichtungen zu beobachten ist. Denn, so lässt sich vermuten, wer im anderen nicht nur den Behinderten, den Klienten oder Kunden, sondern auch den Mitmenschen sieht, verhält sich offensichtlich auch anders. „Inklusion“, das heißt, (fast) nicht mehr groß zu unterscheiden, wer ein „richtiger“ oder ein „behinderter“ Mensch ist, wird, so mein Eindruck, längst versucht zu praktizieren. [...]Anthroposophisch orientierte Heilpädagogik, Sozialtherapie und Sozialarbeit hat sich emanzipiert. Aus einst leicht weltabgewandten Instituten sind moderne „Kulturinseln“ und soziale Organisationen geworden, die sich auf dem Sozialmarkt behaupten. Absolventen der einschlägigen Ausbildungen erwartet ein aufnahmefähiger Stellenmarkt, der auch für andere fachliche Qualifikationen offen ist. Fachzeitschriften, Beratungs- und Fortbildungsangebote sowie Qualitätsentwicklung samt Zertifizierung gehören zum Netzwerk. Neuerdings werden auch Bachelor- und Masterstudiengänge mit akademischen Abschlüssen angeboten. Das wird den Spagat und die Dynamik zwischen anthroposophischen Positionen und modernen wissenschaftlichen Theorien und Standards ankurbeln. Was damals begann, hat sich kontinuierlich zu ethisch hochstehenden Formen mitmenschlicher Hilfe entwickelt. Anthroposophische Praxis bereichert und erweitert das Spektrum sozialer Dienstleistungen.²⁸

Moderne Kulturinseln sind wohl solche, die gerade *nicht* ausgrenzen - weder diejenigen, die *drinnen* sind aus der sonstigen Gesellschaft, noch diejenigen die *draußen* sind! Karl König hat eine Weltbewegung initiiert, die eine Art „umgekehrte Integration“ nicht nur propagiert, sondern seit nunmehr 70 Jahren vielfältig und in immer neuer Weise versucht hat zu praktizieren. In seinem bemerkenswerten Sammelband über die Integrationsfrage nannte Alfred Heinrich die Camphill Bewegung *auch eine Integrationsbewegung*.²⁹ Er beschreibt diese Umkehrung des Integrationsprinzips so:

Liebevolles, soziales Miteinander wurde der Kerngedanke. Das erste der Camphill Dörfer für Erwachsene war Botton Village in Yorkshire, England. Hier werden Menschen mit geistiger Behinderung nicht unbedingt an die generelle Gesellschaft angepasst; ein Großteil der Bestrebungen zielt vielmehr darauf ab, dass sich Betreuer und Betreuerinnen, also Mitbewohner, den Bedürfnissen der Schützlinge anpassen.

Vor einiger Zeit ist eine beachtenswerte Studie von dem norwegischen Soziologen Nils Christie gemacht worden.³⁰ Es wäre sehr erwünschenswert, wenn jemand dieses Thema in ähnlicher Weise und Tiefe heute wieder aufgreifen würde, doch liest man diese Studie vor dem Hintergrund der heutigen Problematik und der heutigen Auseinandersetzungen, stellt man fest, dass sie wohl heute mindestens so relevant ist, wie damals, Anfang der neunziger Jahre. Merkwürdig, dass seine Folgerungen anscheinend nicht so stark wahrgenommen wurden, ist er auf seinem Fachgebiet sonst so bekannt und beachtet. Er konnte aus der Erfahrung der intensiven skandinavischen Bemühungen der 80'er Jahre um die Integration behinderter Menschen sprechen. In dem letzten Kapitel seines Buches, das mit *Zwei Schlagworte, die in Ehren stehen* überschrieben ist und die Begriffe *Assimilation* und *Integration* zunächst würdigt, folgert er:

Außergewöhnliche Menschen können niemals den gewöhnlichen ähnlich sein. Sie erhalten mehr Hilfe als die anderen - in dem Glauben, dass diese Hilfe einerseits eine Entschädigung für das darstellt, was allgemein als Defizit betrachtet wird, und dass sie andererseits irgendwann einmal ein Ergebnis zeigt, das unserem Alltagsbild ein wenig mehr entspricht. Doch wie wir gesehen haben, wird die Hilfeleistung beim gegenwärtigen Stand unseres Bewusstseins in Form von bezahlter Freundschaft erbracht. Eine völlige Anpassung ist daher ein Ding der Unmöglichkeit. Denn je größer die Hilfe beim Prozess der Anpassung ist, desto stärker droht die Gefahr, den Hilfeempfänger zum Klienten zu machen, was wörtlich „Höriger“ bedeutet. Die Klientenrolle bedeutet Ausschluss; Klient zu sein heißt nicht integriert, kein Glied des Ganzen zu sein.

Das Kapitel - daher auch das Buch - wird mit der eigentlich weitreichenden Feststellung abgeschlossen:

Für diejenigen unter uns, die nicht den Normen entsprechen, ist es wahrscheinlich nutzbringender, in sozialen Zusammenhängen zu leben, die sie davor bewahren, in die Klientenrolle gedrängt zu werden. Die Camphill-Dörfer stellen ein mögliches Beispiel unter vielen anderen dar. Wenn wir auf unsere andersartigen Mitmenschen eingehen, wenn wir ihren individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechen, sind wir vielleicht in der Lage, lebensfähige Alternativen zu den Standardlösungen der Industriegesellschaft zu schaffen. Und am Ende stellen wir möglicherweise fest, dass es für die meisten von uns förderlich ist, in sozialen Strukturen zu leben, die als besonders menschengemäß im Hinblick auf die Hilfsbedürftigen unter uns gelten.

Gesellschaft muss neu erfunden werden

Gemeinschaft kann man verstehen als Zwischenglied, als Brücke zwischen dem Einzelwesen einerseits - das immer isolierter wird und droht, dadurch vom Menschsein abzurufen - und der Gesellschaft andererseits, die immer globaler wird. Die tieferen Fragen nach den gesellschaftsbildenden Prinzipien müssen wohl in der Zeit moderner „Völkerwanderungen“ neu gestellt werden. In der Theokratie hat der Volksgeist eine wichtige Rolle zu spielen gehabt, doch der Vormarsch der industriellen und post-industriellen globalisierten Welt hat - zunächst sicherlich aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus - neue Grundfragen der Gemeinschaftsbildung gestellt. Heute und morgen wird uns die Frage beschäftigen müssen, wie wir die soziologischen Grundprinzipien der post-Individualisierung neu verstehen wollen. Wollen wir überhaupt noch den individualisierten Menschen in die Pflicht nehmen, sich in diejenige Gesellschaftsform zu integrieren, aus der heraus er sich gerade emanzipiert hat? Vielleicht können tatsächlich gerade diejenigen uns darüber etwas offenbaren, wo die Frage der Integration am deutlichsten wird: die Minderheiten.

In dem bereits zitierten Buch führt uns Nils Christie zu einer ungewohnten Perspektive aus der soziologischen Phänomenologie heraus. Nach der Feststellung *wie Minderheiten in die Klientenrolle gedrängt werden*, beschreibt er folgende Schritte der modernen Gemeinschaftsbildung, um schließlich zu einer tiefen Frage des Menschseins selbst zu kommen. Das Kapitel heißt „*Natürliche*“ Enklaven:

Wenn ethnische Minderheiten stark genug werden, versuchen sie, sich zu gruppieren. Aber nicht alle ihre Mitglieder handeln so. Manche überwinden die gesellschaftlichen Schranken und werden zu ganz normalen Bürgern. Nach einer gewissen Zeit lösen sich ganze Enklaven auf, weil sämtliche Mitglieder die Barrieren überwunden haben. Die Finnen in Schweden sind ein Beispiel dafür. [...] Oft aber scheint es mit der Assimilation schneller zu gehen, wenn Einwanderer die ersten paar Jahre in einem neuen Land unter ihresgleichen verbringen. Israel zum Beispiel versuchte anfangs, seinen Staat nach dem Sämänn-Prinzip aufzubauen, ist aber später davon abgekommen und ermutigte die Angehörigen fremder Nationen, zunächst zusammen zu bleiben und sich dann langsam der größeren Einheit anzuschließen. Die Vereinigten Staaten sind ein herausragendes Beispiel dafür.

Selbstverständlich beschreibt nun Christie auch Beispiele von Enklaven, die sich nicht auflösen, so eben auch in USA. Das Prinzip der frei gebildeten Enklave aber wendet nun Christie in interessanter Weise auf unsere hier in Frage kommende Minderheit der Menschen mit Behinderung an:

Normale Menschen organisieren ihr gesellschaftliches Leben dergestalt, dass sie ihregleichen um sich haben. Sollten also nicht ganz so normale Menschen vielleicht das Gleiche tun? Das ist ihnen jedoch verwehrt. Die Konzentration vieler hilfsbedürftiger Menschen an einem Ort, das ist ja genau das, was die Institutionen oder, schlimmer noch, die Ghettos kennzeichnet.

Hier stoßen wir auf ein Grunddilemma unserer Gesellschaft. Geisteskranke, als geistig behindert Bezeichnete oder einfach nur scheue Menschen sind einsam bei uns. Sie sind noch einsamer als die vielen Einsamen, die es ohnehin gibt. Ihnen kann zwar geholfen werden, doch dann geraten sie in Abhängigkeit und werden zu Klienten. Oder sie erhalten die Möglichkeit, einander zu helfen, aber dann bleiben sie anders als die anderen und sind aus dem normalen Alltag ausgegrenzt. Es stellt sich also die zweischneidige Frage, was nun jetzt die bessere Lösung sei. Ist es besser, gleichmäßig und fein auf die normale Gesellschaft verteilt zu sein, neben den normalen Menschen - zwar nicht ganz gleichberechtigt, aber zumindest in ihrer Nähe - zu leben und von ihnen Hilfe zu bekommen, ein fast normales Leben in einem fast normalen Alltag zu führen, das freilich ein Klientendasein ist? Oder ist es besser, mit den nicht ganz so normalen Menschen, den Behinderten, zusammen zu sein und ein anderes Leben zu führen als der Rest von uns, dafür aber weder abhängig noch einsam zu sein?

So stellt Nils Christie eine Grundsatzfrage und liefert dabei noch nebenher eine mögliche Antwort auf unsere Frage, warum er als Fachmann mit dieser Studie nicht genügend gehört wurde:

Warum sollen die Hilfsbedürftigen dieser Gesellschaft nicht das gleiche Leben wie wir alle führen? Was gut für uns ist, sollte auch ihnen zuteil werden. Ihnen dieses Leben vorzuenthalten, hat etwas mit Betrug zu tun.

Und dann ist da noch die Herausforderung, die das Gemeinschaftsleben in den Camphill-Dörfern darstellt. Das Zusammenleben dort hat zumindest bei mir Zweifel geweckt in Bezug auf die Bahnen, in denen sich unser Leben gewöhnlich abspielt. Die Dorfgemeinschaften stellen Grundvoraussetzungen unseres normalen Alltags in Frage. Ihre Lebensform ist zweifellos für eine große Zahl der Hilfsbedürftigen unserer Gesellschaft geeignet. Und es brauchen doch fast alle Menschen Hilfe, zum Beispiel in der Jugend oder in Zeiten der Krise, vielleicht sogar ständig. Sie brauchen Hilfe, um mit den allgemeinen Problemen des Lebens fertig zu werden, mit der Einsamkeit etwa oder der Unfähigkeit, mit Geld umzugehen (eine Unfähigkeit, die nicht zuletzt bedeutet, keinen Austausch zwischen dem Bedarf an Geld und den Idealvorstellungen zu seiner Verwendung herstellen zu können). Vielleicht führen die Bewohner dieser Dörfer ein besseres Leben als wir anderen draußen. Vielleicht sollten wir alle in Dorfgemeinschaften leben. Solche Gedankengänge rütteln an den Grundlagen unseres Alltags. Das ist ein zusätzlicher Grund, warum die Idee von den Dorfgemeinschaften für Menschen, die anders sind als wir, so oft verworfen wird.

Unter all diesen Aspekten erscheint es als eine Vereinfachung, vom Recht auf ein normales Leben zu sprechen. Denn es geht hier nicht nur um ein Recht, sondern auch um eine Pflicht. Die Menschen werden verpflichtet, ein normales Leben zu führen. Denn es geht nicht mehr nur um die gleichen Lebensbedingungen für alle, sondern um die Vormachtstellung einer Kultur, die den Schutz der vorrangigen Lösungen unserer Gesellschaft garantiert. Die Camphill-Dörfer stellen so provokante Gegenentwürfe dar, dass sie auf Ablehnung stoßen.

In der oben zitierten Ansprache für die Eröffnung der ersten „Dorfgemeinschaft“ auf deutschem Boden forderte König die Mitarbeiterschaft dazu auf, sich diesem „stillen Strom“ anzuschließen - also nicht nur eine Gemeinschaft *für* besondere Menschen, sondern im eminentesten Sinne *mit* ihnen zu bilden. Denn es ist ein gegenseitiges Nehmen und Geben, das geübt werden soll, eine neue Gemeinsamkeit, wo der sogenannte „Normale“ auch seine Seelenpflege-Bedürftigkeit zugeben darf, erkennen lernen und daran arbeiten kann - ja muss, denn es ist im Sinne von Nils Christie eine Pflicht! Es geht um Gemeinschaften, wo jeder inkludiert werden kann; um umgekehrte Integration eben. Dessen, was in einer so verstandenen therapeutischen Gemeinschaft erlebt und erlernt werden kann, bedarf heute die Gesellschaft. Daher schrieb Karl König unmittelbar nach der Lehenhof-Einweihung den inhaltsschweren Aufsatz „Vom Sinn und Wert heilpädagogischer Arbeit“, in dem die zentralen Sätze zu finden sind, die am Ende seines Lebens wie ein Aufruf an die Zivilisation anmuten können:

Wir müssen nur die Idee der Heilpädagogik weit genug fassen, um ihrer wahrhaften Bestimmung ansichtig zu werden. [...] Sie will zu einer weltweiten Tätigkeit werden, um der überall entstandenen „Bedrohung der Person“³¹ hilfreich entgegen zu treten. Die „heilpädagogische Haltung“ muss in jede soziale Arbeit...

So umfassend versteht König die Aufgabe, die aus der heilpädagogischen Erfahrung erwachsen kann: wir beginnen durch diese Erfahrung sogar die *Mission* dieser Arbeit - das große Wort benützt König: die *wahrhafte Bestimmung*! - zu errahnen. Nun werden wir aber vom großen Wurf, von der großen Aufgabe, zu der Begegnung geführt, so wie wir sie oben erwähnt haben - und dies ist fast zu einer Art Wahrspruch, oder Richtspruch für die Camphill Arbeit geworden:

Nur die Hilfe von Mensch zu Mensch - die Begegnung von Ich mit Ich - das Gewahrwerden der anderen Individualität, ohne des Nächsten Bekenntnis, Weltanschauung und politische Bindung zu erfragen - sondern einfach das Aug'-in-Auge-Blicken zweier Persönlichkeiten, schafft jene Heilpädagogik, die der Bedrohung des innersten Menschseins heilend entgegentritt.

Und damit man nicht den Kurzschluss ziehen kann, dass es doch ausreicht, wenn man zu einander nett und freundlich ist (was natürlich auch schon ein guter Schritt ist!) qualifiziert er seine Aussage im letzten Satz:

Allerdings wird das nur dann wirksam sein können, wenn eine grundlegende Herzenerkenntnis dabei berücksichtigt wird.³²

Was wohl mit *Herzenerkenntnis* gemeint sein kann, bleibt vielleicht noch offen - doch haben wir in der bisherigen Auseinandersetzung wohl schon einiges zur Verdeutlichung und vielleicht auch zur Lösung dieses Rätsels zusammengetragen.

Wir sind uns bewusst, dass wir erst am Anfang dieser Bemühungen stehen.....³³

Überall ist heute noch das Bestreben nach einem mehrheitlichen Prinzip vorherrschend - sowohl in der corporate world, als auch in der Zivilgesellschaft. Camphill widerstrebt dem noch, auf die Gefahr hin, keine Stimme im sozialpolitischen System zu haben.

Die Camphill Bewegung ist deswegen ein gutes Beispiel für unser Thema der Minderheiten, weil es sie nach heutigen Gesichtspunkten eigentlich gar nicht gibt. Es wird durchaus immer wieder die Frage gestellt, wie eine solche Bewegung bereits über 70 Jahre existieren kann, auch eine deutliche Identität trägt, obwohl jede dazugehörige Gemeinschaft vollkommen autonom ist - es gibt keine übergreifende (könnte das auch heißen „übergreifende“?) rechtliche Organisation, keine gemeinsame Finanzierung, obwohl man sich oft gegenseitig aushilft, keine zentralen Entscheidungsorgane und keine bindenden Richtlinien. Es handelt sich um einen weltweiten freien Zusammenschluss von in Gemeinschaften lebenden Individuen. Die individuelle Ausprägung ist sehr vielfältig - nicht nur im Zusammenhang mit den äußeren rechtsstaatlichen Bedingungen. Aber: Dadurch, dass Minderheiten immer noch nicht in das Weltbild und in die sozialpolitische Struktur passen, ist auch Camphill gefährdet.

Gegenwärtig sind es über 100 Gemeinschaften, die sich zusammenschließen unter dem Namen Camphill - mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die besondere Bedürftigkeit haben. Manche sind sehr ländlich, schön gelegen, in heilender Landschaft, mit eigener Landwirtschaft, Gärtnerei und Wald; manche mitten in der Stadt. Sie sind in 19 Ländern in Europa und Skandinavien, in Russland, in Nordamerika, im südlichen Afrika, Indien und Vietnam. Eine kleine Initiative entfaltet sich gerade jetzt in Japan.³⁴

In Nordengland gibt es beispielsweise ein Tal von 400 Hektar mit vier Landwirtschaften, großer Gärtnerei, Saatgutkonzern, vielen kleineren Handwerksbetrieben und natürlich einem Supermarkt, einem Postamt, einem Café und einer roten Telefonzelle. In jenem zauberhaften Tal leben über 300 recht individuelle Menschen. Das ist die mehrfach benannte Borton Village. In Botswana wurde vorwiegend aus Lehm gebaut; die Werkstätten bieten auch Arbeitsplätze für die vielen Arbeitslosen der Umgebung und stellen Möbel her. In Rotterdam und Dublin gehen alle Bewohner auswärts arbeiten in der Stadt. In der Pfalz ist es eine kleine Lebensgemeinschaft in Waldesidylle, wo aber die etwa 30 Bewohner regen Kontakt zum nahen Neustadt pflegen. Fragt man im weiten Umkreis, so ist sowohl die Gemeinschaft *Königsmühle* den meisten Menschen bekannt, als aber auch viele der Individualisten. Denn sie sind selbstverständlich *inkludiert*.

Abschließend

Abschließend scheint mir das Wesentliche nicht zu sein, dass Menschen mit Behinderung eine Minderheit darstellen, sondern dass sie uns darauf hinweisen wollen, wie *der Mensch selbst* eine Minderheit darstellt. Die kleinste Minderheit - also die wesentlichste - ist der individuelle Mensch: und das per Definition. Diese Gattung ist daher bedroht, da sie je nur von einem einzigen Exemplar getragen wird. Heute ist nicht mehr die Nation, die Religion, die Wirtschaftsgemeinschaft die Überlebensgarantie für den Einzelnen, sondern diese stehen geradezu oft im Wege einer neuen Gemeinschaft von Nicht-Gleich-Sein-Könnenden. Die, die am wenigsten gleich sind, könnten uns den Weg zeigen.

- 1 Freie Deutung des Ausspruchs von Richard von Weizsäcker: „Es ist normal, verschieden zu sein“
- 2 Nein - ich habe mich schon wieder bei Fachleuten getouret - „politisch korrekt“ wäre heute etwa „Mädchen mit Trisomie 21“ zu sagen. Bis Sie dies lesen, kann sich das aber schon wieder geändert haben.
- 3 Z.B. in der Zeitschrift *Das Parlament*, Juni 2010, S.25 in dem Artikel des Professors für Integrationspädagogik Wocken: *Über Widersacher der Inklusion*.
- 4 Otto Specht: *Schulische Inklusion aus heilpädagogischer Sicht. Rhetorik und Realität*, München 2010.
- 5 Johannes 9/ 1-7 (in der Übersetzung von Lic. Emil Bock.)
- 6 Lukas 9/28 - 43.
- 7 George Berkeley, John Locke, David Hume und Adam Smith.
- 8 Zur Biographie Königs: Karl König: *Meine zukünftige Aufgabe*, Stuttgart 2009; H. Müller-Wiedemann: *Karl König*, Stuttgart 2011.
- 9 Zitiert nach Selg in: Karl König *Meine zukünftige Aufgabe*, Stuttgart 2008, S. 56.
- 10 Rudolf Steiner: *Freiheit und Gesellschaft*, in *Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Zeitgeschichte*, Dornach 1989
- 11 Georg von Arnim, 1920 - 2000. s. *Meditative Aufzeichnungen*, herausgegeben von Peter Selg, Dornach, 2002.
- 12 Unveröffentlichtes Manuskript, Karl König Archiv.
- 13 Georg von Arnim: *Bewegung, Sprache, Denkkraft - Der geistige Impuls der Heilpädagogik*, herausgegeben von R. Steel, Dornach 2000.
- 14 Stuttgart 1984 - Originaltitel: *Practical ethics*, 1979.
- 15 *Praktische Ethik*, 1. Auflage, Reklam 1984, S. 186 - 187.
- 16 Leider war eine Aufzeichnung der Sendung - auch unmitelbar danach - vom Sender nicht zu bekommen.
- 17 Klett-Cotta, Stuttgart 1996.
- 18 Goethe: *Das Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie*, Hrsg. von J-C Lin, Stuttgart 2011
- 19 Karl König: Ansprache zur Eröffnung der Dorfgemeinschaft Lehenhof, 25.9.1965. Zitiert nach Müller-Wiedemann: *Karl König. Eine mitteleuropäische Biographie*, Stuttgart 2011.
- 20 Steel: *Motive zum Sozialimpuls im Leben Karl Königs*, in: Karl König, *Mensch unter Menschen werden*, Stuttgart, 2009
- 21 *Camphill - 50 Jahre Leben und Arbeiten mit Seelenpflege-bedürftigen Menschen*. Neue Bearbeitung zunächst auf Englisch: *A Portrait of Camphill*
- 22 Albrecht Strohschein: *Die Entstehung der anthroposophischen Heilpädagogik* in (M. J. Krück von Poturzyn Hrsg) *Wir erlebten Rudolf Steiner*, Stuttgart 1967
- 23 Zitiert nach Karl König: *Das Seelenpflege-bedürftige Kind. Vom Wesen der Heilpädagogik*, Stuttgart 2008, S.7.
- 24 König bezieht sich hier auf das ihm wichtige Gleichnis des Evangeliums (Matthäus 10) der zehn Jungfrauen.
- 25 Karl König: *Brief an die Eltern der Camphill-Schulen und der Dorfgemeinschaft am Bodensee*, 1. Mai 1965, Zitiert nach Müller-Wiedemann: *Karl König. Eine mitteleuropäische Biographie*, Stuttgart 2011.
- 26 Steel: *Motive zum Sozialimpuls im Leben Karl Königs* in Karl König: *Mensch unter Menschen werden*, Stuttgart 2009.
- 27 So nannte der berühmte Kriminalloge Anselm Ritter von Feuerbach seine Abhandlung über Kaspar Hauser, 1832
- 28 Alfons Limbrunner: *Leben, lernen, arbeiten*, in der Zeitschrift *Info3*, April 2011
- 29 Alfred Heinrich (Herausg.): *Wo ist mein Zuhause? Integration von Menschen mit geistiger Behinderung*. Stuttgart 1997.
- 30 Nils Christie: *Beyond Loneliness and Institutions*, Universitätsvorlaget, Oslo und Oxford University Press, 1989. Zitiert aus der deutschen Ausgabe, Stuttgart 1992: *Jenseits von Einsamkeit und Entfremdung*,
- 31 König hatte in dem vorausgegangenen Text des Aufsatzes Asperger zitiert: *Diese Arbeit - ob sie jetzt unter dem Namen „Heilpädagogik“ geht, oder unter einem anderen - hat in der neuesten Zeit einen ungeheueren Aufschwung genommen, weil das, was sie bezweckt, für unsere gegenwärtige Situation als ein besonders dringendes Anliegen erkannt wurde. Das hängt zweifellos zusammen mit der sich im gesamten geistigen Leben der Zeit abzeichnenden Bedrohung der einzelnen menschlichen Person wie auch der sozialen Gemeinschaft.* (Hans Asperger, *Heilpädagogik*, Wien 1952.)
- 32 Karl König: *Vom Sinn und Wert heilpädagogischer Arbeit*, 1965, in König: *Das Seelenpflege-bedürftige Kind. Vom Wesen der Heilpädagogik*, Stuttgart 2008.
- 33 Als Karl König 1965 gebeten wurde, für eine Studenten-Zeitschrift gerade über die erweiterte soziale Aufgabenstellung der Camphill Bewegung zu schreiben, machte er die Aussage: *Das gegenseitige Vertrauen gibt die Grundlage für dieses bedeutsame soziale Experiment. Wir sind uns bewusst, dass wir erst am Anfang dieser Bemühungen stehen.* Der Aufsatz: *Soziale und ökonomische Grundlagen moderner Gemeinschaftsbildung*, wurde erst nach Königs Tod in der Zeitschrift *Beiträge aus der anthroposophischen Studentenarbeit*, Tübingen, Ostern 1966 veröffentlicht. Zitiert nach Karl König: *Mensch unter Menschen werden*, Stuttgart 2009, S.10.
- 34 Ein Link zu dem aktuellen Adressenverzeichnis ist zu finden bei: www.karl-koenig-archive.net/biografie.htm

Minderheiten in Worms

Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

„Der Wormser Bürgerschaft ging es immer dann gut, wenn es gelang, das Potenzial der vor Ort zusammentreffenden Religionen und Kulturen in einen kreativen Dialog zu führen. Aus den zahlreichen historischen Konflikten ist das Bedürfnis gewachsen, diesen friedlichen Weg interreligiöser und interkultureller Begegnungen weiter zu beschreiten und zu vertiefen. Die Stadt Worms lässt sich dabei leiten von den Prinzipien der Menschenrechte.“ Der Wormser Stadtrat verabschiedete diese „Grundsätze der Menschenrechtsarbeit“ im Rahmen einer Präventionsstrategie gegen politischen Extremismus im Mai 2007 einstimmig.

Sie finden sich auf der Website der Stadt unter www.worms.de (Rathaus/Politik/Menschenrechtsarbeit). An gleicher Stelle wird auch aktuell über Gedenktage informiert. Historisch-empathisches Erinnern wird damit aktiviert für die politische Gestaltung von Gegenwart und Zukunft.

Zur Geschichte

Die Lage am Rhein ist die Ursache dafür, dass sich Menschen unterschiedlichster Herkunft bereits in vorrömischer Zeit in Worms angesiedelt haben. Sie haben den Fluss nicht als Grenze, sondern als Verkehrsweg gesehen. So schrieb der französische Historiker Lucien Febvre 1935 in seinem bekannten Rheinbuch: „Der Rhein schafft zwischen den Städten eine direkte und sichtbare, wenn auch nicht immer enge Solidarität. Vom Basler Knie bis zur schönen Biegung von Dordrecht bildet er eine Art langgezogener Hauptstraße, auf der Flaneure und Gehetzte, Sorgenvolle und Unbekümmerte ununterbrochen mit Händlern und Militärs, mit Reisenden und Studenten – also der bunten Mischung der Rhein-Konsumenten – in Verbindung treten.“ (S. 97/98, Frankfurt 1994). In Victor Hugos Schilderung seiner Rheinreise von 1839/40 heißt es: „Zur selben Zeit wie der Handel und auf denselben Booten schwammen der Geist der Häresie, der Forscher- und der Freiheitsgeist diesen großen Strom hinauf und hinab, auf dem, so scheint es, alles Denken der Menschheit einmal vorbeikommen musste.“ Und Carl Zuckmayer notiert in seiner 1969 erschienenen Autobiografie: „An einem Strom geboren werden ist ein besonderes Geschenk. Es sind die Ströme, die die Länder tragen und die Erde im Gleichgewicht halten, da sie die Meere miteinander verbinden und die Kommunikation der Weltteile herstellen. Im Stromland ist es, wo die Völker sich ansiedeln, wo ihre Städte und Märkte, Tempel und Kirchen erstehn, wo ihre Handelswege

und ihre Sprachen sich begegnen.“ (S. 110/111, Frankfurt 1989) Bereits die frühromischen Soldatengrabsteine aus Worms deuten an, dass hier romanisierte Kelten aus dem ganzen westlichen Europa lebten: „Der Name Argiotalus stammte von der Atlantikküste (Nantes), Licinus war Helvetier vom südlichen Oberrheingebiet, Pattus bezeichnete sich als Treverer, M. Sempronius kam aus dem heutigen Spanien und C. Vibius Virilio stammte wohl aus Südfrankreich (Gallia Narbonensis).“ (Grünewald, Hahn, Zwischen Varusschlacht und Völkerwanderung, Lindenberg 2006, S. 17) Friesische Kauffleute sind seit 829 in Worms bekannt; ihr Viertel lag im Nordosten der Stadt. Eine Urkunde Kaiser Heinrichs LV von 1090 sichert allen Wormsern Zollprivilegien zu; ausdrücklich gehören auch die Wormser Juden dazu, als deren Schutz- und Gerichtsherr sich der Salierkaiser versteht. Nachdem im Dreißigjährigen Krieg ein Großteil der Bewohner in der Region getötet worden waren, siedelten sich zahlreiche Familien aus den Niederlanden und der Schweiz an. Während im 19. Jahrhundert viele Wormser aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen nach Amerika auswanderten, kamen nach 1945 u.a. „Gastarbeiter“ aus Italien, Griechenland und der Türkei nach Worms, aber auch politische Flüchtlinge aus aller Welt, Studenten aus Westafrika und Spätaussiedler aus Russland. In der Stadt begegneten sich also schon seit ihrer Gründung Kulturen und Religionen.

Immer wieder kam es dabei zur Diskriminierung und Verfolgung von Minderheiten. Beispielhaft seien die Pogrome an den Wormser Juden genannt, im Mai 1096 während der Kreuzzüge, um 1350 im Rahmen der Pestepidemie oder in der Zeit der NS-Diktatur. Religiös begründete Hetze, Schuldzuweisungen in Krisenzeiten und rassistische Ideologien waren in der Regel die Gründe für Verfolgung und Völkermord. Bei näherer Betrachtung und im Nachhinein stellten sich all diese Argumentationen als haltlose Propaganda heraus. Eine wenn auch nicht immer erfolgreiche Gegenstrategie stellen die zahlreichen Friedensschlüsse und Religionsgespräche dar, die sich ebenfalls durch die städtische Geschichte ziehen, angefangen vom Wormser Konkordat von 1122 über die Religionsgespräche von 1541 und 1557 zwischen Katholiken und Protestanten bis hin zur Wormser Charta von 2008. In diesem von allen muslimischen Glaubensgemeinschaften in der Stadt unterzeichneten Papier bekennen sich alle Unterzeichner zu den Grundrechten der deutschen Verfassung. Es heißt, man akzeptiere „das Recht, die Religion zu wechseln, eine andere oder gar keine Religion zu haben. Ehrenmorde, Zwangsheirat oder religiös bedingte Zwänge werden von uns als ein Verbrechen gegen die Glaubens- und demokratische Grundordnung gewertet.“ Darin weisen die Wormser Muslime auch auf den Koran hin, der in der fünften Sure jede Art von Mord verbiete: „Wer einen Menschen umbringt, bringt die ganze Menschheit um. Und wer ein Leben erhält, soll sein, als hätte er die ganze Menschheit am Leben erhalten.“ (Vers 32).

Diese Auslegung einer religiösen Schrift weist darauf hin, dass innerhalb der unterschiedlichsten Religionsgemeinschaften immer wieder Anstrengungen unternommen werden und auch werden müssen, die Universalität der Menschenrechte herauszuarbeiten, vor allem als eines Schutzes des einzelnen Menschen und von Minderheiten. Die Wahrnehmung kultureller und religiöser Differenz steht diesem universalen Anspruch aller ernst zu nehmenden Religionen nicht im Wege, sondern ist sogar Voraussetzung für die Realisierung dieses Anspruchs. Es geht nämlich im Kern um die Wahrnehmung des Andersseins, die Bereitschaft zum Dialog und damit zu einem beide Seiten verändernden Verstehensprozess und um das für alle Einzelnen gültige Recht auf Unversehrtheit. Kommunikation und Bildung auf der Basis einer sozialen Grundsicherung können und müssen das immer wieder neu ermöglichen. Kurz: Es geht um den Geist der Religion, der die Fähigkeit zum Verstehen des Anderen ermöglicht, und nicht um ihren Körper in Schrift, Gesetz, Ritual oder Brauchtum. Natan Sznajder, Soziologe an der Universität von Tel Aviv, hat im Rahmen einer Artikelserie der FR (10.11.2010) in diesem Zusammenhang von einem moralischen Gefühl gesprochen, das die Menschenrechte trägt: „Nicht um die eine oder andere der Weltreligionen geht es, sondern um das sakrale Gefühl, das die Menschenrechte erwecken. Und die Sakralität beruht auf dem Gegenteil, nämlich auf der Profanität des verwundbaren und leidenden Körpers.“ Diese Empathie mit dem einzelnen Menschen setzt Hoffnung in die Welt, setzt auf Vertrauen und spricht die Sprache der Poesie. Sznajder zitiert den Dichter Paul Celan mit den Worten, das Gedicht sei „eine Flaschenpost, in Seenot aufgegeben mit der Hoffnung, ans Herzland gespült zu werden.“ Für diese Haltung scheint mir der Begriff „moralische Fantasie“ besser geeignet als „moralisches Gefühl“, denn er zielt auf die Vernunft, den Geist, also die menschliche Fähigkeit zu denken und zu verstehen – und diese verbindet nicht nur den Einzelnen mit der Welt, sondern beinhaltet auch Verstand und Gefühl, neigt zum erzählenden Diskurs und zum Entwurf einer neuen Chance.

Gedenkarbeit

Aufgabe der Gedenkarbeit ist es, die Verletzung der Menschenrechte zu erinnern und damit die Opfer der Gewalt zu würdigen. Diese empathische Erinnerung ist verknüpft mit geschichtlicher Aufklärung und pädagogischer Vermittlung. Damit ist Gedenkarbeit ein korrigierendes Arbeiten an der kollektiven Identität. Sie verbindet sich stets mit konkreten Personen und Orten. Dies öffnet die Tür für gegenwärtiges Interesse und erleichtert das Einfühlen. Gedenkarbeit verändert sich mit der Zeit, Geschichte distanziert sich mit dem Tod von Zeitzeugen, verborgene Erinnerungen werden dennoch weiterhin erforscht und hinzugefügt; manchmal braucht es dazu sogar den Abstand von zwei oder mehr Generationen.

Gedenkstättenpädagogik setzt auf den Einzelnen, sein Einfühlungsvermögen und seine Fähigkeit zu verstehen. Weder Wissen allein noch Erinnerungsrituale allein machen Gedenkarbeit produktiv für die Gesellschaft.

Am 10. September 1950 wurde das „Mahnmal für die Opfer des Faschismus“ am Lutherring eingeweiht. Oberbürgermeister Heinrich Völker (1900-1975), der die Eröffnungsrede hielt, gehörte selbst als Sozialdemokrat zu den Verfolgten der NS-Diktatur. 1936 war er mit anderen Mitgliedern der verbotenen SPD wegen illegaler Betätigung zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Zu diesem Zeitpunkt stand man noch ganz am Anfang der Opferrecherche und hatte zunächst die in Worms lebenden politischen Gegner der Nazis im Blick. „Demokratischer Geist erschuf diesen Bau“ steht folgerichtig auf einer Tafel überm Eingang des 1956-58 errichteten Rathauses. 1958 nahm Völker Kontakt zu ehemaligen jüdischen Wormsern in Israel auf. Daraus entstand die Idee, die 1938 zerstörte romanische Synagoge wiederaufzubauen. Der Bau konnte 1961 eingeweiht werden. Zwischen 1977 und 1982 wurde an historischer Stelle der Neubau des Raschihauses errichtet, das das Stadtarchiv und das Jüdische Museum beherbergt. Benannt ist das Haus nach dem in der ganzen jüdischen Welt bekannten Talmudkommentator Raschi (1040-1105), der im Wormser Lehrhaus studiert hatte. Die Wormser Jüdische Gemeinde ist durch die Emigration bzw. die Ermordung ihrer Mitglieder während der NS-Zeit erloschen. Die Wormser Juden, deren Zahl sich seit der Kontingents-Flüchtlingsregelung von 1991 durch den Zuzug russischer Juden ständig vergrößert hat, gehören zur Jüdischen Gemeinde Mainz und nutzen die Synagoge für Gottesdienste. Mit dem Verein Warmaisa hat sich 1996 eine Gesellschaft zur Förderung und Pflege jüdischer Kultur in Worms gegründet, die seitdem nicht nur zahlreiche Veranstaltungen durchgeföhrt, sondern sich auch um Erhalt und Sanierung jüdischer Denkmäler wie der Jugendstiltrauerhalle verdient gemacht hat. Seit dem Raschi-Gedenkjahr 2005 veranstalten Warmaisa, Jüdische Gemeinde und Stadt alljährlich jüdische Kulturtage, die zuletzt immer im September stattfanden. Zur gleichen Zeit begannen die andauernden Bestrebungen von Stadt und Land, für die jüdische Kultur des Mittelalters in den SCHUM-Städten Speyer,

Worms und Mainz den Status des UNESCO-Welterbes zu beantragen. Die SCHUM-Tra-
dition gilt in der jüdischen Welt als zentrale Überlieferung des aschkenasischen Judentums.

Die Stadt Worms ist auch seit langem Mitglied im 1986 gegründeten Förderverein Pro-
jekt Osthofen, aus dem die Gedenkstätte des ehem. KZ (1933/34) und das NS-Dokumenta-
tions-Zentrum Rheinland-Pfalz als Landeseinrichtungen hervorgegangen sind. Parallel dazu
sind immer wieder neue Gedenkort in Worms entstanden, die alle in der 2005 erstmals
erschienenen Broschüre „Auf den Spuren des Nationalsozialismus in Worms“ beschrieben
sind. Sie fußt auf einem Rundgang, der vom früheren DGB-Kreisvorsitzenden Karl Saulhei-
mer entwickelt wurde. An die Deportation der Sinti erinnern eine Tafel am Mahnmal und
ein Denkmal auf dem Friedhof Hochheimer Höhe. Ergänzt wird dieser Rundgang mittler-
weile durch die von Warmaisa begonnene Aktion „Stolpersteine“. In Planung und Arbeit
sind eine Gedenkstation zu den Deportationen am Güterbahnhof und eine Recherche der
Lebenshilfe über die Verfolgung behinderter Bürger. Gedenkveranstaltungen der Stadt oder
von Vereinen und Interessengemeinschaften finden alljährlich am 27. Januar, am 21. Juli und
am 9. November statt. In den letzten Jahren sind auch das Gedenken an die zivilen Opfer
der Bombenangriffe vom Februar und März 1945 hinzugekommen sowie nach 1989 in Ko-
operation mit der Partnerstadt Bautzen Gedenkveranstaltungen zur politischen Verfolgung
in der SED-Diktatur. Termine finden sich auf der städtischen Website.

Die Zeit des Kalten Kriegs und ihre Verzerrungen der Geschichtsbilder haben über Jahre
zu selektiven Wahrnehmungen verschiedener Opfergruppen geführt. Heute geht es nicht
nur um eine angemessene Beschreibung der Opfergruppen in ihrem besonderen Kontext,
sondern auch darum, die Erinnerung an das Leid aller Opfer zu ermöglichen. Ein besonderes
Engagement hat sich in Worms immer wieder gegen neue Formen des Rechtsextremismus
entfaltet, von der Verhinderung von Naziaufmärschen über Menschenketten gegen Schän-
dungen auf dem Jüdischen Friedhof Heiliger Sand bis zu politischen Konzerten, themati-
schen Seminaren mit der Landeszentrale für politische Bildung und Vortragsveranstaltungen.

Interkultureller und interreligiöser Dialog

In Folge des europäischen Dialogs wurden nach 1945 zahlreiche Städtepartnerschaf-
ten gegründet. In Worms waren das Partnerschaften mit dem St. Albans /Großbritannien
(1957), Auxerre/Frankreich (1968), Parma/Italien (1984), Tiberias/Israel (1986), Bautzen/
Deutschland (1990) und Mobile/USA (1998). Von Worms gingen auch ökumenische Im-
pulse aus, so im Lutherjahr 1971, als Wormser Katholiken in einem Memorandum vom
Papst die Aufhebung des Bannes gegenüber Luther forderten.

1979 wurde erstmals in Worms ein „Beirat für ausländische Mitbürger“ berufen. Damals lag der Ausländeranteil bei knapp 7 Prozent; heute sind es knapp 20 Prozent. Der größte Anteil der Migranten stammt aus der Türkei. Gewählt wurde der Beirat erstmals 1990, seit 2009 heißt er Beirat für Migration und Integration. Schon der erste Beirat rief eine Begegnungswoche ins Leben, die sich heute zum Fest der Kulturen und den Interkulturellen Wochen im September entwickelt hat. Veranstalter ist mittlerweile der 2003 gegründete „Interkulturelle Runde Tisch“ gemeinsam mit dem Beirat. Am Runden Tisch arbeiten zahlreiche örtliche Vereine zusammen, von Moscheevereinen über die syrisch-orthodoxe Gemeinde bis hin zum Griechischen Kulturverein. 2009 wurde in der Stadtverwaltung eine Stelle für Migration und Integration geschaffen und 2010 die „Charta der Vielfalt“ unterzeichnet, deren Bestreben eine interkulturelle Öffnung von Wirtschaft und öffentlichem Dienst ist.

Seitens der städtischen Kulturpolitik wurden seit 2004 zunehmend interkulturelle Angebote und Kooperationen entwickelt. So wird gemeinsam mit dem Beirat für Migration und Integration seit 2008 am Internationalen Tag gegen Rassismus ein Film im örtlichen Kino zum Thema gezeigt und in der terminlich nächsten Sitzung des Stadtrats ein Text zur Frage der Menschenrechte von einem Bürger, bzw. einer Bürgerin mit Migrationshintergrund gelesen. Mehrfach wurde die von der Robert-Bosch-Stiftung initiierte „Türkische Bibliothek“, die zwanzig Bände mit türkischer Literatur von 1900 bis in die Gegenwart umfasst, in Lesungen und Ausstellungen präsentiert. Im rheinland-pfälzischen Kultursommer 2004 wurde eine mit einem Katalog dokumentierte Ausstellung zur Geschichte der „Wormser Italiener“ im Stadtarchiv gezeigt. Das alljährliche Kulturforum der Stadt fand im November 2009 zum Thema „Interkulturelle Kulturarbeit“ statt. Der in Worms lebende Ethnosoziologe-Professor Tirmiziou Diallo sprach über Notwendigkeiten und Schwierigkeiten des interkulturellen Dialogs; danach stellte das Stuttgarter „Forum der Kulturen“ seine beispielhafte partizipative Arbeit vor. Zahlreiche Kultur- und Moscheevereine wurden an städtischen Veranstaltungen wie dem Brückenfest zur Einweihung der neuern Rheinbrücke (2008) beteiligt. 2008 und 2010 veranstaltete die Kultur- und Veranstaltungen gmbH gemeinsam mit dem rheinland-pfälzischen Kultursommer das Festivalkonzert „Musica sacra international“ mit Musik- und Tanzgruppen aus Asien, Afrika und Europa in der Dreifaltigkeitskirche. Gemeinsam mit dem Weltladen wurden mehrere Theaterprojekte der „KinderKulturKarawane“ aus Südafrika und Bolivien nach Worms geholt und in Schulen sowie im Lincolntheater präsentiert. Das Kunstprojekt „Schnittmengen“ des Ateliers eye-D-ear aus Worms entstand gemeinsam mit türkischen Jugendlichen der DITIB-Moschee und zeigte in einer Ausstellung im Rathaus, wie türkische und deutsche Jugendliche ihre Stadt erfahren. Die Volkshochschule bietet Sprachkurse für Migranten zum Erlernen der deutschen Sprache an.

Seit 2009 gibt es auf dem Hauptfriedhof die Möglichkeit islamischer Bestattungen. Seit 2010 läuft in der Ernst-Ludwigs-Schule (Grundschule) ein Pilotprojekt „Islamischer Religionsunterricht“. Ebenfalls 2010 wurden 47 Migranten aus folgenden Herkunftsländern eingebürgert: Äthiopien, Angola, China, Irak, Kamerun, Kasachstan, Kroatien, Kuba, Marokko, Mongolei, Polen, Russland, Türkei.

In der rheinland-pfälzischen Verfassung (Erster Hauptteil, III. Abschnitt, Artikel 40) ist geregelt, dass das „künstlerische und kulturelle Schaffen durch das Land, die Gemeinden und Gemeindeverbände zu pflegen und zu fördern“ ist (Absatz 1). Außerdem hat der Staat „die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft in seine Obhut und Pflege“ zu nehmen. (Absatz 3). Entscheidend dabei ist der Schlusssatz in Absatz 3: „Die Teilnahme an den Kulturgütern des Lebens ist dem gesamten Volke zu ermöglichen.“ Die hier geforderte kulturelle Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger ist Grundlage der Wormser Kulturpolitik und damit insbesondere auch in interkulturellen und interreligiösen Fragen.

Wormser Kulturprofile

Dies wird noch einmal deutlich, wenn man sich die Definition der Wormser Kulturprofile anschaut, die mittel- bis langfristig für eine strategisch-thematische Ausrichtung sorgen: Nibelungenlied, Dom, Luther, Jüdisches Worms und Wein. Dom (Bistumsgeschichte), Luther (Reformationsgeschichte) und Jüdisches Worms (SchUM-Tradition/Überlieferung des aschkenasischen Judentums in Speyer, Worms und Mainz) werden im Begriff „Stadt der Religion“ zusammengefasst.

Betrachtet man diesen Komplex historisch, so tritt darin eine Konfliktgeschichte zu Tage, die immer wieder durch Dialog und Vereinbarungen friedlich bearbeitet, gelöst und in kreative Prozesse verwandelt wurde. Einige markante Punkte dafür sind das Wormser Konkordat von 1122, das den Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst beilegte, die Wormser Religionsgespräche von 1541 und 1557 zwischen Protestanten und Katholiken und die Beschäftigung mit dem jüdischen Erbe seit dem Wiederaufbau der Synagoge in 1961. Die wahrheitsgetreue Erforschung der Konflikte und Menschenrechtsverletzungen in diesen Zusammenhängen ist in jedem Fall die Grundlage zur Weiterentwicklung der konsensualen und dialogischen Prozesse, die im Mittelpunkt der Profilentwicklung stehen. Der historische Umgang mit der Mehrkonfessionalität in Stadt und Region kann dabei richtungsweisend sein. Beispiele dafür in der Geschichte Rheinhessens sind die Simultannutzung von Kirchen wie in Worms-Pfeddersheim oder die Ablehnung des Schulartikels zur Wiedereinführung der Bekenntnisschule in der Verfassungsabstimmung von 1947. In beiden Fällen wird die alltägliche Übung von Kompromissen und die Bedeutung der Kommune als Moderator und

Garant freier Begegnungsräume deutlich. Für die Gegenwart ist der Dialog erweitert auf islamische Gemeinschaften und wird auch die zu erwartende Organisation nicht-religiöser Interessen in der Bürgerschaft mit ein beziehen.

Das Burchardjahr 2000 und das 1000-jährige Jubiläum der Domweihe 2018, der 450. Todestag Luthers 1996 und die Lutherdekade – erweitert auf den 500. Jahrestag des Wormser Reichstags von 1521 – und das Raschijahr 2005 sind die äußeren Anlässe besonderer und zugleich nachhaltiger Aktivitäten. So plant die Stadt 2013 im Themenjahr „Reformation und Toleranz“ der Lutherdekade in Anknüpfung an die Versuche des 16. Jahrhunderts „Wormser Religionsgespräche“ für die Gegenwart ins Leben zu rufen, die sich aktuellen Fragen des interreligiösen Diskurses widmen sollen. Gemeinsam mit dem Land und den Städten Speyer und Mainz hat man sich 2003/04 auf den Weg begeben, das SchUM-Erbe bei der UNESCO als Welterbe zu beantragen. Zudem gibt es zahlreiche aktuelle Projekte wie die „Wormser Domvorträge“, die gemeinsam mit der Bistumsakademie Erbacher Hof in Mainz veranstaltet werden, oder die Jüdischen Kulturtage, die seit dem Raschijahr jedes Jahr im September gemeinsam mit dem Verein Warmaisa und der Jüdischen Gemeinde durchgeführt werden.

Wichtig bei all diesen Vorhaben ist die Orientierung an den Menschenrechten im Grundsatz. Im deutschen Südwesten wurden auf Grund der praktischen Erfahrung immer Mischlösungen bevorzugt. Es setzte sich also weder ein strenger Laizismus durch noch eine majorisierende Konfessionalität, bzw. sektenhafter Dogmatismus. Als Beispiel dafür kann der „Bechtolsheimer Glockenstreit“ stehen. Die spätgotische Kirche im rheinhessischen Bechtolsheim ist eine Simultankirche für die evangelische und die katholische Gemeinde mit einem Glockenturm, der der Kommune gehört. Als der evangelische Pfarrer 1954 forderte, die Glocken dürften nicht länger nach Anweisung der Gemeinde geläutet werden – Hintergrund war das Geläut für einen freiprotestantischen verstorbenen Bürger – lehnte das die Gemeinde ab und bekam nach einem Rechtsstreit mit der EKHN zehn Jahre später vor dem Bundesverwaltungsgericht Recht mit der Begründung, „in Bechtolsheim bedeute das Grabgeläut nach der allgemeinen Auffassung der Bewohner eine weltliche Ehrung des Verstorbenen und keine Stück gottesdienstlicher Ordnung“ (Der Spiegel 38/1964 vom 16. September 1964, Seite 72). Die Funktion der Kommune spielt also eine große Rolle bei der Entscheidung einzugreifen, wenn religiöse Gemeinschaften, die ansonsten frei in ihren Angelegenheiten sind, Menschen- oder Bürgerrechte aus weltanschaulichen Gründen verletzen.

Ausblick

Mit Blick auf religiöse und kulturelle Minderheiten in Worms gibt es natürlich viel mehr Projekte, Aktivitäten und Initiativen. Hier sollte zunächst einmal der Blick auf die große Vielfalt gelenkt und gleichzeitig gebündelt werden, da die Wahrnehmung im Alltag eher zerstreut und zielgruppenspezifisch ist. Durch die Bündelung wird auch die konzeptionelle Ausrichtung deutlich. Dass all dies oft nicht oder nur bruchstückhaft wahrgenommen wird, ist nicht nur ein Phänomen in einer sich beschleunigenden Zeit schneller Schnitte in der Wahrnehmung, sondern auch ein besonderes Phänomen dieses Arbeitsfeldes. Die Zielgruppen sind hier stärker getrennt als im Bereich der Generationen, der Stadtteile oder der Lebensstile, nämlich zusätzlich durch religiöse oder kulturelle Herkunft und durch das besondere Bedürfnis, sich als Minderheit zu behaupten und nach innen zu organisieren und zu stabilisieren. Daher findet eine Kommunikation untereinander am ehesten über stadtweite Foren wie den Interkulturellen Runden Tisch statt, also über die Vorstände. Nicht oder kaum organisierte Gruppen wie z.B. die Polen sind in der Öffentlichkeit wenig wahrnehmbar und auch als Gruppe in Prozesse kaum eingebunden. Veranstaltungen generieren ihr Publikum überwiegend aus der eigenen Gruppe. Es gibt wenig gut angenommene Veranstaltungen mit multikulturellem Profil und Publikum. Die Kommunikation mit den Gruppen und auch untereinander erfordert einen hohen Kommunikations- und damit Personalaufwand, der erst schrittweise durch die Kirche (Runder Tisch) und die Stadt (Beirat/Stelle für Migration und Integration) aufgebaut wurde. Die Integration der Migrantengruppen in die üblichen städtischen Institutionen (Stadtbibliothek, Jugendmusikschule, Museen) und Förderprogramme (Kulturtreibende Vereine) vollzieht sich langsam über persönliche Kontakte; Verfahren und Institutionen auf der einen und Gruppenstrukturen auf der anderen Seite sind immer noch relativ fremd im Vergleich zu länger bestehenden Strukturen.

Dass diese Arbeit für die Gesamtentwicklung der demokratischen Gesellschaft wichtig ist, belegen die „Mitte-Studien“ der Friedrich-Ebert-Stiftung. In der europäisch angelegten Studie „Die Abwertung der Anderen“ heißt es zusammenfassend: „Intoleranz, Vorurteile und Diskriminierung sind Gefahren für den Zusammenhalt pluraler Gesellschaften und damit für die Demokratie selbst... Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit ist in Europa weit verbreitet. Sie ist zudem keineswegs ein Phänomen von politischen Randgruppen, sondern findet sich auch in der Mitte der Gesellschaft.“ Da in allen Ländern die Befragten der Mehrheitsgesellschaft das Gefühl artikulieren, von der Politik nicht gehört zu werden, sind sie zunehmend bereit, menschenfeindlichen Aussagen zuzustimmen. Das bedeutet, dass die Wahrnehmung von Fremdheit, von Anderssein, von Ungerechtigkeit öffentliche Plattformen benötigt, sowohl für Minderheiten als auch für die Mehrheit und deren beider Begegnung. Auch hier steht der Kommunikationsbedarf im Vordergrund, der einen deutlich

höheren Personalaufwand als bisher benötigt, um differenzierte Wahrnehmung zu ermöglichen in einem Konzept aufsuchender Kultur- und Sozialarbeit. Gleichzeitig ist es notwendig, die Menschenrechtsarbeit praktisch zu stärken und erfahrbar zu machen. Allzu oft werden Grundrechte nicht mehr als politische Leistung wahrgenommen, Sinnfragen als Sonntagsreden abgetan und die Mühe der Diskurse durch die Erregungsmethodik medialer Skandalisierungen ersetzt. Zudem werden Menschenrechte im Alltag immer wieder angetastet. Trotz ihres kulturhistorischen Potenzials von in Familien und Gruppen erinnerbarer Toleranz ist die Stadt Worms nicht gefeit vor Hetzkampagnen. Dieses Potenzial muss immer neu aktiviert und erlebbar gemacht werden. Bürgerbeteiligung muss stärker inhaltlich als formal verstanden werden, also eher als Gespräch im Vorfeld von Entscheidungen. Während die Verwaltung hier informelle Verfahren in einem frühen Planungsstadium entwickeln sollte, also Angebote, Stadtentwicklung mit zu denken und zu fühlen, sollten die Bürger/innen sich zu Diskursen bereit erklären, die über die bloße Meinungsäußerung hinausgehen. Der politische Marktplatz ist kein Marktplatz des Warenaustausches, der Konsumorientierung und der Servicementalität, sondern einer des standhaften Dialogs mit den Mitteln der Überzeugung.

In all dieser Unübersichtlichkeit, die im Bereich der Religion noch durch den Umschlag von geistigen Wahrheitsansprüchen in unzulässigen Gesetzesnormierungen behindert wird, zeigt es sich, dass das moralische Gefühl sich immer wieder meldet und an elementaren Menschenrechten orientiert. So hat der demokratische Aufbruch der jungen arabischen Generation in diesem Jahr längst vorhandene Potenziale in den nordafrikanischen und orientalischen Gesellschaften freigelegt, deren Wahrnehmung durch die westliche Islamismusdebatte völlig verdeckt war. In allen Religionen gibt es einen geistigen Kern, der sich mit der Verletzlichkeit des Menschen beschäftigt und Empathie zu generieren sucht. Wenn zu dem moralischen Gefühl, das jedem Einzelnen als Kompass dienen kann, noch moralische Fantasie kommt, dann entsteht der Mut, trotz aller Bedrängungen neue Spielräume für Begegnung zu schaffen. Wenn so die Freiheit Platz erhält, wird Ohnmacht produktiv als Wahrnehmung des Anderen, wie er sein könnte.

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Ömer Bozkaya: 132
Gemeinsam Werte finden

Leo Faal: 140
Anamaisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Nolan Vurst: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Ozge Göke: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Indorm in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Hain

Susan Krüger: 210
Ich bleibe eine Personin

Ayuk Ako: 214
Die AFKareeth in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Fremdes und Eigenes

Wormser Lebenswirklichkeiten

Gemeinsam Werte finden

Hallo, ich heiße Ömer Bozkaya, bin 21 Jahre alt, gebürtiger Wormser und auch stolz, Wormser zu sein. Zurzeit studiere ich im 3. Semester Steuerlehre an unserer schönen FH Worms. Meine Eltern kamen vor 40 Jahren aus Anatolien, der Heimatstadt zahlreicher Zivilisationen. Sie sind aus demselben Grund nach Deutschland gekommen wie viele meiner Landsleute... - „Armut“. Auch viele Verwandte von mir sind damals nach Deutschland gekommen, alle mit dem gleichen Ziel, eine bessere Zukunft. „Wir sind eine sehr große Familie.“ sag' ich immer, wenn ich über meine Familie rede. Dann kommt meistens die Frage: Wie groß denn? Und wenn sie hören sieben Geschwister, ist die Überraschung sehr groß, und ich amüsiere mich jedes Mal köstlich, wenn ich noch eins zulege und meine, dass ich ein Einzeljunge bin.

Familie

Mein Vater arbeitet seit 1971 in derselben Firma und seit damals muss er die Akkordstückzahl bis zum Feierabend fertigbringen. Solche Beispiele gibt es viele. Kein Gastarbeiter besaß damals die Vorstellung, für immer hier in einem fremden Land zu bleiben und eine Existenz zu gründen, höchstens zehn bis fünfzehn Jahre planten meine Eltern hier zu verbringen. Mein Vater wollte wie alle so schnell wie möglich viel Geld verdienen und das Geld nach Hause schicken, um im Heimatland ein finanziell sorgenfreies Leben aufzubauen. Vielen machte es nichts aus, unter schweren Bedingungen zu arbeiten, und sie versuchten, so wenig wie möglich aufzufallen, denn sie waren sehr dankbar dafür, hier überhaupt eine Chance bekommen zu haben. Meine Eltern versuchten, sich an die neue Heimat zu gewöhnen, meine Schwestern kamen auf die Welt, gingen zur Schule und hier wurden Freundschaften gebildet, der Alltag nahm seinen Lauf. Aber im Hinterkopf meiner Eltern gab's immer noch das Ziel, bald zurückzukehren. Mit diesem Gedanken eines Tages wieder zurückzukehren, versuchten meine Eltern, sich hier einigermaßen anzupassen, indem sie versuchten, freundschaftliche Beziehungen zu deutschen Nachbarn oder Arbeitskollegen zu entwickeln. Ob sie dabei erfolgreich waren oder dafür genug Mühe investierten, ist fraglich. Aber nicht nur meine Eltern und viele andere Türken taten zu wenig, auch die Mehrheitsgesellschaft nahm ihre türkischen Mitmenschen nicht richtig wahr. Die eine Seite wollte schnell Geld verdienen und wieder zurück, und die andere Seite glaubte fest daran, dass die Söhne und Töchter Anatoliens bald Deutschland verlassen würden. Wegen dieses Fehlverhaltens beider Seiten ist der Dialog zwischen den beiden Gesellschaften nicht vorangekommen. Die deutsche

Öffentlichkeit und die Migranten entfernten sich von dieser Illusion der Rückkehrer der Gastarbeiter erst in den frühen 90er Jahren. Mein Vater sagte mir, dass er zweimal versuchte, wieder in die Heimat zurückzukehren, und dieses Vorhaben hätten die meisten gehabt. Das erste Mal 1983 und das zweite Mal 1986. Doch er sah, wie seine heimkehrenden Freunde aus Deutschland in der Türkei kläglich an der ungewohnten Lebensweise und dem System scheiterten, denn vieles, seitdem sie nach Deutschland aufgebrochen waren, änderte sich. Es gab schon einige, die es schafften, eine vernünftige Lebensgrundlage aufzubauen, aber die meisten kamen mit der Situation nicht zurecht, hier in Deutschland und schließlich auch in der Heimat fremd zu sein.

Uns nennen sie in der Türkei „Almanci“, was so viel heißen soll wie „Deutschlandtürke“. Meine Eltern waren hier „Yabanci“ (Fremde) und in der Türkei „Almanci“. Mein Vater traute sich nicht, in der Türkei wieder neu anzufangen und sein Umfeld hier aufzugeben und blieb schließlich bis heute hier und eine endgültige Rückkehr ist nicht in Sicht. Heute leben wir in drei Generationen zusammen. Der Glaube spielt bei uns in der Familie eine wesentliche Rolle und unser Alltag wird durch unseren Glauben geprägt. Mein Glaube gibt mir Halt und Orientierung in einer Welt, in der man nur noch lebt, damit man täglich „roboten“ geht¹. Natürlich muss ich jetzt dazu sagen, dass ich in Einklang mit dem Grundgesetz und dem Islam lebe, um kein gefundenes Fressen für Panikmacher zu werden.

Meine deutsche Ausbildung

Meine Grundschulzeit war nicht so berauschend gewesen. In der Schule war ich mittelmäßig bis schlecht, statt zu lernen, wollte ich lieber draußen Fußball spielen, war auch ein Störfaktor in der Schule. So ging ich damals in der fünften Klasse wie viele meiner Altersgenossen in die Hauptschule. In der Hauptschule verstand ich aber Gott sei Dank, dass gute Noten zu holen und fleißig zu sein, enorm wichtig für meine Zukunft ist. Ich bekam eine positive Einstellung und war richtig motiviert gewesen, aber woher diese Motivation kam und warum ich in der Grundschule im Gegensatz zu der Zeit nach der Grundschule genau umgekehrt war, weiß ich nicht. Vielleicht wurde ich zu früh eingeschult oder nicht richtig gefördert...? Mein Klassenlehrer in der neuen Schule hatte immer ein offenes Ohr für jeden aus der Klasse. Dies kommt leider in vielen anderen Fällen zu kurz, was zur Folge hat, dass der pädagogische Teil der Bildung eher auf der Strecke bleibt. Der Anteil an Schülern mit Migrationshintergrund an unserer Schule war leider zu hoch. Erfreulicherweise konnte ich meine Mittlere Reife in der Hauptschule machen und von dieser Möglichkeit, zusätzlich die 10. Klasse zu absolvieren, machten auch viele Migrantenkinder Gebrauch. Ich wusste

nach der 10. Klasse nicht, welcher beruflicher Weg für mich am besten war. Daher ging ich auf eine weiterführende Schule, wo es auch die Gelegenheit gab, die Fachhochschulreife zu erwerben. Ans Studieren dachte ich damals nicht, denn ich wollte lieber eine Ausbildung absolvieren. Und um ehrlich zu sein, traute ich mir das auch nicht zu.

Als ich Schwierigkeiten in einem Schulfach hatte, suchte ich, wie viele in meiner Schule, eine passende Nachhilfe. Einige Freunde empfahlen mir den Bildungsverein Sinus Nachhilfe und Schülerbetreuung e.V. in Worms, der Nachhilfekurse für Schüler anbot. Dieser Verein wurde durch die Initiative türkischstämmiger Eltern und Studenten als gemeinnütziger Verein gegründet. Förderung der Schüler durch Nachhilfekurse, Sozialaktivitäten/Ausflüge mit Schülern und auch mit Eltern, Informationsveranstaltungen für Eltern und Kinderbetreuung gehören zum Angebot des Vereins.

Bei den Lehrkräften handelt es sich größtenteils um Studenten der Fachhochschule Worms. Die Sozialaktivitäten mit den Schülern wurden von Lehrern ehrenamtlich geführt und das bewunderte ich sehr. Durch diese Veranstaltungen lernte ich auch viele neue Leute kennen. Da meine Betreuer die gleichen migrationspezifischen Erfahrungen machten und das Problem der kulturellen Differenzen im Alltag kannten, entstand zwischen mir und meinem Betreuer ein vertrauensvolles Verhältnis. Lehrer mit Migrationshintergrund an öffentlichen Schulen könnten meiner Meinung nach genauso ein vertrauensvolles Verhältnis mit Migrantenkindern aufbauen und für die Kinder als Vorbild dienen. Die Betreuer ermutigten mich, mehr in meine Bildung zu investieren und haben mich zum Studium angeregt, und so entschied ich mich zu studieren.

Türken in Deutschland

Vielen Migrantenkindern und Jugendlichen fehlt der Mut und die Perspektive, auch wenn sie längst in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben, bestimmte Ziele anzustreben, da sie denken, dass sie es sowieso nicht schaffen würden. Der Anteil der Bildungsinländer an deutschen Hochschulen liegt bei nur 3,3%. Mit jeder Stufe des Bildungssystems nimmt die Zahl jugendlicher Migranten insbesondere auch Muslimen ab. Deshalb versuchen mehr und mehr Migrantenfamilien, die verpasste Bildungsexpansion durch das eigene Engagement in Sachen Bildung nachzuholen, wie das in dem von mir geschilderten Fall war. Ich habe mir das Problem zu Herzen genommen und engagiere mich seit einer Weile selbst in dem Bildungsverein. Meine Aufgabe ist es neben der Förderung im schulischen Bereich, die Jugendlichen mit vielen weiteren Angeboten und Veranstaltungen zu unterstützen und sie zu animieren, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Davon profitieren nicht nur einzelne Personen sondern die gesamte Gesellschaft, denn mit einem

höheren Bildungsstand, eigener Kritikfähigkeit und Integration in die Gesellschaft und den Arbeitsmarkt nimmt die Anfälligkeit für negatives Benehmen stark ab. Für mich ist auch sehr wichtig, dass die Entstehung parallelgesellschaftlicher Strukturen vermieden werden muss.

Der Islam stellt in Deutschland mit gut drei Millionen Gläubigen die drittgrößte Religionsgemeinschaft. Nach dem schrecklichen Terrorakt vom 11. September 2011 wurden die Karten in der Welt insbesondere in Deutschland neu gemischt. Die Moslems wurden mehr und mehr als eine Gefahr für die öffentliche Ordnung angesehen. Leider sind ich und mein Vater in dieser Zeit auch Opfer eines handgreiflichen Übergriffs geworden, der rassistisch und islamfeindlich motiviert war. Eine künstliche Panikatmosphäre wurde gebildet. Ich sehe die Islamkonferenz auch kritisch, da die Moslems seitens der Regierung als Sicherheitsrisiko eingestuft werden und die nicht am Ergebnis orientierten Debatten - wie zum Beispiel, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht - die Probleme, die gewiss lösbar sind, in den Hintergrund verschiebt.

Wir sollten uns jetzt die Fragen stellen, wie das friedliche Zusammenleben zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den Menschen mit Migrationshintergrund bzw. Angehörige des Islams funktionieren soll. Bildung ist hierbei ein wichtiger Faktor für ein friedliches Zusammenleben. Daneben entwickelt sich eine zweite muslimische Elite, die in Deutschland studiert hat und sich mehr mit dem Staat identifiziert. Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass eine höhere Bildung weniger anfällig für Verführung macht. Warum also kann ein friedliches Zusammenleben so schwer sein? Oder besser gesagt: was wäre die gemeinsame Lösung? Meines Erachtens müssen wir gemeinsam Werte für ein friedliches Zusammenleben finden.

Wenn wir unter dem Aspekt des ethischen Bereichs an die Sache herangehen würden - wie zum Beispiel gemeinsam über Werte nachdenken, die eine Gesellschaft zusammenhält, Fremdes kennenlernen und darin auch Vertrautes und Gemeinsames finden, Respekt für den anderen entwickeln -, würden wir vielleicht das Ziel eines friedlichen Zusammenlebens erreichen. Die kulturelle Vielfalt zeigt sich ebenso bei der Herkunft der deutschen Mitbürger.

Inzwischen hat nahezu jeder zweite deutsche Mitbürger Wurzeln außerhalb Deutschlands - mit steigender Tendenz. Je pluraler aber Deutschland wird, desto notwendiger wird die systematische Verständigung auf gemeinsame Grundwerte. Das meint Integration.

In Deutschland sprechen alle Deutschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Überzeugungen gemeinsam miteinander über die Formen und Regeln des Zusammenlebens, die eine freiheitlich-demokratische Gesellschaft verbindlich braucht.

Wo also liegt das Problem?

Es ist das gleiche Problem wie bei allen Menschen, die in anderen Ländern leben (wollen oder müssen). Es ist kein deutschlandspezifisches Problem. Es geht mit der Sprache los, anderer kultureller Erziehung, manchmal auch einer anderen Religion, einem anderen Aussehen. Die größten Probleme sind, meiner Meinung nach, die Vorurteile der Ansässigen gegenüber den Neuen.

Vielleicht sollten wir die Frage anders stellen: „Wo fangen die Probleme an?“

Ganz oft: einfach falsche Annahmen übereinander. Daraus ergeben sich Missverständnisse, Missverständnisse, Missverständnisse. Am Ende denkt jede Seite (obwohl auch die „meisten“ Deutschen durchaus positive Absichten haben), der andere sei schuld.

Meine Vermutung: BEIDE Seiten fühlen sich bedroht. Die Deutschen, weil es eine Veränderung in der Gruppe (die es so gar nicht gibt) bedeuten würde und die „Ausländer“, weil sie fürchten, sie werden schlechter behandelt, ausgegrenzt. In Gegensatz zu dieser öffentlichen Präsenz steht ein sehr mangelhafter Kenntnisstand über die Einstellungen der deutschen Bevölkerung zum Islam. Dabei wären derartige Kenntnisse vor allem im Hinblick auf die Integration der hier lebenden Muslime dringend notwendig. Auch die deutsche Bevölkerung sollte die Bereitschaft mitbringen, Ausländer zu integrieren und muss diesen die entsprechenden Möglichkeiten bereitstellen. Neben materiellen Angeboten wie z. B. Deutschkursen gehört dazu auch die mentale Einstellung, zunächst fremd erscheinende Verhaltensweisen zu akzeptieren und anderen Lebensgewohnheiten mit Toleranz zu begegnen. Ohne diese Bereitschaft der deutschen Bevölkerung werden alle Integrationsversuche scheitern. Dabei übersehen wir oft die Gemeinsamkeiten zwischen Islam und Christentum. Die größte Gemeinsamkeit ist in meinen Augen der Glaube an den Einen Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, der allwissend und gerecht ist und der zu den Menschen gesprochen hat. Beide Religionen kennen Engel, die Gott dienen. In beiden Religionen wird gebetet. Darüber hinaus gibt es gemeinsame ethische Grundlagen, gemeinsame Personen / Propheten: Adam, Noah, Abraham, Moses und durchaus auch Jesus, der im Islam zwar nicht als Gottessohn, aber als großer Prophet gesehen wird.

Eine weitere Türkei-Deutschland-spezifische Gemeinsamkeit wäre die deutsch-türkische Beziehung auf staatspolitischer Ebene. Die beiden Länder pflegen seit über 100 Jahren gute Beziehungen zueinander, seien es wirtschaftliche oder auch kulturelle Beziehungen. Sie haben im 1. Weltkrieg an derselben Front gekämpft. Sie haben alle emotionalen Punkte des schrecklichen Krieges zusammen erlebt. Wenn ich noch ein weiteres Beispiel geben soll: die Bagdad-Bahn, - sie ist ein Erzeugnis deutscher Ingenieurkunst. Das sind sehr wichtige Gemeinsamkeiten und solche Gemeinsamkeiten bringen die Menschen einander näher, der Zusammenhalt unter den Menschen nimmt dadurch sehr stark zu. Kann man diese Verbindungen irgendwie nicht mehr hervorheben zum Beispiel durch gezieltes Unterrichten

dieser Gemeinsamkeiten in den Schulen? Leider wird in den Schulen, im Alltag oder in der Öffentlichkeit oft über Differenzen geredet statt über Gemeinsamkeiten.

Deutsch-türkische Projekte

Bei so vielen Parallelitäten sollten wir uns bemühen, frei von Vorurteilen dem „Anderen“ gegenüberzutreten und zu akzeptieren bzw. zu tolerieren. Deswegen müssen wir Verantwortung für uns selbst, Verantwortung für die Gesellschaft, Verantwortung für die kommende Gesellschaft tragen. Solche Themen finden in den Medien und in der Öffentlichkeit eine starke Präsenz. Aber wenn sie stattfinden, dann werden die Debatten in Richtung Islamophobie geführt, und die erzeugt bei der Mehrheitsgesellschaft auch Ängste, die ohnehin schon wegen der andauernden negativen Berichterstattung der Medien über Migranten verunsichert sind. Trotz der starken Präsenz haben sich viele Deutsche über Islam und Moslems noch keine abschließende Meinung gebildet. Eine Befragung im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung „Was halten die Deutschen vom Islam?“ hat 2002 ergeben, dass die Einführung eines islamischen Religionsunterrichts in deutscher Sprache in der deutschen Bevölkerung überwiegend auf Zustimmung stoßen würde. Über die Hälfte der Befragten spricht sich für die Einführung aus, und einem weiteren Viertel wäre es gleichgültig. Nur jeder Fünfte wäre gegen einen islamischen Religionsunterricht. Die Haltung der Deutschen zur Religionsausübung von Muslimen ist überwiegend von Toleranz geprägt.

Unsere Aufgabe ist es, ein Gleichgewicht zwischen den beiden Religionen zu finden und diese so gut wie möglich umzusetzen, damit wir in Deutschland ein friedliches Zusammenleben erreichen. Soziale Projekte beschleunigen die Integration, wie zum Beispiel die im März dieses Jahres mit deutschlandweiter Beteiligung stattgefundene „Deutsch-Türkische Kulturolympiade“ oder das Projekt „Weißt du, wer ich bin?“, das durch das Bundesministerium des Inneren aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages und aus den Mitteln des Europäischen Integrationsfonds (EIF) gefördert wurde. Das Projekt hat am Integrations-Wettbewerb 2010 der Deutschen Islam Konferenz teilgenommen und ist in die engere Auswahl der Jury gekommen.

Die Gewinner des Wettbewerbs wurden am 12. November 2010 von Bundesinnenminister de Maizière in Berlin ausgezeichnet. Ziel des Projekts war es, durch die Begegnung von Menschen aus unterschiedlicher religiösen Traditionen auf lokaler Ebene das friedliche Zusammenleben in Deutschland, die Wahrnehmung von gemeinsamen Aufgaben der Religionen, gesellschaftliche Koordinierung, Zusammenleben, Wohlergehen der Menschen, friedvolles Zusammenleben und gemeinsame Anstrengung gegen Gewalt und Ausgrenzung bzw. Abgrenzung zu fördern. Ein solches Projekt ist ein wichtiger Beitrag für die soziale und kulturelle Integrationsfähigkeit unserer Gesellschaft.

Die Mohammed-Karikaturen

Die Karikaturen von unserem Propheten Mohammed (Friede sei mit Ihm) beschäftigte vor paar Jahren die Öffentlichkeit hier im Lande und in der Welt sehr stark. Als Angehöriger des Islams möchte ich dazu kurz meine Meinung äußern.

Am 30. September 2005 druckte die dänische Tageszeitung „Jyllands-Posten“ zwölf Karikaturen des Propheten Mohammed in einer nicht tolerierbaren Weise. In einer Karikatur trägt der Prophet einen Turban in Form einer Bombe mit brennender Zündschnur. Diese stellt den Propheten als ein terroristisches, gefährliches Vorbild und den Islam als eine Hassreligion dar. Gezeichnet wurde diese Karikatur vom dänischen Zeichner Kurt Westergaard, einem bekennenden Atheisten, der sich in einem Interview als „kulturradikaler und multi-kultureller Provokateur“ bezeichnet. Wie diese Karikatur sorgen die anderen Karikaturen für eine weltweite Empörung in der islamischen Welt. Tausende von Menschen demonstrieren, protestieren und boykottieren dänische Produkte. Zu dieser Zeit regierte die dänische Volkspartei mit Anders Fogh Rasmussen an der Spitze, der heute als Generalsekretär der NATO amtiert. Eine Anfrage auf ein Treffen mit den Botschaftern islamischer Staaten für eine friedliche Lösung lehnte Rasmussen ab. Elf Vertreter der dänischen islamischen Organisation erstatteten unter dem Blasphemie-Paragraph § 140 im dänischen Strafgesetzbuch Strafanzeige gegen die Zeitung. Am 6. Januar 2006 wurde das Verfahren mit der Begründung, es lägen keine Hinweise auf eine Straftat nach dänischem Recht vor, eingestellt. Auch eine Entschuldigung seitens der dänischen Regierung blieb aus.

Gekrönt wurde das Ganze mit der Verleihung des Medienpreises an Kurt Westergaard, der persönlich von Kanzlerin Merkel übergeben wurde, in einer kritischen Zeit, in der die Integrationspolitik in der Bundesrepublik das Hauptthema war und immer noch ist. Trauriger Weise fühlte ich mich wie ein Einsamer auf einer Insel, der hoffnungslos umherschaut, denn kurz danach wurden die Karikaturen auch in den größten deutschen Zeitungen gedruckt, die lieber an Auflage denken als an die Emotionen der Muslime. Ich nahm das gelassen, denn jeder, der sich auch ein wenig mit dem Islam auskennt, weiß, dass der Islam eine friedliche Religion ist, die ihre Grundpfeiler abseits von selbstmörderischen Verschwörungen aufbaut. Das bestätigen auch die friedlichen Demonstrationen in Deutschland.

¹ Die Single „Hier kommt alles Alex“ aus dem Album „Ein kleines bisschen Horrorschau“ von den Toten Hosen aus dem Jahr 1988

Vorbemerkung des Herausgebers:
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011 4

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Omer Borkaya: 132
Gemeinsam Worte finden

Lea Faal: 140
Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Yurak: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Ozgur Gökce: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Inform in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Hain

Souzan Krüger: 210
Ich bleibe eine Perserin

Ayak Aki: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Ja, ich hatte das Glück, in einer Großfamilie aufzuwachsen: wir waren eine ganze Fußballmannschaft an Geschwistern mit unseren aramäischen Eltern als Trainer im schönen Coburg in Oberfranken zu Hause. Meine Eltern kamen Anfang der 1970er nach Deutschland. Mama erzählt uns immer wieder, dass sie sich tatsächlich erst am letzten Tag, bevor ihre Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland abgelaufen gewesen wäre, für Europa statt für ihre Heimat im Südosten der Türkei, einem Dorf mit damals 500 Familien entschied. Papa dagegen war sich noch in der Türkei sicher, dass er für immer in Deutschland bleiben würde. Er erzählt uns immer von seinem Nachbarn, der ihn zum Abschied fragte, wie lange er in Deutschland arbeiten wolle, um dann wieder ins Dorf zurückzukehren. „Nie wieder kehre ich zurück! Meine Söhne sollen nicht zum türkischen Militär gehen und erleben, was ich durchmachen musste.“ Seinen Kindern zuliebe wollte er nie wieder zurück kommen. Wie froh und dankbar er war, eine Chance erhalten zu haben, seinen Kindern eine Zukunft ohne Erniedrigung und ohne Ungerechtigkeit bieten zu können, nur weil er ein Aramäer war. Aber diese Dankbarkeit sollte ich erst später begreifen.

Jahre in Coburg

In Coburg wuchsen wir zunächst mit den anderen aramäischen Kindern auf, die das gleiche Schicksal wie wir hatten. Der weitläufige Coburger Hofgarten bot uns eine Vielzahl von Möglichkeiten, uns auszutoben, stundenlang in Sandkästen zu verbringen, Tischtennisturniere auf den Steinplatten durchzuführen oder Völkerball auf dem großen Sportplatz bis in die Abenddämmerung zu spielen.

Eines Tages klopfte jemand von der evangelischen Kirche an unsere Tür. Er machte meine Eltern darauf aufmerksam, dass hierzulande die Kinder Kindergärten besuchten. Da für mich und meine älteren Geschwister die Zeit abgelaufen war, kam dieser Rat wenigstens den vier Jüngsten unserer Familie zugute, die so schon vor dem Eintritt in die Schule Deutsch lernen konnten.

Einen eigenen Seelsorger unserer syrisch-orthodoxen Kirche hatten wir in Coburg nicht, sodass wir die katholische Kirche besuchten. Jeden Sonntag machten wir uns mit unseren Eltern auf den Weg zum Zehn-Uhr-Gottesdienst in die Kirche St. Augustin. Dort wurden wir sehr herzlich von Dekan Lang - er möge in Frieden ruhen - empfangen. Oft erzählte er von der Begegnung mit meiner Mutter: Als er einmal seinen Besuch auf der Geburtsstation

abstattete, um die Neugeborenen zu segnen, traf er auch meine Mutter an. Diese sprach ihn wohl an, dass er doch auch ihren Sohn segnen solle. So fragte er nach dem Namen meines Bruders. Als sie ihm Paulus zur Antwort gab, habe er sich so über den christlichen Namen gefreut, dass er ihn besonders in sein Herz schloss. Mit dieser Anekdote nahm er uns in seine Gemeinde so auf, dass wir uns immer willkommen wussten.

Auch wurden meine älteren Brüder und andere Aramäer eingeladen, am Krippenspiel der St. Marien-Kirche mitzuwirken. Sie sollten immer die Heiligen Drei Könige spielen, die ja aus dem Morgenland dem Stern folgend nach Bethlehem kamen. Meine Brüder waren immer einer der Höhepunkte des Krippenspiels, weil sie dem Kind ein aramäisches Kirchenlied vorsangen. Es war das Lied der Engel, die den Hirten die Geburt Christi verkündeten. Zu dieser Zeit wurde im gesamten Vorderen Orient Aramäisch gesprochen. Aramäisch war nicht nur die Muttersprache Jesu Christi, sondern auch die Sprache, mit der die Engel den Hirten sangen und die Heiligen Drei Könige mit Maria sprachen. In Coburg waren es also wir Aramäer aus dem Morgenland, die das Krippenspiel mit unserer Sprache authentisch verkörperten. So wurden wir schon in Coburg ein Teil der Gesellschaft.

Was uns alle eines Tages herzlich erfreute, war der Besuch des Nikolauses, der uns mit so vielen Geschenken überraschte, dass wir nicht glauben konnten, was um uns geschah. Ja, diese christliche Aufnahme stärkte unser Zugehörigkeitsgefühl so, dass meine Eltern uns auch am Kommuniionsunterricht teilnehmen ließen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Diese wird in der Regel bei uns mit der Taufe erteilt. Aber eine „Wiederholung“ kann ja nur das bessere Verständnis zum Glauben bestärken. Dies war dann letztes Jahr für mich der Grund dafür, auch meine Tochter Tabea zur Kommunion in der St. Amandus Kirche in Worms anzumelden.

Während der Schulzeit hatte ich wohl wie jedes Kind Schwierigkeiten. Zu Anfang waren meine Deutschkenntnisse schlecht, bis ich von Herrn Schultheiß, einem Freund der Familie, Nachhilfeunterricht bekam. Dann gab es da Kinder, die mich aufgrund der größeren Augen, der dickeren Haare und so weiter hänselten, die aber wiederum von anderen zurechtgewiesen wurden. Wenn ich unzufrieden war, tröstete ich mich damit, dass es andere gebe, denen es schlimmer ginge.

Zwar konnten mir meine Eltern bei den Hausaufgaben nicht helfen, aber dafür meine älteren Geschwister. Im Laufe der Grundschule wurde mein Deutsch immer besser, sodass ich es tatsächlich schaffte, auf das Gymnasium zu kommen. Meine ganze Familie und besonders ich waren ganz stolz darauf.

Auf dem Gymnasium dachte ich, als Ausländerin immer besser sein zu müssen, um genauso wie eine Deutsche bewertet zu werden. Diese Einstellung – ob berechtigt oder nicht – brachte mich letztendlich an mein Ziel, dem erfolgreichen Abitur. Dieses Gefühl, immer besser sein zu müssen als die anderen, wird uns schon in die Wiege gelegt. Das mussten schon

unsere Eltern mitmachen, die als Aramäer immer stärker und fleißiger sein mussten als die Mehrheitsgesellschaft.

Anfangs stand ich immer hinten an und gehörte zu denjenigen, die allen hinterher lief. Mit der Zeit wählten einige mich gezielt als Freundin aus, weil sie meine eigenen Werte schätzten. Ich hatte das Glück noch bis heute verbündete Freundinnen zu treffen: Alexandra, die mit mir ihre Lebensfreuden teilte. Carolin, die mit mir persönliche Gespräche bis in die Nacht führte. So hatte jeder von uns Geschwistern einen Freund oder eine Freundin, bei der wir uns von der eigenen Familie ausklinken konnten.

Mein Schicksal, einer Großfamilie anzugehören, hat mich schnell selbständig gemacht. Ich wollte für meine jüngeren Geschwister da sein: sie vom Kindergarten abholen, zum Arzt begleiten, bei den Hausaufgaben helfen und zu den Elternabenden gehen, war eine Selbstverständlichkeit. Wir waren ein Netzwerk, das gut funktionierte. Sonntags führte mein Vater unsere große Familie stets mit der Geschichte aus dem Alten Testament von Jakob und seinem Sohn Josef zusammen. Diese berührte ihn immer wieder aufs Neue, da die Protagonisten als Vorbilder in seinem Leben wirkten.

Während meiner Ausbildung blühte ich richtig auf, weil ich zu den Besten gehörte. Hier erkannte ich, dass dies mein Traumberuf ist: Von meiner Gabe, bis zum Schluss zu kämpfen, kann ich hier profitieren.

Leben in Worms

Als ich im August 2000 durch meine große Liebe Matay Faal nach Worms kam, ahnte ich anfangs nicht, dass hier im Laufe der Jahre mehr Aufgaben als nur die einer Mutter, Hausfrau und Bankbetriebswirtin auf mich warteten.

Doch ich traf auf besondere Menschen, die viel auf mich zählten und die ich nicht enttäuschen wollte. In meiner ersten Elternzeit begann ich, den aramäischen Kindern die Kirchenlieder beizubringen. Kurze Zeit später - 2003 - gründeten etwa elf Frauen und ich die erste Frauengruppe unserer Gemeinde. Hier wollten wir die Gemeindegarbeit der Frauen voranbringen. Unser stets aktives Gemeindegmitglied Fuat Demir ergriff die Chance, auch die aramäische Gemeinde in der Ökumene besser zu etablieren und stellte mich der sehr engagierten Pfarrerin Dr. Erika Mohri vor. So bin ich tatsächlich seit sechs Jahren immer aktiver am Interkulturellen Runden Tisch beteiligt. Die Wormser Frauenverbände haben uns seit vier Jahren aufgenommen, weswegen die Arbeit sehr viel Freude bereitet. 2008 bin ich als erste Frau in den syrisch-orthodoxen Kirchenrat in Worms gewählt worden.

Tatsächlich hat mich diese Öffentlichkeitsarbeit der Nibelungenstadt Worms näher gebracht. Hier habe ich sehr viele emotionale Momente erlebt. Ich fühle mich als ein Teil von Worms und nehme diese Stadt als Geburtsstadt meiner Töchter als neue Heimat an.

Aber auch mit der alten Heimat meiner Eltern verbinden mich Emotionen, obwohl ich diese Welt nie gesehen habe. Und doch wurden mir so viele Gefühle, Erfahrungen und Bilder von meinen Eltern – bewusst oder unbewusst – mitgegeben, sodass die Heimat meiner Eltern auch meine ist. Die aramäische Geschichte, die eine Geschichte des Leidens ist, die unausgesprochen von Generation zu Generation weitergetragen wird, lebt auch in mir. Dass meine Eltern nach Deutschland kommen konnten, empfanden sie als großes Glück, dem Leiden endlich ein Ende zu setzen. Und doch haben sie uns Kindern dieses Leid durch die betrübten Melodien ihrer Lieder und die traurigen Geschichten von ihren Eltern, Familien und Nachbarn weitergegeben.

Mein Leben in meiner Familie hat mir so viel Sinn vermittelt, dass ich heute selbst drei eigene Kinder habe. Ihnen kann ich etwas von dem geben, was auch meine Eltern mir ermöglicht haben: Glück. Das Glück, auf eine glückliche Kindheit zurückblicken zu können, auch heute noch, und auf Geschwister zählen zu können, jederzeit.

Als meine zweite Tochter Felicia auf die Welt kam, und ich meine Mutter fragte, wie sie das so alles meisterte, gab sie mir nur die schlichte Antwort: „Lea, ich habe auf Gott vertraut.“

Diese Eigenschaften, die meinen Charakter so sehr geprägt haben, und aus denen ich so viel Kraft schöpfen konnte, möchte ich nicht verlieren. Dieses Stück Persönlichkeit möchte ich meinen Kindern „vermachen“. Andererseits habe ich auch als Deutsche Eigenschaften, die ich nicht von meinen Eltern, sondern von meiner Umwelt mitbekommen habe. Auch davon sollen meine Kinder profitieren. Es ist wie ein Spiel, dass ich für meine Kinder so am besten zu gewinnen denke.

„anlamadim“

Doch es ist eine große Herausforderung, unsere Sprache, Kultur und unsere Erfahrungen weiterzugeben, da unsere aramäische Sprache ebenso wie die Aramäer selbst vom Aussterben bedroht ist. Glaubt man den wissenschaftlichen Prognosen, wird schon in der übernächsten Generation niemand mehr Aramäisch sprechen.

In der Diaspora ist die Weitergabe der aramäischen Sprache sehr schwierig. Eines der größten Probleme ist, dass die Sprache nicht verschriftlicht ist. In der Heimat wurde unser Aramäisch nur gesprochen. Das Lehren und Unterrichten in der Sprache – zeitweise sogar das bloße Sprechen – waren verboten, sodass die Entstehung einer Literatur, oder auch nur eines Wörterbuches oder Lexikons für diese Sprache systematisch verhindert wurde. In den Dörfern haben ja alle Aramäisch gesprochen, sodass man die Sprache auch ohne Verschriftlichung weitergeben konnte, hier aber ist das kaum möglich. Ich kann meinen Töchtern nichts vorlesen und ihnen nichts zu lesen geben. Es gibt zwar in der letzten Zeit ein paar kleine Projekte, in denen der „Kleine Prinz“ und die „Kleine Raupe Nimmersatt“ ins Ara-

mäische übersetzt wurden, aber leider sind das viel zu wenig Bücher, um den Bedürfnissen meiner Töchter gerecht zu werden. So kann ich nur hoffen, dass es in Zukunft viele weitere solche Veröffentlichungen verwirklicht werden.

Ein weiteres Problem ist, dass die Sprache nicht für den Gebrauch im täglichen Leben in einer modernen Gesellschaft geeignet ist, da die Sprache bis zuletzt in einer bäuerischen Umgebung gesprochen wurde, die keine modernen Geräte kannte und auch nur die Tiere, Pflanzen und alle Dinge zu beschreiben weiß, die es dort gab. Das Lehrverbot der Sprache und die Tatsache, dass diese Sprache in keinem Staat der Welt als (Amts-)Sprache anerkannt ist, haben dazu geführt, dass diese Wörter nicht entwickelt werden konnten. Bis heute gibt es keine Institutionen – nirgendwo auf der ganzen Welt –, die die Entwicklung dieser Sprache vorantreiben könnten. Im letzten Jahr wurde endlich eine Stiftung für Aramäische Studien in Heidelberg gegründet, die sich dieser und ähnlicher Aufgaben annehmen will. Auch hier kann ich nur hoffen, dass diese Arbeit bald Früchte tragen wird.

Dis dahin bleibt es dabei, dass ich in mein Aramäisch sehr viele deutsche Wörter mischen muss. Dieser Mischmasch führt leider dazu, dass meine Töchter mit diesem Kauderwelsch nicht viel anzufangen wissen. Auch ich möchte keine Sprache sprechen, in die ich deutsche Wörter mischen muss, weil ich mir bewusst bin, dass meine Kinder dann nicht nur die aramäische sondern auch die deutsche Sprache ungenügend und fehlerhaft erlernen werden. So versuche ich mir mein „eigenes Wörterbuch“ zu schreiben. Die Dinge, deren Bezeichnung ich im Aramäischen nicht kenne, erfrage ich bei meinem großen Bruder. Er kann die Sprache nicht nur sehr gut sprechen, sondern beherrscht auch das alte Aramäisch, das eine vielseitige Literatur besitzt. Hier gibt es neuerdings auch ein deutsch-aramäisches Wörterbuch, in dem wir manch ein Wort für unseren Alltag nachschlagen können. Ich bin auch froh, dass meine Schwiegereltern mit meinen Töchtern viel Aramäisch sprechen, sodass wir ihnen diese Sprache vielleicht doch weitergeben können.

Wurde ich als Jugendliche mit der Frage nach meiner Staatsangehörigkeit konfrontiert, gab ich stets zur Antwort, sie sei türkisch. Doch fühlte ich, dass dies nicht meiner wahren aramäischen Herkunft gerecht wurde. Denn alle dachten dann, dass ich eben Türkin bin. Und das, obwohl meine Eltern in der Türkei nicht akzeptiert, sondern als „Ungläubige“ beschimpft wurden, weil sie ja Aramäer waren. Als wir Anfang der 1990er Jahre die deutsche Staatsbürgerschaft gegen die türkische eintauschten, dachte ich, dass es jetzt endlich einfacher werden würde. Aber die Leute fragten mich weiter, woher ich oder meine Eltern stammten. Sobald ich „aus der Türkei“ antwortete, vergaß schon mein Gegenüber, dass ich aramäisch spreche und in die Kirche gehe.

Jedes Jahr ist vor Ostern die „Große Fastenzeit“. Unser Fasten besteht darin, dass wir auf alle tierischen Lebensmittel außer Fisch verzichten. Hier werden wir immer gefragt, ob zurzeit Ramadan sei. Und wenn Ramadan ist, fragen uns sowohl deutsche als auch türkische

Freunde verwundert, warum wir denn nicht fasten. Wenn die Urlaubszeit ansteht, heißt es, wie lange wir zuhause in der Türkei Urlaub machen. Oft werde ich gefragt, warum ich „Lea“ heiße, dass das doch kein türkischer Name sei. Oder warum ich ein Kreuz trage.

Auch für die Behörden waren wir immer Türken. Unsere großen Geschwister gingen noch in die türkische Grund- und Hauptschule, die es in Coburg gab, obwohl sie gar kein Türkisch konnten. Sogar diejenigen, die in Deutschland geboren wurden und kein Wort Türkisch konnten, gingen in die türkische Schule. Diese Schule war ein zweisprachiges Projekt mit Unterricht auf Deutsch und Türkisch. Da wir aber zuhause Aramäisch sprachen, wurden meine Geschwister gleich mit zwei neuen Sprachen konfrontiert, die sie nicht kannten. Außerdem war die Grundidee der Schule, dass die türkischen Gastarbeiterkinder Türkisch nicht verlernen sollten, damit sie bei der Rückkehr in die Türkei keine Sprachschwierigkeiten haben sollten. Ein fataler und folgenreicher Irrtum für die aramäischen Kinder, deren Schicksal die Behörden nicht bedachten. Die aramäischen Eltern wollten aufgrund ihrer Geschichte ohnehin nie wieder in die Türkei zurück, und doch mussten ihre Kinder neben Deutsch, auch noch Türkisch lernen. Für mich ging die Sache noch glimpflich aus. Denn meine Eltern erkannten diese Situation kurz vor meiner Einschulung und schickten fortan alle ihre Kinder auf die deutsche Schule.

Dort wiederum wurde „muttersprachlicher Ergänzungsunterricht“ für türkische Kinder angeboten. Meine Mutter meinte, eine Sprache zu lernen, sei nie falsch, sodass wir diesen Ergänzungsunterricht besuchten. Wir gingen also allwöchentlich in den Türkischunterricht mit anderen aramäischen, aber auch türkischen Kindern. Der Unterricht war allerdings für die – vermeintliche – Muttersprache ausgelegt, mit der Folge, dass wir Aramäer im Gegensatz zu den Türken nichts verstanden. Wir hörten uns schweigend und nichts verstehend die Geschichte der Türkei und ähnliche Themen an. Die ganzen zwei Stunden verbrachten wir in der Hoffnung, dass der Lehrer uns nichts fragen würde. Wenn er es doch tat und wir schwiegen, brachte ihn das immer auf die Palme. Selbst der türkische Lehrer verstand nicht, dass wir ihn nicht verstanden. Irgendwann, als er das merkte, brachte er uns „anlamadim“ bei, das heißt „ich habe nicht verstanden“. So hatten wir immer eine Antwort parat. Wenn er uns anschaute und etwas sagte, antworteten wir „anlamadim“.

Aramäische Geschichte

Im Laufe der Zeit wurde mir klar, dass es nicht an den Mitmenschen lag, dass man uns nicht kannte, sondern dass unsere Gemeinschaft an sich unbekannt ist. Wir tauchen in keiner deutschen Statistik auf, keine Studie beschäftigt sich mit Aramäern in Deutschland. Unsere Kirche ist nicht als Kirche anerkannt. Unsere Geschichte ist nicht bekannt. Diese Unbekanntheit hat ihren Anfang im Völkermord 1915 durch die Jungtürken, die einen tür-

kisch-muslimischen Nationalstaat gründen wollten. Dazu mussten alle christlichen Gruppen ausgelöscht werden. So wurden neben den 1,5 Millionen Armeniern auch 500.000 Aramäer vernichtet. Die Überlebenden flohen nach Syrien oder in den Libanon, von Urmia flohen sie in die spätere Sowjetunion, aus den Hakkari-Gebirgen wurden sie in den Irak vertrieben. Diese Länder waren meist Zwischenstationen auf der Flucht nach Übersee. So begann die Auswanderung und Zerstreung in die ganze Welt, die in den späteren Jahrzehnten und bis heute noch weiter anhält. Die Militärgeschichten, von denen mein Vater uns ständig erzählt, bei denen er die Hölle auf Erden erlebte, gehören in die Reihe der Demütigungen, die ein Aramäer in der Türkei erleben musste. Schließlich ist meine Familie in Deutschland gelandet. Meine Tante und viele Verwandte meines Mannes leben in Schweden oder in Holland. Ein anderer Onkel lebt in Belgien, Cousins in der Schweiz und Österreich. So hat jeder Verwandte oder Bekannte auf der ganzen Welt. Und doch sind wir überall unbekannt. In der Diaspora hat jeder erst mal weiter ums Überleben gekämpft. Überall in der Welt haben sich die Aramäer eine zweite Heimat aufgebaut.

In Deutschland wurden wir herzlich aufgenommen und haben uns gut integrieren können. Dies lag nicht nur an unserer Religion, sondern auch an unserer Jahrhunderte langen Erfahrung, sich als Minderheit der Mehrheitsgesellschaft anzupassen. Leider wird das in der deutschen Integrationspolitik oft verkannt. Man übersieht, wie unterschiedlich die Menschen und deren Probleme sind, die aus der Türkei kommen.

Fest auf zwei Stühlen

Heute bin ich froh, in Deutschland zu leben und meine Kinder hier aufwachsen zu sehen. Ich kann ihnen das bieten, was mir meine Eltern gegeben haben: Die Möglichkeit, sich in einer gerechten Gesellschaft zu entwickeln. In einem Staat, der die Menschenwürde mehr gewichtet als die Kultur und Religion seiner Bürger. Ich wünschte mir, dass manch eine Regierung sich an Deutschland ein Beispiel nimmt.

Oft fühlte ich mich als Jugendliche zwischen zwei Stühlen. Zum einen war da die aramäische Kultur, zum anderen dachte ich oft deutsch. Aber dann konnte ich mich doch an beide gut anpassen. Mittlerweile bin ich mir sicher, dass ich nicht zwischen, sondern fest auf beiden Stühlen sitze. Es ist mir gelungen, das Aramäische und das Deutsche in mir nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern als eine Symbiose, die sich in mir vereinigt. Dieses Gefühl möchte ich auch meinen Kindern weitergeben.

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Ömer Borkaya: 132
Gemeinsam Worte finden

Lea Faal: 140
Anamaisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Vural: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgül Göke: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauni Blomeyer: 170
Mein deutsches Abenteuer
Eine Indorm in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Hain

Susan Krüger: 210
Ich bleibe eine Personin

Ayuk Ako: 214
Die AFK-Bewegung in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Integriert in Deutschland?

Ich bin im Sommer 1987 in Worms geboren. Ich bin das fünfte Mädchen einer türkischstämmigen Familie mit sieben Kindern. Meine Eltern stammen aus einem südostanatolischen Dorf und durften im Jahr 1972 als Gastarbeiter nach Deutschland kommen. Bis zu meinem sechsten Lebensjahr besuchte ich einen katholischen Kindergarten. An die Kindergarten tage kann ich mich nicht mehr genau erinnern, nur weiß ich noch, dass ich mich bei meiner Erzieherin (damals nannte ich sie „Schwester“) nicht wohl fühlte. Sie war meistens ungeduldig und unfreundlich zu mir, dennoch ging ich gerne in den Kindergarten. Ich hatte deutsche Freunde, da es damals in meinem Wohnort nicht sehr viele ausländische Kinder gab, und als Mädchen hatte man ja auch keine größeren Anpassungsprobleme als ein ausländischer Junge. In meiner Vorschulzeit war ich klein und dünn. Da mussten die Erzieher und meine Eltern erst überlegen, ob ich überhaupt in die Vorschulkindergruppe gehen sollte. Ich war offen, meine Deutschkenntnisse hatten ausgereicht, meine malerischen Talente hatten überzeugt und schließlich durfte ich 1993 eingeschult werden.

Doch in der Schule hatte ich meine deutschen Freunde verloren, sie zogen sich von mir zurück und schließlich musste ich mit meiner Cousine, die in der Parallelklasse war, spielen.

Nach der 1. Klasse zogen wir nach Worms Innenstadt, wo meine Eltern nach langem Sparen ein Mehrfamilienhaus gekauft hatten. Ich konnte mich am Anfang an meine neue Umgebung nicht anpassen, alle waren auf einmal zu groß und Besserwisser. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, konnte mich in dem ersten Halbjahr nicht besonders in der Schule beweisen. Nach der Gewöhnungsphase konnte ich mich wieder finden. Auf dieser Schule waren sehr viele türkische Kinder, auch Cliques, zu denen ich dann auch gehörte. Mir war es bewusst, dass ich als ausländisches Kind nicht zu den deutschen Kindern gehören konnte. Dauernd gab es Krach und Auseinandersetzungen mit den deutschen Kindern. Wir beschimpften sie als Kartoffelfresser und wurden auch beschimpft als Knoblauchfresser und würden angeblich stinken. Auch wenn ich es versuchte, durfte ich in den Pausen nicht mit deutschen Kindern spielen, sie integrierten mich nicht in ihre Gruppen. Es war uns kleinen Kinder bewusst, wir sind nicht gleich. Wir bildeten auch im Sportunterricht zwei Gruppen, ausländische und deutsche. Spielten Fußball gegen die Deutschen und versuchten uns als bessere Sportler zu beweisen.

Es gab einmal eine Sportveranstaltung auf dem Sportplatz unserer Grundschule. Einige Tage vor dem Wettrennen mussten wir uns erst beweisen, ob wir schnell genug sind. Die Lehrerin maß unsere Geschwindigkeit und Ausdauer. Ich gehörte seit der ersten Klasse zu den Klassenbesten in Sport. Ich konnte mich auch am Vorrundentag beweisen und freute

mich auf das Wettrennen. Leider hat meine Lehrerin mich an dem Tag auf der Bank sitzen lassen und nahm dafür eine zukünftige Gymnasiastin, die wesentlich langsamer war als ich, aber dafür teure Laufschuhe mit speziellen Stollen dabei hatte. Diese große Enttäuschung schleppe ich immer noch mit mir herum und kann meine Tränen nicht zurückhalten, wenn ich daran denke, auch wenn es vielleicht eine kleine Geschichte ist, die aber eine große Narbe hinterlassen hat.

Ich hatte des Öfteren das Gefühl, mich ständig beweisen zu müssen, weil ich mich durch andere nicht integriert fühlte. Einmal musste ich mir von meinem Musiklehrer (der wirklich sehr unfreundlich war zu den ausländischen Kindern) anhören, „wie arm wir Türken sind“. Auch musste ich einmal die Handgreiflichkeit meiner Lehrerin erleben, von der ich mich nicht getraut hatte, meinen Eltern davon zu erzählen, da sie mir nicht glauben würden. Für meine Eltern waren Verhalten und Entscheidungen von Lehrern immer das Richtige. Sie waren ja schließlich deutsche Lehrer, und die wussten immer alles besser. So durfte ich als Schülerin der 4. Klasse keine Realschul-Empfehlung bekommen, obwohl ich für damalige Zeiten als türkisches Kind überdurchschnittlich gute Noten - und auch so als Schülerin ausreichende Noten für die Realschule hatte und der deutschen Sprache mächtig war. Wie jedes türkische Kind musste ich selbstverständlich auf eine Hauptschule. Hier kommt die Frage, warum haben deine Eltern nicht darauf reagiert? Für sie waren unsere Noten immer nicht ausreichend genug, um auf andere Schulen zu kommen, und von der Möglichkeit einer freiwilligen Anmeldung auf eine höhere Schule wussten sie nicht. Woher denn... ?

Sommer 97, als 10-jähriges Mädchen, entschied ich mich, beim Schulwechsel in die 5. Klasse ein Kopftuch zu tragen. Meine Eltern waren skeptisch und nahmen die Entscheidung nicht sehr ernst, da ich für solch eine Entscheidung zu jung war. Ich bestand darauf, ein Kopftuch zu tragen, weil ich damals groß denken wollte und dachte, mich würden die Kinder in der neuen Schule direkt mit Kopftuch akzeptieren. Außer, dass ich von einigen deutschen Mitschüler gehänselt wurde, dass ich angeblich keine Haare hätte, hatte ich keine Schwierigkeiten in der Schule. Bis zur 9. Klasse war ich die Klassenbeste, ohne mich richtig bemühen zu müssen. Nach der 10. Klasse habe ich durch Empfehlung meiner Lehrerin die zweijährige Höhere Berufsfachschule, Richtung Betriebswirtschaft besucht. Ich wiederholte das erste Jahr und konnte dann doch im letzten Jahr wegen einem Fach meinen Abschluss nicht machen. Wie viele Jugendliche war ich nicht motiviert, während der Schulzeit Bewerbungen zu schreiben für eine Ausbildung.

Nach dem 1. Halbjahr fing ich an, mich zu bewerben - ohne Erfolg. Ich hatte keine bestimmte Berufsrichtung, ich wollte das nehmen, was ich bekam, da ich mit Kopfbedeckung nicht viele Chancen hatte. Ich bewarb mich auf Stellen als Arzthelferin, Bürokauffrau oder Industriekauffrau. Leider ohne Erfolg. Nach Schulende musste ich mich beim Arbeitsamt melden und ging auf eine Maßnahme für Ausbildungssuchende. Ich schämte

mich dafür, weil ich unter sozial schwachen Jugendlichen war und mit diesen Menschen nichts Gemeinsames hatte und haben wollte. Bis zum Ende der Maßnahme schrieb ich ca. 70 Bewerbungen, von denen ich nur zwei Einladungen zu einem Einstellungstest bekam. Ich hatte meinen Realschulabschluss und ein Abgangszeugnis der Höheren Berufsfachschule mit einem Durchschnitt von 3,15, und dennoch bekam ich nur Absagen für Stellen wie Arzthelferin. Bei der ersten Zusage durfte ich ein dreiwöchiges Praktikum machen, da stellte sich heraus, dass der Arzt eine kostenlose Arbeitskraft suchte, er ließ mich alleine in der Arztpraxis, und ich musste alleine Patienten empfangen und Allergietests durchführen. Beim Gespräch für eine eventuelle Übernahme meinte er, er wolle eine Empfangsdame, die auch äußerlich Menschen ansprechen sollte.

Der zweite Arzt lud mich aus Neugier ein, weil ich so gute Praktikumzeugnisse hatte. Das gab er auch zu. Beim Gespräch schaute er die ganze Zeit auf meine Bekleidung und meldete sich dann aber nicht, wie versprochen.

Ich ärgerte mich ständig auch darüber, warum ich viele von meinen Bewerbungsunterlagen nicht zurückbekam. Es war denen total egal und unnötig. Ich musste ständig anrufen und nachfragen, ob ich zumindest meine Unterlagen bekommen könnte. Viele sagten, ich solle meine Unterlagen abholen. Mich zu bewerben, kostete mich sehr viel Kraft. Ständig musste ich weinen und denken, warum ich das über mich ergehen lassen musste.

Nach der Maßnahme hatte ich vom Arbeitsamt einen Vorschlag bekommen, eine außerbetriebliche Ausbildung zur Bürokauffrau für Benachteiligte(!) zu machen, die vom Arbeitsamt unterstützt wird. Da ich sonst keine Wahl hatte, musste ich mich darüber freuen. Während der Ausbildung hatte ich mich bei meiner jetzigen Arbeitsstelle telefonisch beworben und durfte zu einem Vorstellungsgespräch erscheinen. Da zu dem Zeitpunkt Mangel an Arbeitskräften war im Büro, durfte ich mein Praktikum absolvieren. Noch nie hatte ich mich irgendwo so wohl gefühlt wie dort, mein Aussehen hatte keinen gestört, zumal merkte ich es nicht. Für eine Auszubildende im ersten Jahr war ich sehr schnell und hatte mehr Erfahrung. Nach dem Praktikum wurde ich zur Ausbildung übernommen. Und seit meinem Abschluss arbeite ich hier. Mein Chef hat meine Meinung zu vielen Deutschen geändert, er hat mich nicht als „Kopftuchmädchen“ gesehen, sondern als eine fleißige Auszubildende. Nicht überall durfte ich diese Erfahrung machen, sogar bei einem türkischen Arzt musste ich mir anhören, dass er keine Kunden durch mich verlieren wolle und dass er mit mir nichts anfangen könne. Da sieht man, dass wir eigentlich auch selber den Deutschen die Vorurteile vorlegen. Als Jugendliche hatte ich meistens Angst, abends alleine unterwegs zu sein, weil ich einmal erlebt hatte, dass ein betrunkenere junger Mann mich als „Scheiß Türke“ beschimpfte. Auch in der Stadt hatte mich ein Mann von oben bis unten angeschaut und ins Gesicht „ach du Arme!“ gesagt, ich stand da wie ein Stein und war total schockiert, konnte kaum was sagen. Ich war nicht arm und „asozial“ war ich auch nicht. Auch heute lassen Deutsche ihre komi-

schen Blicke nicht von mir weg, als ob sie darauf bestehen, dass ich sie bemerke und mich unwohl fühle. Nie habe ich es aber bereut, mein Kopftuch zu tragen, auch in der Ausbildungszeit dachte ich nicht daran, obwohl mir auch vorgeschlagen wurde, es abzulegen.

Warum kann man mich nicht so akzeptieren, wie ich bin? Frage ich mich auch immer noch. Mir sagten viele von meinen Lehrern „in der Türkei durftest du dies und das nicht, sei froh, dass du hier bist.“ Ich verstand nicht, warum mein Leben immer mit dem Leben in der Türkei verglichen wurde. Ich lebte hier, war hier geboren und schließlich hatte ich auch die Rechte, die jeder Mensch hier hatte. Warum sollte ich mit meiner Situation froh sein. Ich könnte auch anders leben, mich anders kleiden und andere Interessen haben. Aber ich war Türkin und mochte unsere Werte, Traditionen und unsere Religion, die bei uns an erster Stelle steht. Vielleicht ist das auch das Problem, warum wollen wir immer noch unsere Werte und Tradition schützen? Wir leben seit drei Generationen hier, und es steht ja seit 20 Jahren fest, wir bleiben hier.

Das können bestimmt viele Deutsche nicht verstehen. Auch hat mich ein Deutsch-Tscheche angesprochen, warum ich mit meiner Nichte Türkisch spreche. Ich wollte ihm klar machen, dass das unsere Muttersprache ist, und wir darauf bestehen, dass die Sprache nicht verloren gehen sollte. Er wollte mich nicht verstehen. Er gab sich als Beispiel und sagte, er komme aus Tschechien und würde seitdem nicht die Sprache sprechen, weil er für immer hier bleiben werde. Warum würden wir unsere Kultur und Sprache nicht aufgeben, wenn wir wissen, dass wir hier bleiben? Wir werden mit unserer Sprache und mit der Liebe zum „Mutterland“ großgezogen. Auch als Kleinkind haben unsere Eltern mit großer Sorgfalt darauf geachtet, dass wir wissen, wo unsere Herkunft ist, wo unser Dorf ist, wer alles unser Verwandter ist. Auch im Urlaub in der Türkei bestand mein Vater darauf, dass wir als Erstes unsere Verwandten besuchten und dann unseren Urlaub machten. Urlaub war für uns kein Strand und Meer, sondern zu wissen, dass wir in der Heimat sind und mit allen Sinnen die Erde, Sonne und die Luft zu fühlen. Auch wenn wir manchmal keinen Ausflug machten, reichte es uns, zu wissen, dass wir da sind. Es war auch anders, die Luft war anders rein, die Sonne schien anders, es roch nach Erde. Nach dem kurzen Sommerregen hat es unglaublich schön gerochen. Kein Wunder, dass wir Türken zum Mutterland „himmlische Heimat“ sagen. Jede Ecke des Landes ist anders schön, als ob man jedes Mal ein anderes Land besucht. Meine Eltern hatten und haben keine radikale politische Richtung, so sollten wir auch sein. Wir wurden religiös erzogen, aber trafen selber die Entscheidung, ob wir Kopftuch tragen wollten oder nicht. Wir wurden auch nicht danach gefragt, wer wollte, der trug es einfach. Das ist in vielen Familien so.

Viele Deutsche haben die Vorstellung, dass wir von den Eltern gezwungen werden, uns anders zu verhalten und zu kleiden. Die Grundlage wird vorbereitet, letztendlich müssen wir selber entscheiden, ob wir den Weg gehen möchten oder nicht. Wie sollte mein Vater z. B.

wissen, ob ich draußen anders bin oder nicht. Auch zu hören, dass ich mein Kopftuch aus eigenem Willen trage, schockierte viele Deutsche. Es ist unvorstellbar in dieser Zeit, „eine mittelalterliche Religion“ zu leben. Auch wenn wir gemeinsam mit Geschwistern und deren Kindern in der Stadt spazieren gehen, sehen wir die Blicke von den älteren Leuten, in der Art wie viel wir sind, wie viel Kinder hier bei uns sind. Auch hat mal eine alte Dame angefangen, die Kinder zu zählen, eigentlich hat jeder ja nur zwei Kinder. Dass ich mit 21 Jahren geheiratet habe, fanden viele erschreckend. Dass ich meinen Mann davor 3-4 Jahre gekannt habe, interessiert keinen. Aber ich finde es komisch, wenn viele Deutsche mit 14-15 Jahren Beziehungen haben und ihr erstes Mal erleben. Einige davon bekommen ja im Kindesalter Babys. Das wird übersehen und unser gesundes Eheleben wird in den Vordergrund geschoben mit der Frage „Warum müsst ihr so früh heiraten?“ Warum sollte ich nicht heiraten, wenn ich mich reif genug fühle für ein Zusammenleben und den Richtigen finde. Oder die Frage, bist du schon versprochen? Und was dann, wenn du denkst, du liebst ihn nicht mehr, fragen auch einige. Sie denken, wir dürfen uns nicht scheiden lassen. Es geht nicht nur um die Liebe im türkischen Eheleben, sondern um Respekt und Zuwendung. Auch der Name Zwangsheirat macht mich allergisch. Die Türkei ist ein Land mit vielen ethnischen Gruppen, zu denen viele Kurden, Araber, Lasen, Aramäer und Armenier zählen. Dass heißt, es gibt auch unterschiedliche Kulturen, die in diesem Land gelebt werden. Zwangsheirat gehört nicht zu der Kultur der Türken, überhaupt nicht zum Islam. Lediglich wird Zwangsheirat nicht als Brauch ethnischer Gruppen gezeigt, sondern ohne Nachforschung in den Medien als ein Bestandteil des Islam dargestellt. Es soll ungefähr 1.000 angebliche Zwangsheiraten in Deutschland geben. Das sind ca. 0,26% bei ungefähr 380.000 Hochzeiten im Jahr. Statt sich um die Mehrheit zu kümmern, warum es so viele Scheidungen und außereheliche Kinder gibt, wird die Aufmerksamkeit in diese Richtung gelenkt. Auch bei Ehrenmorden. Wenn das bei Deutschen passiert, ist das ein tragischer „Familiendrama“ und bei Ausländern heißt es Ehrenmord.

Ich finde, die Menschen in Deutschland werden eher von den Medien hin und her kommandiert, ohne Selbstrecherche. Deswegen finde ich, dass Deutschland noch sehr lange braucht, bis es wirklich anderslebende Menschen akzeptiert. In der Zeit des angeblichen Terroranschlags auf die zwei Türme hatten unsere Eltern Angst um uns. Sie wollten uns nicht alleine auf die Straße lassen, aus Angst, dass jemand auf Hassgedanken kommt und uns was antut. Falls wir angesprochen werden sollten, sollten wir nichts sagen und nach Hause kommen. Es war wie die Zeiten im Jahr 1993, als die Welle fremdenfeindlicher Anschläge in Deutschland ihren Höhepunkt erreichte. Wir waren nicht „Täter“ sondern „Opfer“. Es klingt vielleicht komisch, aber es waren schlechte Zeiten für uns. Mein Vater wurde sogar vor seiner Haustür beschimpft von einem Deutschen. Das Bild hat sich, denke ich, bis jetzt nicht verbessert.

Mir ist aufgefallen, dass in den Medien, z. B. in den regionalen Zeitungen, bei Berichten über kriminelle Delikte der türkische Kriminelle einfach als „Türke“ bezeichnet wird – statt einfach als „Krimineller“, wie sonst üblich. Die Medien prägen in unseren Gehirnen auf diese Art ein, dass der „Türke“ „kriminell“ ist. Ein anderes Beispiel ist, dass z. B. ein Profifußballer mit ausländischer Herkunft einen „Integrationsbambi“ bekommt, weil er nur Tore für Deutschland geschossen hat und sonst keiner in diesem Land diesen Preis verdient. Es wird nicht gesehen, wie fleißig diese Menschen hier arbeiten, wie viel sie eigentlich für das Land gebracht haben, wie integriert viele Menschen sind. Nein, nur einzelne Problemfälle werden rausgepickt und präsentiert. Und schließlich wird die Mehrheit über einen Kamm geschert. Ich kann aber sagen, dass ich eigentlich mit meinem Leben in Deutschland zufrieden bin. Auch wenn ich als Ausländer viel mehr leisten und kämpfen muss um Anerkennung als ein normaler deutscher Bürger.

Ich kann mir ein Leben bis zum Tod in der Türkei nicht mehr vorstellen, hier habe ich meine Familie, meine Wohnung, meine Freunde, meinen Beruf. In der Türkei müsste ich einen Neuanfang wagen, und das ist für mich sehr fremd. Ich möchte dennoch in der Türkei begraben werden. Wir leben ständig mit der inneren Sehnsucht und Heimweh. Aber ganz wohl fühlen wir uns in der Türkei auch nicht. Ein Teil von mir gehört Deutschland und ein Teil der Türkei.

Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Wann habe ich das erste Mal gemerkt, dass ich anders bin als die anderen? Ich erinnere mich noch ganz genau: Ich bin drei Jahre alt und wohne mit meinen Eltern und meinem Bruder in der Hafestraße. Meine Mutter und ich sind eines schönen Tages früh morgens aus dem Haus und sind an einen mir völlig unbekanntem Ort gegangen. Eigentlich sah es dort sehr schön aus, viele kleine Kinder, Massen an Spielzeug überall und ein Park mit Rutschen, Schaukeln und Klettergerüsten. Meine Mutter hat mich dort in einen großen Raum gebracht und mir erklärt, dass ich jetzt dort bleiben soll und dass sie mich später wieder abholen wird. Habe ich geweint? Nein. Habe ich geschrien? Nein. Ich habe mein Schicksal angenommen und habe mich auf einen kleinen Stuhl gehockt. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen. Mir völlig fremde Menschen sind auf mich zugekommen, haben mir irgendetwas gesagt, aber ich habe nichts verstanden. Kinder sind auf mich zugerannt, haben mich vielleicht aufgefordert, mit ihnen zu spielen. Doch ich habe kein Wort verstanden. Dieser mir völlig fremde Platz, dieser Ort, wo mich meine Mutter einfach abgesetzt hat, wo Menschen alle ganz merkwürdig sprachen, ja, genau dieser Ort sollte, wie ich heute noch finde, mir die schönsten, sorglosesten, freiesten drei Jahre meines Lebens geben: mein neuer Kindergarten.

Im Kindergarten

Ich denke noch heute gerne an meine Zeit im Liebfrauen-Kindergarten. Dort habe ich eine so wundervolle Zeit erlebt. Meine Betreuerin hieß Anni, und ich fand, dass sie einer der nettesten Menschen war, denen ich je begegnet bin. Muss wohl auch so gewesen sein, denn noch fast 28 Jahre später kann ich mich noch voll und ganz an sie erinnern.

Doch um erst einmal meine Einleitungsfrage zu beantworten, wieso merkte ich plötzlich, dass an mir etwas anders ist? War ich denn überhaupt anders, oder waren es doch die neuen Menschen in meinem Leben, die anders waren? Erst später fand ich heraus, dass ich ein Türke bin, der in Deutschland lebt, in einem Land, in dem Deutsch gesprochen wird. Doch bis zu meinem dritten Lebensjahr war ich noch nie bewusst mit Deutschen in Kontakt getreten. Im Kindergarten lernte ich erst Deutsch zu sprechen. Ganz gut sogar, muss ich ehrlich gestehen. Erst im Erwachsenenalter wurde mir richtig klar, was das eigentlich für ein Segen ist, mit zwei Sprachen aufzuwachsen. Ein Vorteil, den wir hier in Deutschland schon in die Wiege gelegt bekommen. Doch an meinem ersten Kindergarten tag war das noch nicht so, ich verstand nichts und wartete einfach darauf, dass meine Mutter mich wieder abholt. Sie musste lachen, als sie mich später wieder abholen kam, denn ich saß Stunden später noch

genau am selben Platz, an dem sie mich abgesetzt hatte. Das Jahr war 1984 und das war mein erster Tag im Kindergarten und zugleich der erste Tag, an dem ich mit Deutschen effektiv in Kontakt trat. Es sollte der Tag sein, der mich bewusst zu dem gemacht hat, der ich heute bin: Ein Mensch, der es erfolgreich zustande gebracht hat, auf dem schmalen Grat zwischen beiden Kulturen zu schreiten, ohne auch nur vollständig auf eine der Seiten abzudriften.

Leben in der Grundschule

Ich war noch keine sechs Jahre alt, da wurde ich schon eingeschult, und zwar auf die Ernst-Ludwig-Grundschule. Auch diese Zeit habe ich noch gut in Erinnerung. Ich war immer ein sehr fleißiger und erfolgreicher Grundschüler. Doch mein Schulleben hat nicht ganz genau so angefangen, wie ich es mir vielleicht vorstellte. Ich war in der ersten Klasse und meine Lehrerin kündigte an, dass wir ein Diktat schreiben werden. Nun ja, wusste ich, was ein Diktat ist? Natürlich nicht. Also kam jener Tag, an dem wir unsere Arbeit schrieben. Plötzlich fing sie an, uns einen Text vorzulesen und wir mussten diesen genau aufschreiben. Das war natürlich ein Problem. Deutsch sprechen konnte ich inzwischen schon sehr gut, aber Deutsch schreiben war nun schon wieder eine ganz andere Sache. Es kam, wie es kommen musste. Meine allererste Note meines Schullebens war eine Sechs ... eine Parallele, die sich in meinem Gymnasialleben wiederholen sollte, doch dazu später mehr. Es ist so einfach: Der Türke, klar, dass der eine Sechs schreibt. So werden Vorurteile im Leben „bedient“. Ich kann mir vorstellen, dass es heute noch vielen ausländischen Kindern in der Schule so geht. Klar, man lernt vielleicht schon im Kindergarten Deutsch zu schreiben heutzutage, aber vor fast 30 Jahren war das noch nicht der Fall. Genauso wie ich mündlich an meinem ersten Kindergartenartag Probleme hatte, mich auszudrücken, erging es mir jetzt schriftlich bei meiner allerersten Klassenarbeit. Doch ich kam über meine erste Niederlage hinweg und schon bald war ich einer der erfolgreichsten Schüler meiner Klasse. Zur Schule zu gehen machte mir Spaß, ich lernte gerne und mir war es wichtig, gute Noten zu schreiben. Doch eine Sache gab es, die mir mein Leben lang die Schule erschwerte: der Sportunterricht. Nun ja, ich bin nicht der sportlichste Mensch und ich hatte wirklich immer Schwierigkeiten, die Aufgaben zu erfüllen. Wir hatten eine Sportlehrerin, sie war für mich der schrecklichste Mensch überhaupt, und noch heute bin ich -scherzhaft- davon überzeugt, dass Sportlehrer die bösesten Menschen auf der Welt sind. Ich konnte ja auch noch nicht ahnen, was mich später auf dem Gymnasium an Sportlehrern erwartet.

Drei wichtige Menschen aus meinem Grundschulleben sind mir in Erinnerung geblieben, und diese möchte ich hier ganz besonders erwähnen. Meine Klassenlehrerin ab der 3. Klasse, Frau Honacker, hat den Weg für mich geebnet, auf dem ich mich heute befinde. Davon bin ich fest überzeugt. Ich habe von ihr eine Empfehlung für das Gymnasium bekom-

men, doch zu der damaligen Zeit war das Gymnasium für Türken noch ein recht unbetretenes Terrain und man wusste nicht, was einen dort erwartete. Auch meine Eltern ließen sich von den Meinungen anderer beeinflussen, dass das Gymnasium für einen Türken zu schwer sei, dass man dort unter all den Deutschen keine Chance hätte und dass man von dort dann in die Hauptschule abfallen würde. Das war 1989. Wie sehr sich das inzwischen alles geändert hat ... Nun ja, meine Eltern hatten nun jedenfalls die Idee, mich in die Realschule zu schicken, damit ich bessere Chancen auf gute Noten habe. Da kam dann Frau Honacker ins Spiel. Ich weiß noch ganz genau, wie oft meine Mutter von ihr zur Schule gebeten wurde, damit sie davon überzeugt werden konnte, dass ich auf das Gymnasium gehen sollte. Sie hat fest an mich geglaubt und hat meine Mutter dann letztendlich überzeugt. Es ist jetzt über 20 Jahre später immer noch ein wunderbares Gefühl zu wissen, dass eine Lehrerin so fest an dich geglaubt hat, dass sie der Meinung der Eltern entgegen getreten ist. Vielen, vielen Dank Frau Honacker, ich denke noch oft an Sie.

Sie war aber nicht allein in ihrer Mission gegen meine Eltern. Auch mein Türkischlehrer Herr Cetinkaya stand ihr zur Seite und hat versucht, meine Mutter von meiner Chance auf dem Gymnasium zu überzeugen. Ein wunderbares Gefühl, die Unterstützung von Lehrern zu haben ... jedenfalls in der Grundschule. Auf dem Gymnasium würde ich nicht behaupten, jeweils auch nur einen Hauch dieser Unterstützung bekommen zu haben. Nun ja, ich hatte ja gesagt, drei Personen aus meinem Grundschulleben haben mich sehr beeinflusst. Die dritte Person war Frau Wuttke. Ehrlich gesagt weiß ich nicht mehr, was ihr wirklicher Beruf war, aber sie hatte ein Büro am Hauptbahnhof und dort kamen Schüler mit guten Noten hin, die dann am Computer so eine Art Rollenspiel spielen sollten oder auch einfach Wissen abgefragt wurden. Wie gesagt, ich weiß nicht mehr den genauen Grund, warum ich wöchentlich einmal dort war, aber ich war stolz darauf, dass Frau Honacker mich aus der Klasse auserwählt hatte, dort hinzugehen. Frau Wuttke war eine sehr liebevolle Person, mit der ich gerne zusammengearbeitet habe. Ich finde, auch ihre positive Unterstützung hat mich sehr beeinflusst.

Leben in der Türkei?

Als dann endlich nach Abschluss der Grundschule die Sommerferien anfangen, reisten wir wieder in die Türkei. Damals noch mit dem Auto, was für mich wirklich eine Qual war... mit dem Flugzeug wie heutzutage ist es doch so viel angenehmer. Wieso erzähle ich jetzt von meinem Türkeiurlaub? Der Türkeiaufenthalt ist für Kinder immer etwas ganz Besonderes. Die Erwachsenen freuen sich einfach nur darauf, dass sie wieder in ihre Heimat reisen, für Kinder ist es aber ein wahres Abenteuer. Ein so tolles Abenteuer sogar, dass ein türkisches Kind auf die Frage, wo es lieber leben würde, definitiv Türkei sagen würde. Aber

wieso sagen das die Kinder? Auch ich habe das gesagt. Obwohl ich in Deutschland geboren und aufgewachsen bin, war es mein Traum, als Jugendlicher nach der Schule direkt in die Türkei zurückzukehren. Aber warum? Das will ich kurz erläutern.

Wir Kinder kennen die Türkei nur aus den Sommerferien. Wir fahren für 6 Wochen hin, haben Urlaub, keine Arbeit, keinen Stress, viel Geld zum Ausgeben, es kommt einem vor wie das wahre Paradies. Klar, dass wir dort leben wollen, weil wir davon ausgehen, dass das Leben dort für uns immer so sein wird. Aber so ist es natürlich nicht. Ich will hier jetzt nicht die Lebensstandards beider Länder vergleichen, darum geht es hier auch nicht. Es ist einfach nur eine Illusion, die man sich als Kind aufbaut. Würde man dort wirklich leben, würde alles schon bald ganz anders aussehen. Meine Heimat in der Türkei, Avsa, ist wirklich ein wundervoller Ort. Eine Insel mit einem tollem Strand und Meer, touristisch, viele Menschen und Unterhaltung. Aber heute als Erwachsener reichen mir 3-4 Wochen dort schon, und zwar, weil ich jetzt die Insel nicht mehr mit Kinderaugen sehe, sondern die Arbeit, die Erschöpfung der Menschen realisiere, und sie ist definitiv viel größer als die der Menschen in Deutschland. Heute kann ich wirklich von mir behaupten, Urlaub schön und gut, aber leben will ich in Deutschland.

Gymnasialleben

Im August 1990 war es dann endlich soweit: Ich kam auf das Gymnasium. Für mich eine wunderbare Sache, auf die ich so stolz war. Nicht ohne Grund: von allen ausländischen Viertklässlern meiner Schule, und da gab es locker 20-30 davon, war ich der Einzige, der eine Empfehlung für das Gymnasium bekommen hatte. So, nun sollte für die nächsten 9 Jahre das Eleonoren-Gymnasium meine Schule sein. Alles hat wirklich wunderbar angefangen, es ist auch alles wunderbar zu Ende gegangen ... relativ gesehen natürlich, schließlich habe ich dort mein Abitur gemacht, aber die Jahre dazwischen, da muss ich ehrlich sagen, waren zum Teil eine Qual. Wie vorhin schon erwähnt, Sport war noch nie meine größte Stärke und hat mich auch nie sonderlich interessiert. Aber da war ich ja eher die Ausnahme, alle anderen Jungs liebten Sport, und da kann man dann doch schnell ausgeschlossen werden, wenn man da nicht mitkommt. Vor allem, wenn der Sportlehrer selbst der Ringführer ist und jede Woche, in diesen grauenhaften zwei Stunden, sich über dich lustig macht, weil du vom Barren gefallen bist oder nicht über den Bock springen kannst. Ich muss ehrlich sagen, ich bekomme jetzt noch Gänsehaut, wenn ich darüber nachdenke. Es gab zwei Lehrer dort, die mir das Leben auf dem Gymnasium wirklich zur Hölle gemacht haben. Und die anderen Kinder sind mit auf den Wagen gesprungen. Klar, wenn der Lehrer ihnen schon ein Vorbild ist, warum sollen sie denn auch nicht weitermachen? Diese Mentalität hat mir die Lust an der Schule geraubt, und ich verlor mitunter das Interesse daran, was man dann auch an den

Noten sehen konnte. „Sport ist Mord“, da glaube ich noch heute daran. Viele kamen auf mich zu und behaupteten, die Lehrer mögen mich deswegen nicht, weil sie ausländerfeindlich sind oder Ähnliches. Aber ich möchte hier betonen, dass ich nie auch nur ansatzweise diesen Gedanken hatte. Nie hatte ich diese Vorstellung, dass mir jemand unfreundlich oder unhöflich gegenüber ist und das auf eventuelle Feindlichkeit zurückzuführen sei. Auch damals als Kind in der Schule nicht. In all den Jahren habe ich von keinem Lehrer auch nur einen Hauch von Feindlichkeit gespürt, ich war nicht anders als alle anderen Kinder. Wenn jemand genauso unsportlich war wie ich, bekam er auch die Ärgernisse zu spüren. Und da gab es zum Beispiel auch jemanden. Ich hatte vorhin gesagt, dass alle Jungs aus der Klasse Sport liebten. Nun ja, eine Ausnahme gab es, und die gemeinsame Nichtliebe zum Sport hat uns für immer als beste Freunde verbunden. Schon direkt zum Start in der 5. Klasse gab es zwei Sachen, die Kai und ich gemeinsam hatten. Wir mochten beide keinen Sport und unsere allererste Note war im Deutsch-Aufsatz eine Sechs. Wie vorhin erwähnt, schon meine erste Note in der Grundschule war eine Sechs und jetzt wiederholte sich das Ganze wieder. „Thema verfehlt“, hieß es unten in den Anmerkungen bei Kai und mir. 20 Jahre später, und wir regen uns manchmal immer noch über diese Lehrerin und die Note auf. Lustig, was einen so verbinden kann. Mit der allerersten Note bekamen meine Eltern gleich Sorgen, ob es doch ein Fehler war, mich auf das Gymnasium zu schicken, doch heute können sie voller Stolz sagen, dass sie alles richtig gemacht haben.

Vor allem wissen sie, dass ich alles selber geschafft habe. Meine Eltern können nur wenig Deutsch, sie konnten mir in Sachen Schule nur ihr Vertrauen und ihre Unterstützung entgegen bringen, aber helfen konnten sie mir bei den Aufgaben oder beim Lernen nicht. Ich hatte nie in meinem Leben Nachhilfe. Ich konnte nie nachvollziehen, warum ich im Deutschunterricht später viel besser war als Deutsche. Sie müssten doch alle eine Eins schreiben, dachte ich mir immer. Meine Noten waren im Endeffekt nicht immer die besten, doch ich kann voller Stolz behaupten, dass ich als ausländisches Kind mir alles selber erarbeitet habe und meinen schulischen Weg alleine gegangen bin, und da bin ich wirklich sehr stolz darauf. Im Sommer 2000 habe ich dann endlich mein Abitur bestanden, die Note lasse ich jetzt mal geheim, und schon wenige Monate später begann erst in der Universität Mannheim und dann - nach einem kurzen Aussetzer - in der Universität Mainz mein langjähriger Aufenthalt als erfolgreicher Student.

Leben in der türkischen Community

Mit der Zeit machte ich mir einen Namen in der türkischen Community als erfolgreicher Schüler und schon mit 14 oder 15 Jahren begann ich, Nachhilfe zu geben. Ich hatte in meinem Leben schon so viele Schüler, ich kann sie gar nicht mehr zählen. Doch zu wissen,

dass ich ihnen helfen konnte, erfüllt mich heute noch mit Stolz. Ein wichtiger Faktor, warum so viele ausländische Kinder Probleme mit der deutschen Sprache oder allgemein mit Schule haben, ist, wie ich finde, der wenige Umgang mit Deutschen. Ich habe mir jetzt nicht bewusst Deutsche als Freunde ausgesucht, das hat sich alles so ergeben. Aber es war das Beste, was mir passieren konnte, denn sprachlich und gedanklich hat es mich auf ein ganz anderes Level gebracht als vorher. Dass ausländische Kinder mehr mit Freunden ihrer Nation zusammen sind, keine deutschen Bücher lesen, vielleicht nicht mal deutsches Fernsehen schauen, das ist für sie alles von großem Nachteil. Ich weiß noch, wie toll es für mich war, als ich mich mit 10 in der Jugendbücherei angemeldet habe und dann viele Bücher entdeckt und gelesen habe, die mich heute vielleicht sogar noch begeistern. Dann muss ich noch ehrlich dazu sagen, ich war ein absolutes Fernsehkind. Ich kam von der Schule nach Hause und schaltete direkt den Fernseher ein und schaute bis zum Abend Zeichentrickfilme. Zeichentrickfilme sind bis heute meine Leidenschaft und viele sind überrascht davon, wenn sie das mitkriegen, aber diese Leidenschaft, die mich dazu brachte, mir deutsches Fernsehen anzuschauen, hat meiner Sprache immens geholfen. Auch wenn es nur Cartoons sind, wenn man viel Deutsch hört, lernt man auch automatisch Redewendungen, Sprichwörter, geflügelte Worte und noch vieles mehr. Deshalb würde ich allen ausländischen Kindern empfehlen, dass sie viel Deutsches lesen, aber auch fernsehen sollten. Meine Liebe zum Fernsehen hat mich nun nach Abschluss der Universität auch dazu gebracht, dass ich nun seit über einem Jahr erfolgreich bei einem türkischen Fernsehsender arbeite und ich muss sagen, ich liebe es. Es ist wohl eine tolle Sache, wenn jemand behaupten kann, dass er seine Arbeit liebt und jeden Tag froh und munter zur Arbeit geht. Ich tue es jedenfalls ...

Leben unter Deutschen

Noch bevor ich aufs Gymnasium kam, entschied meine Mutter, dass wir weg von der Hafestraße ziehen sollten. Aus heutiger Sicht ein wirklich weiser Entschluss meiner Mutter, obwohl ich damals überhaupt nicht begeistert davon war, weil alle meine Freunde noch dort wohnten und ich jetzt plötzlich mitten in der Innenstadt lebte. In meinem neuen Umfeld gab es kaum türkische Familien, und da ich auch der einzige Ausländer in meiner Schulklasse auf dem Gymnasium war, verlor ich mit der Zeit den Kontakt zu den Türken und alle meine neuen Freundschaften entwickelten sich mit Deutschen. Doch das war keinesfalls von Nachteil. Ich bin froh darüber, wie alles gekommen ist. Ungefähr 15 Jahre lang hatte ich außer bei meiner Familie und deren Freunden kaum noch Kontakt zu Türken. Türkische Freunde gleichen Alters hatte ich schon gar keine mehr, sondern nur noch Deutsche aus der Schule. Auch später auf der Universität oder im Privatleben war ich ständig unter Deutschen, weil ich mich zu jenem Zeitpunkt einfach am besten mit ihnen identifizieren konnte. Natürlich

alles innerhalb meiner Grenzen, die meine Nationalität oder mein Glauben mir setzten, aber das war nie ein Problem. Noch nie habe ich von all den Freunden gehört, warum ich denn nun kein Schweinefleisch esse, oder musste mich nie einem Gruppennutzen ergeben, wenn ich keinen Alkohol trinken wollte. Das sind für mich meine wahren Freunde. Freundschaften, die sich über die Jahre hinweg bis heute gehalten haben und mich auch stark in meinem Wesen beeinflusst haben. Ich möchte diese Gelegenheit hier gerne nutzen und mich ganz herzlich bei Kai, Natascha, Tina, Sebastian, Marcus, Jenny, Patrick, Susanne, Eva und Michael bedanken, dass sie schon seit vielen langen Jahren meine Freunde sind und immer für mich da waren. Ich hoffe, dass wir noch viele lange Jahre miteinander erleben werden.

Leben mit zwei Kulturen

Für viele Jahre war ich hin- und hergerissen zwischen Deutsch und Türkisch. Ich konnte mich weder auf der einen Seite noch auf der anderen vollständig wiedererkennen. Doch ich finde, ich habe immer sehr erfolgreich zwischen beiden Kulturen leben können. Ich bin sogar stolz darauf, dass ich mich zu beiden Seiten zugehörig fühle. Das ist für viele leider keine allzu große Selbstverständlichkeit, aber mir gefällt es so. Ich bringe von beiden Kulturen etwas mit, was manchmal auf der einen Seite nicht immer so verstanden wird, wie ich es vielleicht wollte, aber das ist kein Problem für mich. Ich habe mehrere Jahre für den Sinus Nachhilfeverein gearbeitet, und als dann von einem bedeutenden Wormser Politiker ein Zeitungsartikel über unseren Verein erscheinen sollte, hat er mich „das beste Beispiel für eine perfekte Integration“ genannt. Kann das denn wirklich besser kommen? Ich war so stolz darauf, anerkannt zu werden für etwas, wofür ich weder was lernen noch etwas machen sollte, sondern nur für das, was ich in Wirklichkeit bin.

Es gab nirgends einen großen Punkt in meinem Leben, wo es mir negativ auffiel, ein Ausländer in Deutschland zu sein. Klar, es ist nervig, nicht so frei reisen zu können wie Deutsche oder nicht wählen zu können, aber das waren nie Sachen, die mein Leben in irgendeiner Weise negativ beeinflusst hätten. Ein Ausländer wird man, wenn man sich wie ein Ausländer verhält, finde ich. Ich bin überall hin, habe mich zu allem angemeldet, habe getan was ich wollte. Nicht, weil es meine deutschen Freunde machten, sondern weil ich es machen wollte. Nur ein großes Tabu gab es immer vonseiten meiner Eltern für etwas, was meine deutschen Freunde ständig machten, und das war auswärtiges Übernachten an Wochenenden. Ständig trafen sich Freunde von mir an Wochenenden, machten Partys, hatten Spaß und blieben dann auch dort über Nacht, aber mir erlaubten das meine Eltern nicht bis zu einem gewissen Alter. Damals fand ich das natürlich toll, aber heutzutage sehe ich es einfach als etwas, was es in der türkischen Kultur einfach so nicht gibt, von daher würde ich heute wahrscheinlich genauso handeln wie sie.

Leben in Worms

Schon seit über 30 Jahren lebe ich in Worms. Worms ist meine Heimat und ich liebe sie. Ich muss wirklich voller Stolz sagen, dass ich mich in unserer Stadt nie als Ausländer gefühlt habe. Nie bin ich Extremfällen oder Feindlichkeiten begegnet, und ich hoffe, das bleibt auch in Zukunft so. Auch außerhalb von Worms oder in anderen Institutionen bin ich nie irgendwelchen Problemen begegnet und habe dann daraus geschlossen, dass das jetzt so passiert ist, weil ich ein Ausländer bin. Das ist einfach nicht meine Denkweise. Und würde so etwas passieren, bin ich hoffentlich schlau genug, um dem erfolgreich entgegenwirken zu können. Ich bin zwar noch Türke, aber schon seit Jahren plane ich, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen. Schließlich lebe ich mein Leben hier und will hier auch weiterleben, und da wird es auch Zeit, das Ganze mal offiziell zu machen. Da ich bis vor kurzem noch Student war, konnte ich mir leider noch nie so richtig die Ausgaben dafür leisten. Wäre doch vielleicht eine tolle Sache, wenn ich ausgerechnet mit dem Obolus, den ich für diesen Text hier erhalte, mir endlich die deutsche Staatsbürgerschaft hole ...

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Normier Lebenswirklichkeiten

Omer Bozkaya: 132
Gemeinsam-Werte finden

Lea Faal: 140
Aramäisches und Deutsches als Symbiose

Anonymus: 148
Integriert in Deutschland?

Hakan Varslı: 154
Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgür Gökce: 164
Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178
Mein deutsches Abenteuer
Eine Inderin in Berlin

Suzanne Granfar: 194
„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Haiti

Susan Kruger: 210
Ich bleibe eine Person

Ayuk Aber: 214
Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Fremdes und Eigenes

Persönliche Lebensentwürfe

Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Was bedeuten „Assimilation, Integration und Diskriminierung“? Bin ich assimiliert, integriert oder werde/wurde ich diskriminiert?

In der Soziologie wird *Assimilation* definiert als die Verschmelzung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen miteinander auf kultureller, struktureller, sozialer und emotionaler Ebene.¹ Assimilation beinhaltet unter anderem die Übernahme und das Beherrschen der Sprache, das Kennen und Umsetzen von Bräuchen und Sitten, die Teilhabe am beruflichem Leben und die Kommunikation mit den Einheimischen. Bei der Reflexion meiner gesellschaftlichen Sozialisation kann ich sagen:

Ja, ich bin assimiliert!

Auf allen Ebenen unterscheidet mich nichts von dem Verhalten und Handeln der Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Bedeutet Assimilation aber die Aufgabe meiner (Herkunfts-) Kultur und meiner Religion, wie teilweise populistisch durch einige Gruppierungen gefordert, kann ich sagen:

Nein, ich bin nicht assimiliert und möchte es auch nicht sein!

Der Begriff *Integration* wird nach meiner Auffassung zu inflationär genutzt und teilweise auch der Assimilation gleichgesetzt, obwohl zwischen beiden ein entscheidender Unterschied besteht. Die Integration sieht die Beibehaltung der kulturellen Identität vor. Weiterhin bedeutet die Integration Annäherung, Kommunikation und das Finden von Gemeinsamkeiten und Unterschieden beider Gruppierungen. Hier kann ich von mir behaupten:

Ja, ich bin (voll) integriert!

Betrachtet man *Diskriminierung*² unter dem sozialen Aspekt, also eine gruppen- bzw. personenspezifische Benachteiligung, z.B. auf dem Bildungsweg oder der Positionierung auf dem Arbeitsmarkt bzw. allgemein bei der gesellschaftlichen Teilhabe, könnte ich subjektiv Beispiele aufzählen, welche ich persönlich als Diskriminierung empfunden habe. Daraus resultierend zu sagen:

Ja, ich werde oder Nein, ich werde nicht diskriminiert,

wäre ein subjektives Empfinden und würde nicht ganz stimmen. Diskriminierung gibt es in vielen verschiedenen Formen. Es gibt Diskriminierung, die gravierende Folgen für den eigenen Lebensweg haben kann. Daneben sind die vielen (kleinen und großen) Alltagsdiskriminierungen gegenüber Migranten nicht zu ignorieren.

Im Folgenden möchte ich anhand der oben genannten Punkte meine persönliche, familiäre und gesamtgesellschaftliche Sozialsituation abbilden. Hierbei wird der Schwerpunkt auf die Bereiche kulturelle Identität, Bildung und Erziehung und Alltagsdiskriminierung gelegt.

Kulturelle Identität

Als Kind eines Gastarbeiters sind mir die Debatten und die Diskussionen um Assimilation, Integration und Diskriminierung erst in den letzten Jahren bewusst geworden. In den 80ern und 90ern, also in meiner Kindheit und Jugendzeit, wussten wir zwar, dass wir etwas *anders* sind als die deutschen Kinder, jedoch war das Anderssein zu keinem Zeitpunkt ein brisantes Thema. Nach der Schule hat man sich gemeinsam zum Fußballspielen getroffen und die Mannschaften nach den Farben der T-Shirts zwecks Unterscheidung aufgeteilt und nicht nach Nationalität. In der kleinen Gemeinde im Sauerland „Nachrodt-Wiblingwerde“ (ca. 5000 Einwohner), wo ich meine Kindheit verbracht habe, gab es auch kaum Gesprächsanlass dazu, da viele unserer Nachbarn (Deutsche, Türken, Griechen, Spanier, Portugiesen und Italiener) gleichzeitig Arbeitskollegen von meinem Vater waren und wir damit ein großes Ganzes ergaben. Die „Nachrodter“ eben.

Identitätsprobleme – Nachteile von zwei kulturellen Wurzeln

In den langen Sommerferien im Heimatdorf meiner Eltern (Gökdere/Türkei) wurde ich immer wieder als „Almanci =Deuschländer“ gerufen. Aber ich sah doch genauso aus wie die und teilweise waren es meine Cousins, Onkels oder Tanten, also Blutsverwandte. Warum wurde ich so gerufen, konnten die sich etwa meinen Namen nicht merken? Teilweise machten sie sich auch lustig über meine türkische Aussprache. Meine Eltern haben stets darauf geachtet, dass wir zweisprachig aufwachsen. Die „Amtssprache“ zu Hause war aber Türkisch. Anscheinend waren meine Sprachkenntnisse aber nicht türkisch genug für die Türkei. Ein besonders bitteres Erlebnis in der Türkei war es, ein Eis zu bestellen. Das Wort Eis assoziierte ich immer mit Kaltem und Leckerem –egal wo auf der Welt. Auf die Idee zu kommen, dass es auf Türkisch *Dondurma* heißt, kam ich zu dem Zeitpunkt nicht. So konnte mich der Verkäufer nicht verstehen und deutete meine Gestik (Lutschbewegungen) anders und gab mir dafür einen Lolli.

In Deutschland zurück wurde ich von meinem Lehrer gefragt, wie es in der Heimat gewesen ist und was wir alles erlebt haben. Heimat? Ich dachte immer, das wäre Nachrodt-Wiblingwerde! Unsere Wohnung in der Ebertstrasse, meine Freunde, unsere Schule, unser Bolzplatz – ich dachte all das wäre meine Heimat. Anscheinend nicht!

Beispiel für die Balance zwischen zwei Kulturen:

Morgens mit türkischem Frühstück und türkischer Verabschiedung aus dem Haus – 1. Stunde: Religionsunterricht evangelisch (Thema: die Wiedergeburt Christi) – mittags: muttersprachlicher Unterricht – nachmittags: Training im deutschen Fußballverein – spätnachmittags: Koranunterricht in die Moschee – abends: zuhause mit Mama entweder auf ARD oder ZDF (bis auf WDR gab es keine weiteren Sender) ‚Dallas‘ mit Jr. Ewing oder ‚Denver-Clan‘ mit den Colbys und Carringtons anschauen.

In der Kindheit machte man sich keine großen Gedanken über diese Umstände. Es war so vorgegeben. Je älter ich wurde, entwickelte sich das Bewusstsein, zwischen zwei Kulturen hin und her zu pendeln und eigentlich zu keiner richtig dazuzugehören. Dieses Gefühl hat mich viele Jahre begleitet. Auch vielen anderen Jugendlichen in meiner Generation erging es ähnlich. Man war –bewusst oder auch unbewusst– auf der Suche nach der Identität, nach einem Zugehörigkeitsgefühl. Für viele junge Menschen mit Migrationshintergrund war und ist die Balance zwischen zwei Kulturen nicht immer tragbar. Das Gefühl, sich zu teilen und nirgendwo hinzugehören, wird als Ohnmacht erlebt. Die größte Gefahr dabei ist, dass die hiesige Gesellschaft diese jungen Menschen verliert. Mit „verliert“ meine ich auch, dass diese Jugendlichen auch „leichte Beute“ für extremistische Gruppierungen sein können bzw. sind. Die Gruppierungen sollten aufgrund der aktuellen Diskussion nicht nur auf islamistische Fundamentalisten reduziert werden. Zu meiner Jugendzeit waren „Anwerber“ unterwegs, die Jugendliche durch Lesungen, Freizeitaktivitäten und gruppendynamische Angebote in bestimmte Kreise gelockt haben. Hier wurde türkisch nationalistisches Gedankengut vermittelt. Das türkische WIR-Gefühl gab vielen dieser Jugendlichen den Halt, den sie bis dato vermisst hatten. *„Du bist nicht irgendjemand, du bist ein Türke ...“*, hieß die Parole. Das persönliche Bemühen, diesem Prozess innerhalb des eigenen Freundeskreises durch Gespräche und Aufklärung entgegenzuwirken, scheiterte kläglich. Das Aufzeigen der Gefahren von nationalistischem Gedankengut endete oftmals mit dem Satz *„...was bist du denn für ein Türke?“* Der vermeintliche Zusammenhalt und das Zugehörigkeitsgefühl innerhalb der Gruppe drückten sich leider auch immer wieder in kriminellen Handlungen aus, sodass einige meiner ehemaligen Freunde auch mit dem Gesetz in Konflikt gerieten.

Benachteiligungen sowie Diskriminierungen durch die Mehrheitsgesellschaft, auf die ich in den kommenden Abschnitten näher eingehen werde, wurden relativ schnell und teilweise unberechtigt als Grund für die „Abkapselung“ angegeben. Die „Opferrolle“ wurde zu schnell eingenommen und diente als Entschuldigung für die eigene Hilflosigkeit. Dass meine persönlichen Erlebnisse aus den 80er und 90er Jahren heute noch in verstärkter Form zu beobachten sind, stimmt mich bedenklich. Warum haben wir es als Gesellschaft (unabhängig, ob Mehrheits- oder Minderheitsgesellschaft) nicht geschafft, diesen Prozess aufzuhalten? Welche Instrumente hätten greifen müssen, damit wir diese Jugendlichen nicht in eine Parallelwelt hineindrängen bzw. sie verlieren? Meine Erfahrungen und Ausführungen zeigen, dass die Suche nach der kulturellen Identität zu einer Last werden und Gefahren mit sich bringen kann.

Ohne konkrete Zahlen vorweisen zu können, behaupte ich, dass die oben beschriebenen Jugendlichen nicht die Mehrheit bilden. Der Großteil meiner Generation hat für sich einen Weg gefunden, die kulturelle Vielfalt als Vorteil zu sehen und sie positiv für sich zu nutzen. Welches diese Vorteile sind, möchte ich im Folgenden an meiner Biografie aufzeigen.

Vorteile mit zwei kulturellen Wurzeln

Während des Abiturs und des Studiums hat sich ein Sinneswandel bei mir ergeben. Die Suche nach *der* kulturellen Identität endete in der Sackgasse. Trotz höchstem Bemühen für die eine bzw. die andere Seite habe ich erkennen müssen, dass keine der beiden Kulturen für sich alleine *meine* eigentliche Kultur war. Ich bin nicht mehr Deutscher und weniger Türke. Ich bin aber auch nicht mehr Türke und weniger Deutscher. Also lebte ich in einer bikulturellen Welt und zog für mich persönlich die Vorteile daraus. Die Frage war immer, welchen Mehrwert habe ich durch meine Mehrkulturalität? Der Mehrwert war sicherlich die Entwicklung besonderer persönlicher, sozialer und interkultureller Kompetenzen, die es mir ermöglichten, in beiden Kulturen, der deutschen und der türkischen, handlungsfähig zu sein und mich anzupassen. So konnte ich auf meinem Lebensweg situativ und flexibel Kompetenzen anwenden, die der Situation angepasst waren. Sei es auf türkischen Hochzeiten, in der Moschee beim Freitagsgebet oder im Umgang mit den Verwandten, türkischen Bekannten und Freunden überwiegt selbstverständlich meine türkische Kultur. Dort hat sich ein Automatismus entwickelt. Es ist kein krampfhaftes Bemühen „türkisch“ zu wirken oder zu sein. Da ich mit den Sitten und Gebräuchen dieser Kultur praktisch groß geworden bin, bewege ich mich auf sicherem Terrain. Genauso sicher bewege ich mich aber in der deutschen Gesellschaft. Durch meine langjährigen sportlichen Aktivitäten in ausschließlich deutschen Vereinen gehörten gesellige Stunden in der Fußballkabine genauso dazu, wie die vielen Veranstaltungen, bei denen ich selbstverständlich immer „gesetzt“ war. Rosenmontag inklusive Verkleidung, Weiberfastnacht, Vatertag mit dem Bollerwagen durch die Stadt und natürlich diverse Weihnachtsfeiern waren und sind weiterhin prägende und schöne Erlebnisse mit meinen deutschen Freunden und Bekannten, die ich nicht missen möchte.

Durch meinen sicheren Auftritt in beiden Kulturen werde ich bei meinen jeweiligen Gesprächspartnern auch dementsprechend wahrgenommen. Hierbei ist es nicht erforderlich, dass man sich besonders bemühen oder anstrengen muss, damit man sich in der jeweiligen Kultur zurecht findet. Die gesellschaftliche Teilhabe in beiden Kulturen ist einfach für mich und erfordert kein Verstellen oder Verbiegen. Manchmal sind meine deutschen Gesprächspartner ein wenig verblüfft, wenn ich ihnen die Besonderheiten des deutschen Bildungssystems aufzeige oder anlassbezogen Goethe zitiere. Sehr oft höre ich dann: „...*Mensch, das wissen viele Deutsche noch nicht einmal*“ oder „...*aber woher wissen Sie das, Sie sind doch kein Deutscher ...*“.

Das Zitieren von Goethe ist sicherlich nicht die Besonderheit der kulturellen Vielfalt, mit der ich aufgewachsen bin. Vielmehr ist es die Sensibilisierung für die Besonderheiten der jeweiligen Kultur, der Religion und der Sitten und Gebräuche. Diese kann auch nur dann erlangt werden, wenn man sich damit beschäftigt und die Bereitschaft zu Akzeptanz und Toleranz vorhanden ist. Ganz selbstverständlich werden wir von unseren Bekannten zu Kon-

firmationen bzw. zur Kommunion der Kinder in die Kirche eingeladen. Dieser Einladung nachzugehen und in der Kirche den Worten des Pfarrers oder des Pastors zu folgen, versteht sich für mich von selbst. Auch wenn unterschiedliche religiöse Zugehörigkeit vorherrscht, sind solche Anlässe immer wieder lehrreich und geben mir die Chance, meinen persönlichen Horizont zu erweitern. Die Religion begreife ich als einen der wichtigsten Faktoren der kulturellen Identität. Die türkischen Migranten unterscheiden sich von den anderen Migranten gerade dadurch, dass sie einer anderen Religion zugehören und nicht der der Mehrheitsgesellschaft. Bedingt dadurch finde ich es wichtig, dass man etwas über die Religion des anderen weiß und versucht, diese kennenzulernen. Das bedeutet nicht, dass man seinen eigenen Glauben aufgeben muss. Ein Mitreden und Verstehen ist aus meiner Sicht aber nur dann möglich, wenn man sich auch auf diesem Gebiet ein gewisses Wissen aneignet. Gleichwohl verlange ich den gleichen Respekt gegenüber meiner Religion und meiner Kultur. Sicherlich gibt es verschiedene Meinungen, Einstellungen und Weltansichten. Die Kunst liegt meiner Meinung nach darin, dieses auf sachlicher Ebene und im Optimum mit fundiertem Wissen auszudiskutieren. Wenn mich jedoch mein deutscher (vielleicht genauer: dem christlichem Glauben zugehöriger) Gesprächspartner alle Jahre wieder fragt, ob ich als Moslem auch Weihnachten feiere, bin ich oftmals mehr als erstaunt. Das Erstaunen setzt sich fort, wenn man mir noch erklärt, dass Weihnachten doch zu der deutschen Kultur gehört und man es doch feiern kann, da man ja in Deutschland lebt. Diese Frage, die alljährlich immer wieder gestellt wird, zeigt mir a) Dieser Mensch kennt höchstwahrscheinlich seine eigene Religion nicht –also dass an Weihnachten die Geburt Jesu Christi gefeiert wird und resultierend daraus, b) dass er sich nicht mit meiner Religion beschäftigt hat, obwohl der Islam medial ein Dauerthema ist.

Die Zweisprachigkeit ist sicherlich einer der größten Vorteile. Zwar ist die Gefahr sehr groß für Nachbarn, Freunde und Verwandte öfter mal Übersetzungsarbeiten zu tätigen oder sich durch das Beamtendeutsch durchzukämpfen, jedoch habe ich auch diese Arbeiten als Anerkennung empfunden. Die Dankbarkeit der Menschen entschädigt nämlich für vieles. Auch heute kommen immer wieder Anfragen bzgl. Unterstützung bei der Erstellung von Bewerbungsunterlagen oder Schreiben an Schulbehörden bzw. Ämter. Beide Sprachen, also Türkisch und Deutsch, zu erlernen, war kein bewusster Vorgang. Es war mehr ein unbewusster Prozess. Wie oben bereits beschrieben, haben meine Eltern zu Hause viel Wert darauf gelegt, dass wir die Muttersprache beherrschen, so wurde fast ausschließlich Türkisch gesprochen. Unter den Geschwistern wurde zu Hause aber auch oft Deutsch gesprochen. Gleichzeitig haben unsere Eltern sehr früh erkannt, dass wir die deutsche Sprache mindestens genauso, wenn nicht sogar besser lernen müssen.

Da mein Alltag geprägt war mit Schule, Freizeit und Lernen, war die deutsche Sprache immer präsent. Wenn Deutsche zwei „*Deutsch-Türkisch-Sprachigen*“ zuhören, verstehen sie

oft das Thema. Woran das liegt? Beispiel aus einem Gespräch zwischen Türken: ...*dün maca baktım. Schalke cok güzel oynadı. Raul super Tor attı. Ama ikinci gol Absents'di. Schiedsrichter ama görmedi, Blindfisch!* Dass sich diese deutsch-türkische Kombination etwas komisch anhört, ist mir bewusst, wird jedoch viel angewendet, auch von mir. Türkisch wird bei vielen Deutschen nicht als eine reiche Kultursprache, wie z.B. Englisch, Spanisch oder Chinesisch, sondern als eine „grobe“ Sprache angesehen. Durch die angestoßene Debatte von Sarrazin wird die türkische Sprache sogar in die Ecke der Ungebildeten gedrängt. Sicherlich stand ich damals genauso wie die türkischstämmigen Kinder von heute vor der Gefahr, dass die zwei Sprachen zwar in unserem Alltag und Leben eine große Rolle spielen, wir aber beide nicht richtig lernen. Ähnlich wie bei der kulturellen Identität ist es auch hier ein Hin und Her. Die Kinder sind weder in der einen, noch in der anderen richtig zu Hause. Das Türkische ist manchmal nur eine Sprache, die ausschließlich in der Familie und im Freundeskreis gesprochen wird und außerdem in der deutschen Öffentlichkeit teilweise als unerwünscht gilt. Das zeigen auch Absichten von Pädagogen und Schulaufsichtsbehörden, die in den Pausenhöfen der Schulen die türkische Sprache untersagen wollen bzw. bereits untersagt haben. Wissenschaftliche Ergebnisse zeigen, dass viele türkische Kinder Deutsch relativ spät lernen. Das deckt sich aber mit meinen Ausführungen, wonach sie sich weder türkisch noch deutsch fühlen. Der Streit um Entweder-Oder, um Zuerst oder Zuletzt führt nirgendwohin. Es muss vielmehr darüber gestritten werden, wie Deutschtürken beide Sprachen gleichberechtigt als ihre wahrnehmen und beide richtig lernen können. Verschiedene Förderprogramme sind vorhanden, um die deutsche Sprache richtig zu lernen. Diese fangen sehr früh im Kindergarten mit drei Jahren an (Delphintest)³ und gehen hin zu verpflichtenden Sprachkursen für arbeitslose Migranten oder Migranten mit befristeten Aufenthaltsgenehmigungen. Inwieweit diese effektiv sind, bleibt offen. Bei allen Angeboten ist es natürlich Grundvoraussetzung, dass eine Bereitschaft und der Wille zum Erlernen der Sprache vorhanden sein müssen. Bei den sprachlichen Fördermöglichkeiten bzw. dem Verlangen, dass jeder umfassend Deutsch sprechen soll, ist eine differenzierte Betrachtung notwendig.

Meinem Vater oder meiner Mutter, also der ersten Generation, die sich bereits im Rentenalter befinden, werden Sprachprogramme wenig bringen. Als sie nach Deutschland gekommen sind, hat keiner von ihnen verlangt, dass sie Deutsch lernen. Es waren Gastarbeiter, die nach einer gewissen Zeit wieder in ihre Heimat zurückkehren sollten. Es bestand damals keine Notwendigkeit, die deutsche Sprache zu lernen. Darüber waren sich damals alle einig. Und heute? Heute brauchen meine Eltern nicht mehr den Akkusativ oder den Dativ zu lernen. Seit knapp 40 Jahren haben sie ein Alltagsdeutsch entwickelt, das ihnen zur Deckung der Grundbedürfnisse reicht. Sie gehen selbständig zum Arzt oder klären ihre Angelegenheiten mit den Ämtern zum größten Teil alleine und selbstständig, obwohl sie keinen Deutschkurs besucht haben. Ein wichtiger Grund dafür ist sicherlich die Alternativlosigkeit in den

70er und 80er Jahren. Zum Einkaufen *mussten* sie einen deutschen Supermarkt aufsuchen und dort in deutscher Sprache, teilweise mit Händen und Füßen gestikulierend, einkaufen. Bei Krankheiten *mussten* sie einen deutschen Arzt aufsuchen und dort ihre Beschwerden mitteilen. In fremden Städten *mussten* sie auf Deutsch nach der Adresse fragen, um an ihr Ziel zu kommen.

Und wenn sie mal Fernsehen wollten, *mussten* sie sich deutsche Programme (ARD, ZDF und WDR) anschauen. Aus den ihnen bekannten Wörtern haben sie das Thema und den Sinn erschlossen.

Heute gibt es an jeder Ecke einen türkischen Supermarkt, wo nicht nur eingekauft wird. Vielmehr wird er auch zur Kontaktpflege genutzt. Hier ein Smalltalk dort ein Smalltalk. Nicht, weil das nicht ausreichen würde, haben türkische „fliegende“ Händler einen Geschäftssinn entwickelt und fahren mit ihren Transportern und LKWs vollgepackt mit Lebensmitteln direkt in die „Türkenstraßen“ und verkaufen ihre Produkte. Das Szenarium in den Straßen lässt den türkischen Basar nicht missen. Es wird gehandelt und diskutiert in einer Lautstärke, die den typischen deutschen Marktschreier absolut in den Schatten stellen würde. Besonders interessant ist die Tatsache, dass sich immer mehr Deutsche in diesen Trubel einbinden und beim „Handeln“ nicht schlechter sind als die Türken.

Auch beim Thema Krankheiten braucht der Türke nicht lange suchen. Die „Gelben Seiten“ sind voll mit türkischen Ärzten. In jeder (Groß-)Stadt sind mindestens ein bis zwei Allgemeinmediziner mit türkischen Wurzeln. Auch die anderen Fachbereiche (Chirurgie, Psychologie, Gynäkologie etc.) sind gut besetzt. Nach der Frage, warum gerade der Arzt aufgesucht wurde, erhalte ich die Antwort: „...*dem kann ich meine Beschwerden erklären. Er versteht mich*“. Als ob ein türkischer Arzt einen grippalen Infekt anders deuten würde als ein deutscher Arzt. Nein, es ist die Bequemlichkeit. Es hat doch früher auch geklappt. Auf der anderen Seite finde ich es natürlich sehr gut, dass viele Menschen mit türkischen Wurzeln einen akademischen Hintergrund haben.

Dank Navigationssystemen, die mittlerweile auch in türkischer Sprachsteuerung erhältlich sind, ist es auch nicht mehr nötig, rechts anzuhalten und einen Passanten nach einer Anschrift zu fragen. Aber auch wenn man anhält, wird Ausschau gehalten nach dem „türkischen Passanten“, der den Weg erklären könnte.

Durch die digitale Übertragung mit Satellitenschüssel kann der türkische Haushalt in Deutschland an die 300 (!!) Sender empfangen. Über Serienkanäle bis hin zu Politkanälen ist alles vorhanden. Allein das „Durchzappen“ würde Stunden dauern. Es gibt sogar einen eignen Hochzeitskanal „Dügün TV“. Dort können sich Brautpaare anmelden und gegen eine Gebühr wird ihre Hochzeit europaweit übertragen. Da können „Deutschland sucht den Superstar“ auf RTL oder „Feste der Volksmusik“ auf ARD nicht mithalten. Wenn meine Eltern oder Schwiegereltern mir etwas erzählen, muss ich genau hinhören, ob die gerade

erzählte Geschichte real oder ein Auszug von deren türkischen Lieblingsserien ist. Teilweise wird der Tagesablauf auf die Sendezeit der Serien abgestimmt. „*Wir gehen kurz einkaufen, bevor die Serie anfängt*“ oder „...wartet *mit dem Essen, es läuft noch die Serie.*“ Früher hat sich meine Mutter zumindest die Wettervorschau auf Deutsch angeschaut, damit sie dementsprechend entscheiden konnte, ob sie die Wäsche draußen aufhängen kann. Im Zeitalter von Trocknern braucht sie auch keine Wettervorschau mehr.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass Migranten in Deutschland ohne deutsche Sprachkenntnisse ihren Alltag sehr wohl bestreiten könnten. Jedoch entziehen sie sich dadurch jeglicher Teilhabe an der gesellschaftlichen Sozialisation. So ist die deutsche Sprache eine Grundvoraussetzung, um an der Arbeitswelt partizipieren zu können. Die Positionierung auf dem Arbeitsmarkt ist wiederum für junge Menschen von enormer Wichtigkeit, damit sie nicht in einer Parallelgesellschaft strukturlos herumirren. Daher ist das Erlernen der deutschen Sprache vorrangig und alternativlos!

Nicht nur in meinem privaten Umfeld sind die Vorteile der Mehrkulturalität überwiegend. Auch in meinem Berufsleben ergeben sich immer wieder Situationen, wo ich bei mir vorhandene interkulturelle Kompetenzen zielorientiert einsetzen kann. Seit 2005 arbeite ich als Führungskraft für die Euro-Schulen-Organisation (ESO).⁴ Die ESO ist mit über 100 Mitgliedseinrichtungen und mehr als 1.000 Bildungs- und Integrationskonzepten einer der größten Zusammenschlüsse privater Bildungsträger in Deutschland. Die Angebote sind aufgliedert in die Bereiche Internationale Studienprogramme, Berufsausbildung, Jugend und Beruf, Vorschule und Schule, Personaldienstleistungen, Fort- und Weiterbildung sowie Bildungsnahe Dienstleistungen. Neben den Business Schools und den staatlich anerkannten Hochschulen in Deutschland zählen weitere Hochschulen und allgemeinbildende Schulen im europäischen Ausland zu der Organisation.

Seit den Gründungsjahren durch Herrn Pierre Semidei engagiert sich die ESO im Bereich der Integration von Zuwanderern. Von Beginn an gehörte diese Aufgabe zu einem der Schwerpunktthemen von ESO, Menschen mit Migrationshintergrund in den Phasen der Einreise, des Ankommens, beim Erlernen der Sprache und aller Informationen zur Bewältigung des Lebens in Deutschland ebenso intensiv zu unterstützen wie bei der Anerkennung bereits vorhandener Abschlüsse, der beruflichen Weiterqualifizierung und schließlich ihrer beruflichen und gesellschaftlichen Integration.

In der Funktion als Schulleiter von Bildungseinrichtungen im mittleren Ruhrgebiet und seit 2009 im Märkischem Kreis (Iserlohn)⁵ konnte ich dieses oben genannte Schwerpunktthema der ESO mit begleiten und teilweise mit gestalten. Gemeinsam mit dem Geschäftsführer der ESO, Herrn Wolfgang Gärthe, sowie dem Produktmanager, Herrn Stefan Brummund, zuständig für das Ressort Jugend und Zuwanderer, versuchen wir kontinuierlich an dieser Thematik auf bundesweiter Ebene zu arbeiten. Hierbei versuche ich, aufgrund meiner

kulturellen Erfahrungen und der vorhandenen Sprachkenntnisse die Zugänge zu türkischen Communities zu schaffen. Es fällt mir natürlich leichter, in den Gesprächen mit türkischen Gesprächspartnern bestimmte Dinge nachzuvollziehen, als es eventuell einem Deutschen gelingen würde. Fast täglich muss ich diese Wanderung durch die Kulturen bestreiten. So kommt es sehr oft vor, dass Eltern von türkischen Schülern nicht mit unseren Lehrkräften oder Sozialpädagogen über die Situation der Tochter oder des Sohnes sprechen möchten, sondern gezielt nach mir fragen, obwohl meine Kollegen und Kolleginnen fachlich hervorragend ausgebildet sind und viel mehr und konkreter zum Lernstand des Schülers sagen könnten.

Bildung und Erziehung

Aus dem Integrationsbericht der Bundesregierung⁶ aus 2009 ging hervor, dass Zuwanderer der ersten Generation, also die meiner Eltern, in vielen Bereichen schlechter abschneiden als der Durchschnitt der Bevölkerung. Erst ihre Kinder werden es besser haben, heißt es weiter. Hierbei werden insbesondere der zweiten Generation, also meiner Generation, die besten Chancen auf einen gesellschaftlichen Aufstieg bescheinigt.

Insbesondere im Bildungsbereich ist eine Diskrepanz zwischen Türken und Deutschen zu beobachten. Hier sehen die Experten erheblichen Handlungsbedarf – und zwar schon ab dem frühen Kindesalter. Denn dem Bericht zufolge besuchten im Jahr 2007 mit 73,5 Prozent deutlich weniger Migrantenkinder im Alter von drei bis sechs Jahren den Kindergarten als Kinder in der Gesamtbevölkerung (88,7 Prozent). Der Bericht verweist in dem Zusammenhang auf Bundesländer, in denen der kostenfreie Besuch von Kindertagesstätten möglich ist. Im Saarland etwa schickten deutlich mehr Eltern ihre Kinder in die Einrichtungen. Um die Sprachkenntnisse der Kinder zu verbessern, müssten zudem die Eltern diese unbedingt fördern. Aber wie soll das gehen, wenn teilweise beide Elternteile selbst der deutschen Sprache nicht bzw. nur teilweise mächtig sind? Aus meiner Zeit weiß ich nur zu gut, dass mein Vater beispielsweise mir die Matheaufgabe rein vom Rechenweg (Division oder Multiplikation) erklären konnte, aber die vorausgegangene Textaufgabe, aus dem der Rechenweg resultierte, nicht nachvollziehen konnte, weil er diese vom sprachlichen Inhalt nicht verstand. Und hier sei erneut angemerkt, dass meine Eltern zu den Engagierten gehörten und der deutschen Sprache zumindest teilweise mächtig sind.

Die aktuelle Diskussion um die Einheitsschule wurde wieder medienträchtig aus den Schubladen rausgezogen. Dieser Missstand mit den Hauptschulen ist nicht von gestern. Nach der Debatte um die Rütli-Schule in Berlin (Gemeinschaftsschule in Berlin-Neukölln, welche durch gewalttätige Migrantenkinder durch die Medien ging) wird dieses Thema immer wieder gern und teilweise populistisch durch die Lande getragen. Bereits zu meiner Zeit,

Mitte der 80er, war es fast selbstverständlich, dass die Türken zur Hauptschule gehen. So war ich etwas irritiert, als nach der 4. Klasse, also dem Übergang von der Grundschule zur Sekundarschule, viele meiner deutschen Freunde nach den Sommerferien nicht mit uns auf der neuen Schule – der Hauptschule – waren. **Gut nur, dass alle meine türkischen Freunde da waren!** Was war passiert und warum waren meine deutschen Freunde nicht mehr da? Mit dieser Frage habe ich mich zum damaligen Zeitpunkt kaum beschäftigt.

Hauptsache Ramazan, Erdal, Ergün, Sükrettin, Deniz, Sevgi, Sengül, Ibrahim, Ismail und seine Schwester Ayse, Sibel, Zühal, Ali, Nuri und die anderen türkischen Kinder waren in meiner Klasse. Ah ja, Thorsten und Michael waren auch da! Nachher hat man uns erzählt, dass die Hauptschule für Kinder gedacht ist, die eine Ausbildung machen werden oder arbeiten wollen, wie der Vater. Na ja, sei's drum. In der Grundschule hatte mir meine Klassenlehrerin noch gesagt, dass ich zu den Klassenbesten gehöre. Vielleicht habe ich es auch nur falsch verstanden bzw. meine Eltern, die zu den wenigen zählten, die zum Elternsprechtag gingen. Relativ schnell haben die Lehrer gesehen und erkannt, dass mein Schulkamerad E. und ich gute bis sehr gute Leistungen bringen, insbesondere in den Hauptfächern (Deutsch, Mathe, Englisch). Dies ermunterte unsere Eltern, uns auf die Realschule zu schicken. Dies setzte aber ein Gespräch mit dem damaligen Schuldirektor der Hauptschule und eine von ihm ausgesprochene Empfehlung voraus. Das Gespräch war der blanke Horror. Eingekegelt zwischen dem Rektor und dem Konrektor wurden wir beiden 12-Jährigen in Abwesenheit unserer Eltern regelrecht „abgebürstet“. Wie wir denn auf die Idee kämen, auf eine andere Schule gehen zu wollen. Wir sollten den „Ball mal flach halten“ und abwarten, was die nächsten Jahre so bringen. Auf die guten Noten aus der fünften und sechsten Klasse dürften wir uns nicht verlassen. Wie begossene Pudel sind wir aus diesem Zimmer rausgegangen.

In der türkischen Gesellschaft sind Lehrer Respektpersonen und haben einen sehr hohen Stellenwert. Die Meinung des Lehrers ist immer wichtig und richtig. Wahrscheinlich war das der Grund, warum unsere Eltern fast wortlos diese Situation akzeptiert haben. Also sind mein Freund E. und ich brav weiter zur Hauptschule gegangen. Dann auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur gemacht und dann studiert. Mein Freund E. ist jetzt „Head of Production (Technology Center-Vorfertigung)“ bei einem großen Konzern und Anwärter auf eine Werksleitung in Süddeutschland. Schon damals war diese Schule aufgrund sinkender Schülerzahlen auf der Streichliste der Kommune. So wurde um jeden Schüler „gekämpft“. Das war natürlich in unserem Falle relativ einfach. Keine Gegenwehr – kein Protest. Die pädagogische Sinnhaftigkeit dieser Methoden ist natürlich sehr bedenklich. Im Fall meiner Frau, die nur ca. 10 km weiter weg in einer anderen Stadt wohnte, stellte es sich ganz anders dar. Da hatte die Stadt offensichtlich keine Probleme mit den sinkenden Schülerzahlen für die Hauptschule oder es gab dort engagierte Pädagogen. Auf Wunsch ihrer Eltern und der entsprechenden Empfehlung ihrer Lehrer besuchte sie das Gymnasium und machte dort ihr

Abitur, wie jeder andere gute deutsche Schüler. Am Beispiel meiner Frau zeigt sich, dass die Benachteiligung von Migrantenkindern nicht der Regelfall ist.

Im März 2011 (!!) hat mich meine Vergangenheit aber wieder eingeholt. Ein türkischer Bekannter rief mich an und bat um Unterstützung, da seine Tochter trotz guter Leistungen nicht auf die Realschule gehen dürfte. Der jetzige Schulleiter meiner ehemaligen Hautschule würde sich weigern, eine Empfehlung zum Übergang zur Realschule auszusprechen. Dieser Schulleiter, damals Konrektor, ist genau derjenige Pädagoge, der meinen Schulkamerad E. und mich zurechtgewiesen hatte. Fast 20 Jahre später werden immer noch die gleichen Methoden und Einschüchterungsversuche praktiziert. Das hat mich zum Wahnsinn getrieben. Ein durch die Bezirksregierung und durch die Schulaufsichtsbehörde abgeseignetes Schreiben habe ich im Namen der Eltern verfasst und an den Schulleiter versendet. Dieser hat relativ schnell darauf reagiert und den Eltern telefonisch mitgeteilt, dass die Tochter selbstverständlich zur Realschule gehen kann und er als Pädagoge dies nicht nur unterstützt, sondern ganz klar befürwortet. Dieser Sinneswandel möge sein Geheimnis bleiben!

Sicherlich sind solche Erfahrungen sehr hilfreich für die Bildung und Erziehung des eigenen Kindes. Außenstehende mögen glauben, dass unsere Tochter Mina sicherlich auch den Weg der Eltern einschlagen werde. Guter Schulabschluss – Abitur – Studium. Schon jetzt mit 3 Jahren bekommt sie die Fragen gestellt: „Was möchtest du werden, Ärztin, Anwältin oder Lehrerin“? Bei einer Rechtsanwältin als Mutter und einem Schulleiter als Vater scheint ihre Bildungskarriere vorgezeichnet zu sein. Dass dies ein Wunschdenken ist, steht außer Frage. Selbstverständlich werden wir sie mit Rat und Tat auf ihrem Weg begleiten. Jedoch darf sie keinen Leistungsdruck verspüren, welcher oftmals zu Hemmnissen führt und im schlimmsten Falle zu einer Blockade und Protesthaltung. Wir wollen sie zu einer mündigen Person erziehen. Unsere kulturelle Vielfalt soll sie als Bereicherung ansehen. Deshalb versuchen wir, ihr Werte und Normen beider Kulturen mitzugeben. Ihr soll beispielsweise Weihnachten als Fest der Christen genauso zum Selbstverständnis werden wie der Fastenmonat und das Zuckerfest der Muslime. Zu keinem Zeitpunkt soll sie das Gefühl haben, auf etwas zu verzichten zu müssen, um an dem Anderen partizipieren zu können. Mit ihren türkischen und muslimischen Wurzeln soll sie aufwachsen und gleichzeitig ein gleichberechtigter und emanzipierter Teil der deutschen Gesellschaft werden. Dies setzt natürlich voraus, dass wir als Eltern tagtäglich ihr auch diese Mehrkulturalität vorleben müssen. So haben wir in den ersten zwei Lebensjahren ausschließlich Türkisch mit ihr gesprochen. Kurz vor dem Eintritt in den Kindergarten haben wir die deutsche Sprache in den Vordergrund gestellt. In den vergangenen 8 Monaten ist sie in der deutschen Sprache nicht zu unterscheiden von den deutschen Kindern im Kindergarten. Gleichzeitig versuchen wir, uns immer wieder auch auf Türkisch mit ihr zu unterhalten, damit ihr die Phonetik geläufig bleibt und sie sich mit den Großeltern und den anderen türkischen Kindern bzw. im Türkeiurlaub verständigen

kann. Diese Vorgehensweise hat sich zum jetzigen Zeitpunkt bewährt. Unabhängig, ob sie auf Deutsch oder Türkisch angesprochen wird, kann sie es verstehen und entscheidet jetzt schon situativ, in welcher Sprache sie antwortet. Das zwischendurch ein „Kauderwelsch“ dabei rauskommt, bleibt nicht aus. Ungefähr so hört sich das an: „*ben verstecken yaptim, und du hast mich nicht gefunden*“ (was bedeuten soll, dass sie sich versteckt hat und ich sie nicht gefunden habe).

Alltagsdiskriminierung

Meine persönlichen Erfahrungen mit der Hauptschule aus meiner Schulzeit gehören sicherlich zu den großen und immer noch vorhandenen Diskriminierungen an Türken bzw. auch anderen Migrantengruppen im Bereich der Bildung. Auch die Diskriminierungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt sind unbestritten. Andernfalls hätten sich Bundesregierung und die Agentur für Arbeit auch nicht für die anonymisierte Bewerbung eingesetzt oder die Unterbindung von Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt gesetzlich verankert. Auch das „Auswahlverfahren“ an der Tür von Clubs und Gaststätten gehören zu den alltäglichen Diskriminierungen von Migranten.

Auch ich habe Erfahrungen mit Alltagsdiskriminierung gemacht, obwohl ich immer versucht habe, mich erst gar nicht in die „Opferrolle“ reindrängen zu lassen. Kleine Anspielungen oder „Türkenwitze“, die ich zugegebenermaßen auch zwischendurch genauso gern mache wie Witze über Deutsche, nehme ich mit Humor und einem Augenzwinkern hin. Besondere negative Erlebnisse bleiben jedoch sehr lange haften. Ein solches Erlebnis hatten meine Frau und ich zu Studentenzeiten auf der Suche nach unserer ersten gemeinsamen Wohnung in Bochum. Auf eine Zeitungsanzeige hin habe ich mich bei einer älteren Dame telefonisch gemeldet und mich mit meinem Familiennamen „Gökce“ ausgewiesen. Es war ein sehr angenehmes Telefonat und die Dame machte im Gespräch deutlich, dass wir als angehende Akademiker ihrer Zielgruppe entsprachen und lud uns schon am gleichen Tag zu einem Besichtigungstermin ein. Voller Vorfreude waren wir pünktlich am Haus und klingelten bei der besagten Eigentümerin. Der Eingang war mit einer Kamera und einer Gegensprechanlage ausgestattet. Nach mehrmaligem Klingeln ohne Reaktion kam eine ängstliche Stimme aus der Anlage: „*Was wollen Sie?*“ Höflich habe ich die Dame begrüßt und sie auf unser Telefonat und auf den vereinbarten Besichtigungstermin erinnert. Sie stritt unser Telefonat ab und sagte mir: „*Ich habe heute einen Termin mit einem deutschen Pärchen vereinbart, die „Göcke“ heißen.*“ Geduldig und zuvorkommend wies ich sie auf den Buchstabendreher hin und versicherte ihr, dass wir miteinander telefoniert haben. Sie entgegnete mir mit den Worten: „*Sie sind aber kein Deutscher – am Telefon hörte sich das Deutsch an! Äh, außerdem ist die Wohnung schon vermietet!*“ Wie konnte das sein, etwa 2 Stunden nach unserem Telefonat

soll die Wohnung auf einmal vermietet sein. Dieses Erlebnis war sehr prägend. Natürlich haben wir später auch eine Wohnung gefunden, in der wir uns auch mit einer deutschen Eigentümerin sehr wohl gefühlt haben und ein tolles Verhältnis zu der Vermieterin hatten.

Ein weiteres Erlebnis, welches ich als Diskriminierung empfand, war vielleicht der entscheidende Auslöser, warum ich unbedingt die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen wollte. In Wochenendlaune wollten wir uns einen Film in der Videothek ausleihen. Nach langem Suchen haben wir unseren Wunschfilm ausgesucht und wollten diesen noch an der Kasse bezahlen. Der junge Mann hinter der Theke fragte mich nach meiner „Meldebescheinigung von der Stadt“ für die Anmeldung. Zunächst dachte ich, mich verhöhrt zu haben bzw. glaubte an einen Scherz. Auf meinen witzigen Vorstoß, dass ich keine Aufenthaltsgenehmigung von ihm möchte, sondern nur den Film, erhielt ich die patzige Antwort: „*Keine Meldebescheinigung – kein Film!*“ Und alles das, weil sich auf dem türkischen Personalausweis keine Anschrift befindet. Trotz Vorlage anderer nachweislicher Dokumente, die mich als Bürger dieser Stadt ausweisen konnten, wiederholte er diesen Satz: „*Keine Meldebescheinigung – kein Film!*“ Mit Wut im Bauch und voller Enttäuschung haben wir die Videothek verlassen.

Es gibt auch natürlich Momente, wo die wohlmögliche, bestimmt aber nicht absichtliche Diskriminierung eine Situationskomik annimmt. So geschehen kürzlich bei dem Versuch, eine Matratze zu kaufen. Die Verkäuferin, deutsche Dame mittleren Alters, hat uns sehr gut und kompetent beraten. Mit der gesprächigen Dame haben wir eine sehr angenehme Unterhaltung über Gott und die Welt und natürlich auch über Matratzen geführt. Bei der Aufnahme meiner Daten sollte mein Nachname wieder einmal der Auslöser sein. Bei dem Buchstabieren von „Gökce“ sagte sie mir überrascht: „*Ist das ein türkischer Name?*“ Ich bejahte es. Daraufhin sie noch überraschter: „*Sie sprechen aber gut Deutsch*“. Ich bedankte mich höflich für das Kompliment und erwiderte: „*Sie auch!*“ Die Dame hat einen Lachkrampf bekommen und bekam sich nicht mehr ein. Das Einzige, was sie immer wieder kurzatmig rausbrachte, war: „*das war gut ... das war schlagfertig ... das war gut*“. So ging es minutenlang. Der Matratzenkauf rückte absolut in den Hintergrund. Die Dame verabschiedete uns später mit (Lach-)Tränen in den Augen. Ganz bestimmt denke ich nicht, dass die Verkäuferin mich mit ihrer Frage diskriminieren wollte, jedoch ist die Annahme, dass Türken kein akzentfreies Deutsch können, auch eine Art der Diskriminierung.

Fazit

In der Einleitung habe ich auf die Schlagwörter *Assimiliert, integriert, diskriminiert?* unterschiedlich und vielleicht etwas provokativ geantwortet. Durch meine Ausführungen habe ich versucht, meine Antworten mit persönlichen Erfahrungen zu untermauern. Sicherlich gab es die eine oder andere weitere Situation, in der ich mich selber fragen musste, wohin

gehörst du eigentlich hin? Doch diese Frage haben meine Familie und ich mittlerweile für uns ganz klar beantwortet. Wir sind ein Teil dieser Gesellschaft und werden es für immer bleiben. Deutschland ist unsere Heimat und die Türkei ist das Herkunftsland unserer Eltern. Die erste Generation hat sich damit abgefunden, dass sie hier tatsächlich nur „Gäste“ waren. Deshalb zieht es sie spätestens im Rentenalter wieder zurück zu ihren Wurzeln. Aber meine Wurzeln sind das Ruhrgebiet und das Sauerland und ich habe mich hier auch noch nie als „Gast“ gefühlt. Wieso sollte man sich zu Hause auch als Gast fühlen? In meiner Brust schlagen unbestritten zwei Herzen und ich bin froh darüber. Ich empfinde es als Glück, in Deutschland aufgewachsen zu sein und dass die Türkei trotz der geographischen Entfernung immer allgegenwärtig in meinem Leben war und ist. Und dieses Glücksgefühl will ich meinen Mitmenschen und insbesondere meiner Tochter weitergeben.

Gemessen an meinem Alter (35) sind die persönlichen Anfeindungen, die ich erlebt habe, verschwindend gering. Die angenehmen und positiven Erlebnisse überwiegen eindeutig. In meinem Berufsleben werde ich an der Qualität meiner Arbeit und meiner Fachkompetenz gemessen und nicht an meiner kulturellen Herkunft. In meinem Privatleben spielen Sympathie und Empathie eine entscheidende Rolle und nicht die Staatsangehörigkeit. Mein Bestreben ist es immer, als Mensch und Person wahrgenommen zu werden. Dieses kann ich von meiner Umwelt nur verlangen, wenn ich es selbst vorlebe. Ein respektvoller Umgang miteinander, Achtung vor der Kultur und Religion des Anderen und das Akzeptieren unterschiedlicher Werte und Normen machen ein Zusammenleben verschiedener Kulturen in Deutschland deutlich einfacher.

Die Initiatoren dieses Werkes, anlässlich der Nibelungen-Festspiele 2011 in Worms, haben durch ihr Engagement sicherlich einen ganz wichtigen Beitrag dazu geleistet. Daher gilt mein persönlicher Dank allen Akteuren dieses Projekts.

Literatur

- 1 Vgl. Leibold 2006, S. 70–74.
- 2 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Diskriminierung> Stand: 30.03.2011
- 3 Vgl. Blech, Thomas: DELFIN 4: Sprache und Bildung oder wie ein kritisches Verständnis von Pädagogik baden geht. In: TPS. Leben, Lernen und Arbeiten in der Kita, Ausgabe 8, 2007, S. 40 – 43
- 4 Vgl. www.eso.de
- 5 www.iserlohn.eso.d
- 6 Vgl. Integrationsbericht der Bundesregierung 2009

Mein deutsches Abenteuer – Eine Inderin in Berlin

Wie fühle ich mich in Deutschland als Ausländerin – bin ich assimiliert, integriert, diskriminiert? Fühle ich mich nach 40 Jahren in Deutschland hier zu Hause? Um diesen Fragen gerecht zu werden, muss ich in die Vergangenheit reisen. Ich muss die langen Jahre Revue passieren lassen, die ich in meinem „Gastland“ verbracht habe, mit allen Erlebnissen, positiven wie negativen, die mich äußerlich wie innerlich geprägt, verletzt, gestärkt haben. Erst dann kann ich ein klares Bild und eine ausgewogene Antwort zu diesen Fragen geben.

Die Anfänge

Meine erste Begegnung mit Deutschland liegt schon etwas zurück – in den 70er Jahren. Es war Ende Mai, der Schnee lag noch im Garten meiner Schwiegereltern. Ich war gerade 21 und noch nie zuvor aus Pondicherry, der früheren französischen Kolonie in Indien, hergekommen, geschweige denn aus Indien.

Nicht nur die deutsche Sprache, sondern Land, Leute, ihre Kultur, ihre Gebräuche – einfach alles war mir fremd. Der einzige Anker in diesem fremden Meer, das „Deutschland“ hieß, war mein Mann.

Mein Mann, Sohn eines bekannten Berliner Professors aus den Zeiten, als die Freie Universität in Berlin entstand, war mit seinem Jurastudium fertig und arbeitete an seiner Doktorarbeit. Schon sehr jung, in seinen Zwanzigern hatte er sich für Indien und seine Spiritualität interessiert. Während eines Studienaufenthaltes in Edinburgh (er war so 23/24 Jahre alt), wo er auch den ersten Kontakt zu indischen Studenten hatte, fiel ihm das Buch „Life Divine“ von dem großen indischen Philosophen und spirituellem Lehrer Indiens – Sri Aurobindo – in die Hände. Die Lektüre dieses Buches hat ihn auf Pondicherry und Indien neugierig gemacht. Er wollte die Philosophie des Integralen Yoga in der Praxis sehen. So kam er nach Pondicherry und wir trafen uns. Mein Bruder hatte ihn über andere Freunde kennengelernt. Beide teilten ein großes Interesse für die Pflanzen- und Blumenwelt, sodass mein Bruder ihn eines Tages zu uns nach Hause zum Essen einlud. Ich war damals gerade 19 und er 28. Danach kam mein Mann noch mehrere Male nach Pondicherry zu Besuch. Wir lernten uns auch etwas besser kennen, ebenso meine Eltern. Bei dem letzten Besuch bat er meine Eltern ganz nach indischer Tradition um meine Hand. Am Anfang waren meine Eltern eher gegen eine Ehe und eine Ausreise in ein fremdes Land. Aber nach und nach ließen sie sich von unserem Heiratsentschluss überzeugen und gaben uns ihren Segen. Wir heirateten 1970 in Indien in einem Tempel mit den hinduistischen Heirats-Ritualen. Eine standesamtliche Ehe war nicht möglich, da sie die Anwesenheit eines Ausländers in Indien für kontinuierlich sechs Monate verlangte.

So bin ich mit 21 Jahren, frisch verheiratet, ziemlich naiv in den Usancen der westlichen Welt, völlig unerfahren, ohne Kenntnis der deutschen Sprache und der fremden Familienmitglieder, dafür aber mit viel Mut, großer Neugierde und einer gewaltigen Portion Gottesvertrauen im Mai 1970 nach Westberlin gekommen.

Das Kapital, das ich von zu Hause mitbrachte, war Mut, eine fundierte Kenntnis von zwei Sprachen, Englisch und Französisch, sowie eine ausgewogenen Allgemeinbildung (ich hatte in Indien den BA mit dem Schwerpunkt englische und französische Literatur erworben).

In Deutschland war meine erste Hürde die Sprache. Nach Regelung der ersten Formalitäten (Übersetzung der indischen Heiratsurkunde, Geburtsurkunde) und Behördengängen für die Aufenthaltserlaubnis etc. (ich hatte ja nur meinen indischen Pass) meldete ich mich beim Goethe-Institut an und ging jeden Tag jeweils für vier Stunden zum Sprachunterricht dorthin. Damit war ich erst mal für den Neuanfang in Deutschland gut gerüstet. Darüber hinaus war die Sprachschule auch der einzige Ort, wo ich – wie andere Neuankömmlinge aus der Fremde – versuchte, den Schlüssel zum gesellschaftlichen Leben in Deutschland zu finden. Im WW hatte ich zu einigen wenigen Ausländern verschiedener Altersgruppen Kontakt. So fühlte ich in dieser verwirrenden, neuen Welt ein wenig Geborgenheit und Mitgefühl. Hier saßen alle im gleichen Boot und versuchten, sich mit der fremden Kultur vertraut zu machen. Wir tauschten die ersten Erfahrungen, Erlebnisse, praktische Anregungen etc. aus. Vor allem aber hatte ich dabei das Gefühl, mit all den neuen Anforderungen nicht total überfordert zu sein.

Schnell merkte ich, wie privilegiert ich war, weil ich bereits English und Französisch sprach und mir das Verständnis der deutschen Sprache wesentlich leichter fiel als den anderen, die im Wesentlichen nur ihre Muttersprache – Türkisch oder Indonesisch, Griechisch oder Persisch – sprachen. Im Goethe-Institut sprachen die Lehrer grundsätzlich nur Deutsch. Die Kurse waren audiovisuell aufgebaut und wir Schüler lernten viel auswendig. Daher waren die Stunden besonders effektiv, aber auch sehr anstrengend. Wir freuten uns, wenn wir endlich draußen waren und uns in unserer gewohnten Sprache unterhalten konnten.

Bei mir ging der Deutschunterricht zu Hause weiter. Ich erinnere mich, wie ich früh morgens oder abends meinen Schwiegervater in den Garten begleitete, um mit einigen wenigen Sätzen über das Wetter zu reden. Das wurde zu einem Ritual und mein Vokabular wuchs zwanglos über die Monate und ich konnte mich im Alltag so langsam ganz gut durchkämpfen.

Damals gab es vom Staat keine extra Sprachkurse für Ausländer. Die meisten Ausländer bezahlten viel Geld, um die Sprache auf eigene Initiative bei einem der Sprachinstitute zu lernen. Ich habe viele meiner Mitschüler bewundert, die aus einfachsten Verhältnissen kamen und nachts arbeiten mussten, um ihre Sprachstunden finanzieren zu können. Teilweise

erschieden sie morgens beim Unterricht todmüde, hatten häufig ihre Hausaufgaben nicht gemacht, wofür sie öfters gemahnt wurden. Aus meiner Perspektive zeigten diese Anstrengungen einerseits das Begreifen, dass sie ohne Kenntnisse der deutschen Sprache auf dem Arbeitsmarkt wenig Chancen hätten und andererseits ihren Willen, in der fremden Gesellschaft anzukommen.

Wo war damals der Staat, der sich heute über die schlechten Deutschkenntnisse der Ausländer so empört? Wo waren der Respekt und das Verständnis der Deutschen für den unglaublichen Einsatz, die eigene Initiative der Ausländer? Im Allgemeinen gab es wenig Lob und Anerkennung für die Mühe, die ich als junge Ausländerin auf mich nahm, um der fremden Gesellschaft näher zu kommen. Alles wurde als selbstverständlich hingenommen und ich hatte oft den Eindruck, dass ich froh und dankbar sein sollte, dass ich überhaupt in Deutschland leben *dürfte*.

Taktgefühl?

Am allerschlimmsten fand ich damals die Gewohnheit der Deutschen, Ausländern auf der Straße, beim Einkauf auf ihre Fragen grundsätzlich leicht mokiert in einer Art „Pidgin Deutsch“ zu antworten, ohne erst mal darauf zu achten, wen sie vor sich hatten und wie viel Deutsch der Fragende verstand, bevor sie einfach drauf loslegten. Das klang dann so ähnlich: „Du suchst Bahnhof?“ – „Wo Du herkommen?“ oder „Du machen hier die Tür auf“ ...

Es wurde auch ohne Einverständnis geduzt, als ob Ausländer etwas Minderes oder völlig debil wären! Der Deutsche merkte nicht einmal, wie unhöflich diese herabwürdigende Art bei den Ausländern ankam. Sie ließen nicht die gleichen Regeln der Höflichkeit walten, die in ihrer eigenen Gesellschaft gängig sind (Der gute Ton überall auf dieser Welt fordert, dass man Fremde und beiläufig Bekannte erst einmal per „Sie“ anredet). Daher nehme ich an, dass diese Art von Umgang mit Fremden aus einer tiefen „Insensibilität“, um nicht zu sagen „Arroganz“ herrührte.

Heute hat sich dieser Mangel an „Taktgefühl“ im Umgang mit Ausländern nicht grundsätzlich geändert, ist aber wesentlich differenzierter geworden. Was bleibt, ist immer noch ein fehlendes Gespür des Gastlandes gegenüber den Empfindlichkeiten des Fremden, den Gästen. Sehr häufig benehmen sich die Deutschen in dieser Hinsicht wie „Elefanten im Porzellanladen“.

Ein Beispiel macht dies etwas klarer: Neulich saß ich mit einem Münchener Freund im Café. Es bediente uns eine sehr nette Studentin mit asiatischen Gesichtszügen. Als ich um die Rechnung bat, fragte ich sie, ob sie nicht aus Thailand käme. Sie sagte ja und fügte während der Konversation hinzu, dass sie sich über die politische Situation in ihrem Land Sorgen

mache. Darauf erzählte ich ihr, dass ich drei Jahre in ihrem Land gelebt habe und den Einsatz von König Bhumibol für sein Volk sehr schätze. Da sagte die Studentin: „Ja, aber der König ist sehr krank und kann in das politische Geschehen nicht mehr so eingreifen wie vorher.“

Mein Begleiter war auch einmal in Thailand gewesen und hatte unser Gespräch verfolgt. Plötzlich machte er eine völlig unpassende und geradezu unmögliche Bemerkung: „Ja, der König Bhumibol, er ist ein sehr beliebter König gewesen und dazu noch ein großer Jazz-begeisterter; die Königin Sirikit war mal sehr schön gewesen, ist aber so fett geworden.“ Die Studentin sagte gar nichts, entschuldigte sich und entfernte sich. Meinem Begleiter ist einfach nicht klar geworden, welchen „Faux pas“ er gerade begangen hatte (bevor ich ihn aufklärte). In Thailand wie in Japan wird die königliche Familie wie Götter verehrt und es gibt keine größere Beleidigung, als so eine unpassende Bemerkung gegenüber einer Thailänderin. Das ist nur ein kleines Beispiel, wie man so richtig ins Fettnäpfchen treten kann.

Noch einige Beispiele: In einem der noblen Kaufhäuser in Berlin wurden zur Osterzeit Buddhafiguren mit Ostereiern in den Händen als Dekoration ausgestellt. Da zuckt jeder Asiate bei einem solchen Anblick zusammen! So etwas täte man in Asien mit einer Christusfigur oder einem anderen religiösen Symbol nie. Vor allem Religiösen hat man grundsätzlich große Achtung.

In diesem Zusammenhang muss ich betonen, dass es den Deutschen allgemein – trotz „Multi Kulti“, trotz ihrer Reiselust in fremde Länder – an Sensibilität im Umgang mit fremden Kulturen sowie ihren Sitten und Gebräuchen fehlt. Die Welterfahrung und das Allgemeinwissen hier sind viel zu „deutsch/eurozentrisch“.

Ich habe mich öfters gefragt: Woher resultiert dieser Mangel an Empfindlichkeit oder an Interesse für andere Kulturen? Eine Antwort könnte sein: Wenige Kolonien – folglich wenig Erfahrung mit fremden Kulturen, viele Landesgrenzen und dadurch entstehendes Misstrauen/Angst gegenüber allem, was „fremd“, andersartig ist; oder schlicht und einfach aus einem Gefühl von Überheblichkeit, das meistens auf eine tiefe Unsicherheit deutet. Beste Beispiele hierfür sind Sätze wie „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ oder der Ausdruck „Leitkultur“.

Geografisch gesehen ist Deutschland ein kleines, gar winziges Land gegenüber solchen Ländern wie Indien oder China. Auch aus kultureller Sicht sind diese Uraltkulturen mit ihrem spirituellen, geistigen, künstlerischen und ethnischen Reichtum kaum zu ignorieren. Warum also diese Anmaßung: „Wir wissen es besser, wir können es besser, wir haben ein Patentrezept für alle Probleme der Welt?“ In diesem Land bin ich bis zum heutigen Tag leider dieser Haltung immer wieder begegnet. Ich finde, eine respektvolle, etwas zurückhaltende Einstellung anderen Kulturen gegenüber, deren Vergangenheit, ihrem bestimmten Platz und Beitrag in der Geschichte der Menschheit (mögen sie materiell noch so arm sein) wäre angebracht.

Meine deutsche „Sozialisation“

Zurück zu meinen Anfängen. Damals gab es zwar einige Inder (einige Akademiker und Ingenieure) in Berlin, aber in dem Juristenkreis meiner Schwiegereltern nicht eine/einen Einzigen, sodass ich mich sehr einsam fühlte. Es fehlten mir die engen Familienbindungen, die ich von zu Hause kannte. Ich merkte auch, wie distanziert die Familienmitglieder miteinander umgingen. In Asien ist es üblich, dass Familie und Freunde jederzeit ohne vorherige Terminabsprache sich gegenseitig besuchen. In Deutschland ist das generell nicht gut angesehen. Sogar der erwachsene Sohn konnte seine Mutter nicht ohne vorherige Terminabsprache besuchen. Das war mir damals unverständlich! Umgekehrt war meiner deutschen Familie meine Einsamkeit und das Bedürfnis nach Familienbindung nicht bewusst, wenn doch wurde es ignoriert.

Mir war kein Kontakt zu meinem eigenen Bruder erlaubt, der rein zufällig zur gleichen Zeit in Deutschland war und bei den Amerikanern in Berlin arbeitete. Ich sollte so wenig wie möglich mit Indien oder Indern in Kontakt sein; mich nur auf das Lernen der deutschen Sprache und Kultur konzentrieren. Meine Schwiegermutter ging mal so weit, mir alle Kontakte mit der Familie zu kündigen, falls uns mein Bruder weiterhin zu Hause besuchen würde. Sie hat mir sogar gedroht, die Ausländerpolizei auf ihn zu hetzen, obwohl mein Bruder doch völlig legal in Deutschland war. Damals war ich zu naiv und habe ihr Glauben geschenkt. Seit dem Vorfall traf ich meinen Bruder heimlich im Café oder im Park oder bei ihm zu Hause. Ich wollte keine Unannehmlichkeiten, nicht für meinen Bruder und auch nicht für mich.

Diese erste Zeit in Berlin bei den Schwiegereltern war die schwierigste und schmerzhafteste, die ich in Deutschland erlebt habe. Meinen Bruder durfte ich ja nicht sehen; ich hatte überhaupt keine Freunde in meiner Altersgruppe. Ich war fast rund um die Uhr unter der Kontrolle meiner Schwiegermutter (die selbst Dr. phil. war). Sie war überzeugt, dass eine Inderin jemand war, die einfach von nichts eine Ahnung hatte, ein kulturloses, armes Wesen sei und daher in allem gedrillt werden musste. So hieß es, an einem bestimmten Tag waschen, an einem anderen bügeln; Mohrrüben sollten von unten nach oben geschält werden; Eier müssen so und nicht anders getrennt werden. Bettwäsche hatte eine bestimmte Faltechnik, Tischdecken eine andere. Ein gedeckter Tisch hatte so und nicht anders auszusehen, und, und, und... (Das nenne ich deutsche Gründlichkeit, was in anderer Hinsicht seine Vorteile hat). Ich habe ziemlich alles mitgemacht, weil ich meinte, alles lernen zu müssen, damit ich das Gefühl der Akzeptanz gewinnen könnte. Es war schlimm und ich hatte keine Unterstützung von irgendjemandem, um mich gegen diese maßlos übertriebene Bevormundung zur Wehr zu setzen.

Die Professoren, denen ich bei den Schwiegereltern zu Hause begegnete, waren alle um die fünfzig/sechzig. Bei Einladungen wurde ich neben jemanden, der Französisch oder Eng-

lich sprach, gesetzt; aber nach anfänglich höflichen Fragen ging die Konversation immer auf Deutsch weiter. Ich hatte keinen anderen Ausweg, als stumm dazusitzen, und wenn ich hie und da ein paar Brocken verstanden hatte, höflich zu lächeln. Was ich nicht verstand, ist – was dachten wohl diese Leute? Dass ich von heute auf morgen die deutsche Sprache beherrschen könnte? Wo war das Mitgefühl gegenüber einer jungen Frau, die sich eifrig jeden Tag vier Stunden lang mit einer fremden Sprache abquälte? Hätte es diese Person nicht verdient, gerade bei so einer Einladung – einfach zur Erholung – in einer Sprache, die sie kannte, angesprochen zu werden?

Meine Wahrnehmung deutscher Gepflogenheiten

Hier noch eine interessante Bemerkung am Rande. Damals waren Akademiker nur unter ihresgleichen. Die deutsche Gesellschaft ist heute etwas lockerer geworden. Die Professoren verkehrten damals nur mit anderen Professoren. Die Nachbarn – Geschäftsleute (aber als Koofmichs bezeichnet) – wurden nicht einmal zu einer Tasse Tee eingeladen. Man grüßte höflich, wenn man sich sah, aber das war auch alles. Das nenne ich Kastensystem vom Feinsten! Da frage ich mich, wieso die Deutschen häufig – wenn von Indien die Rede ist – das Kastensystem so kritisieren. Sie sollten doch erstmals bei sich zu Hause über ihren „akademischen Dünkel“, der auch eine Art von „Kastendenken“ darstellt, nachdenken.

In den siebziger Jahren gab es lange nicht so viele Fremde in Deutschland wie heute. Trotzdem finde ich es eine Zumutung, dass die Deutschen immer von den Fremden/ausländischen Mitbürgern erwarten, dass sie die deutsche Sprache lernen und beherrschen müssen, umgekehrt aber meinen, im Ausland gut mit English oder einer der gängigen europäischen Sprachen durchkommen zu können, anstatt sich ein wenig Mühe zu geben, die Landessprache zu lernen. Ich kenne kaum Deutsche, die in Indien während eines längeren Aufenthalts eine der indischen Sprachen gelernt haben, aber umgekehrt können fast alle in Deutschland lebenden Inder Deutsch. Die Erwartungshaltung der Deutschen ihren fremden Mitbürgern gegenüber ist unendlich groß, aber ihr eigener Beitrag zum Verständnis der Schwierigkeiten der anderen beim Prozess der Beherrschung der Sprache, bei der Eingliederung in die Gesellschaft und der Integration in die fremde Kultur lässt zu wünschen übrig.

Seit 1970 habe ich, außer zwei längeren Unterbrechungen (Auslandsaufenthalte in Iran und Thailand), in Deutschland in vielen Orten – Berlin, München, Mannheim, Bonn, Würzburg – gelebt und gearbeitet. Ich habe drei Kinder aufgezogen. Meine Kinder haben ihrerseits außer Deutsch, Englisch, Französisch noch andere Fremdsprachen gelernt/lernen müssen und leben heute im Ausland, außer meiner Tochter, die in Berlin lebt. Mein Mann und ich haben versucht, unseren Kindern eine Erziehung so offen wie möglich zukommen

zu lassen. Sie haben von beiden Kulturen profitiert. Unser Ziel war, die Kinder an erster Stelle zu verantwortlichen, offenen Bürgern zu erziehen – das lag uns sehr am Herzen – und dann erst zu Deutschen oder Indern.

Heute, nach 40 Jahren in Deutschland, fühle ich mich zwar wohler in meiner Umgebung, habe mich an die Kultur, Sprache, Sitten und Gebräuche gewöhnt, so sehr, dass ich öfters zu Hause in Indien hören muss „Du bist ja völlig Deutsch geworden“. Und trotzdem fühle ich mich in Deutschland nicht zu Hause. Wie denn? Das Miteinander bleibt immer noch sehr einseitig. Ich kenne die deutsche Kultur, aber meine angeheirateten deutschen Familienmitglieder (allesamt Bildungsbürger) kennen meine Kultur nicht. Weder haben sie sich die geringste Mühe gegeben, noch haben sie je ein Interesse gezeigt, diese kennenzulernen. Es stimmt mich traurig, dass sie die Möglichkeit, einer der ältesten Kulturen dieser Welt, ihrer Philosophie, Literatur, Kunst und Musik näher zu kommen, völlig außer Acht gelassen haben. Schade! Das Gleiche gilt für viele meiner Freunde und Bekannten und früheren Arbeitskollegen.

Deutschland, das Land von großen Dichtern, Philosophen, Musikern und Künstlern mit Generationen großer Gelehrter, wo sind ihre Erben, die ähnliches Interesse für andere Kulturen zeigen wie seinerzeit Goethe, Rückert, Schopenhauer, Kaiserling, von Humboldt, Schliemann, um nur einige zu nennen? Wie schön wäre es, wenn sich die Menschen hier auf diese, ihre eigenen Lichtfiguren besännen und ihren Beispielen folgten, statt sich immer in ihren eigenen kleinen Kreisen zu drehen? Gerade jetzt, wo die Welt so klein geworden, so viele politische Mauern gefallen sind und sich die Menschen durch unglaubliche technische Fortschritte viel näher sind als je zuvor.

Hier liegt vielleicht auch das grundlegende Problem der Deutschen – dass sie selten die Welt von einer anderen Perspektive als der ihren sehen lernen. Folglich begreifen/ankennen sie die Schwierigkeit, die der Wechsel von einer in die andere Kultur für ausländische Mitbürger bedeutet, nicht. Das wiederum führt dazu, dass viele Ausländer sich nicht willkommen fühlen und sich abgrenzen, statt sich der fremden Kultur zu nähern.

Seit meiner Kindheit wurde ich in der Überzeugung erzogen: wo immer wir auch hingehen, alles was wir an Kultur dort aufnehmen, je gründlicher wir dort die Sprache lernen, uns mit der Glaubensrichtung auseinandersetzen, desto reicher werden wir an Kenntnissen, Bildung und Erfahrung. Wir erweitern hierdurch unsere Horizonte. Diese Lebensphilosophie hat mich enorm bereichert. Das Lernen und die „Challenge“, sich mit fremden Kulturen auseinander zu setzen, sind nach wie vor so aktuell geblieben wie vor vierzig Jahren.

Seit dem Mauerfall weht in Deutschland ein frischerer Wind. Wir genießen eine unglaubliche Reise- und Bewegungsfreiheit. Berlin als Hauptstadt ist eine Weltstadt geworden, international wie noch nie – man hört alle möglichen Sprachen im Bus, in der S-Bahn, auf öffentlichen Plätzen. Wir haben Besucher aus aller Herren Länder der Welt – Berlin ist nicht

nur eine Reise, sondern auch eine Erfahrung wert! Nirgends in Deutschland ist die deutsche Geschichte so präsent wie in Berlin. Keine Stadt fördert, formt und schleift einen so sehr wie Berlin. Die Stadt ist bunt, multikulturell, human – das heißt, es leben hier alle Schichten der Gesellschaft mit relativer Selbstverständlichkeit nebeneinander. Nicht nur sie, sondern auch alle soziale Gruppierungen finden hier ihre Nische, und ohne die Ausländer könnten wir uns diese Stadt kaum vorstellen. Die Ausländer machen diese Stadt durch ihre kulturelle Vielfalt so bunt, so vielseitig, so liebenswert.

Nichtsdestotrotz herrschen im Allgemeinen Vorurteile und Klischeedenken gegenüber Ausländern, die hier längst einheimisch sind. Es werden hitzige Kopftücher-Debatten geführt, Ausländer werden in der Berliner S-Bahn und besonders im Osten Berlins angegriffen. Ich wurde auf offener Straße in einer der besten Gegenden vom Fahrrad aus angespuckt. Sehr häufig hört man bei Gedränge in Kaufhäuser den Ausruf „Scheiß Ausländer“. Die Ausländer müssen für viele Klischees und Aggressionen ihren Kopf hinhalten.

Was meine Person angeht, bin ich für den Normalbürger immer noch eine Ausländerin – eben eine mit „Migrationshintergrund“, ungeachtet dessen, dass ich längst eingebürgert bin, mein Mann Deutscher ist, genau wie unsere drei Kinder Deutsche sind. Leider ist diese Bezeichnung „Migrationshintergrund“ ein Stigma, gleichbedeutend mit geringer Bildung.

Deutsche Arroganz

Neulich in einer Runde von Akademikern und Künstlern, als man das Thema der verschiedenen Einflüsse fremder Kulturen auf Indien ansprach, sagte einer der Anwesenden, dass die Römer nie in Indien gewesen seien! Ich widersprach dieser These und legte dar, dass nicht nur die Griechen mit Alexander da waren, sondern auch die Römer. Unzählige archäologische Funde, die auf regelrechte römische Siedlungen in Südindien – unweit von Pondicherry (da, wo ich aufgewachsen bin) deuten, hätten dies bestätigt. Statt dieses zu akzeptieren, wurde mir sofort gesagt, dass meine Behauptung zweifelhaft wäre. Dass solche Behauptungen in keinen deutschen Schulbüchern zu finden seien, und wenn man mich so höre, müsse die Geschichte der Welt neugeschrieben werden!

Früher hätte ich schüchtern auf so etwas geschwiegen, um mein Gegenüber nicht zu blamieren. Aber heute, wo mit einem „Klick“ im Internet jeder in der Lage ist, die Richtigkeit einer Behauptung in Sekunden zu überprüfen, habe ich meinem Gegenüber gesagt:

„Ja, Sie haben vollkommen recht. Nicht nur die Schulbücher müssen neu geschrieben werden, sondern auch die Geschichte der Menschheit muss neu geschrieben und interpretiert werden, damit diese nicht einseitig ‚eurozentrisch‘ bleibt“. Ich fuhr fort und sagte: „Wissen Sie, ich finde es schade, dass gebildete Inder allgemein wesentlich mehr über die

Europäer und ihre europäische Geschichte wissen als umgekehrt. Römer waren in Indien im Süden entlang der Küste zwischen Kerala und Pondicherry um das erste Jahrhundert vor Christi bis zum frühen zweiten Jahrhundert nach Christi als Händler ansässig. Sie kamen auf dem Meeresweg und hatten dort im Tamilenreich unter den Chola-, Pandya- und Cheera-Dynastien – heute Südindien – zeitweilig auch ihre Handelsstützpunkte eingerichtet. Das können Sie jederzeit im Internet nachprüfen.“

Das ist nur ein kleines Beispiel der „Besserwisserei“ oder der Überheblichkeit gegenüber Ausländern im Allgemeinen. Man geht soweit, dass man gegenüber Fremden deren Kenntnis ihrer eigenen Geschichte anzweifelt!

Was das Beispiel auch zeigt, ist, dass die Schulen in Deutschland ein sehr begrenztes Allgemeinwissen gerade über Asien und den Orient vermitteln. Aus diesem Unwissen entsteht Unsicherheit. Um sie zu verbergen, versucht man, sich seinerseits durch ein Verunsicherungsmanöver aus der eigenen Affäre zu ziehen. Ich bin überrascht – gerade im Hinblick darauf, als Deutschland immer als eines der kulturstärksten Länder in der Welt gilt -, wie wenig fundiertes Wissen über fremde Länder und deren Geschichte im Allgemeinen auch heute hierzulande noch herrscht.

Und was noch viel schlimmer ist, ist häufig die Arroganz, mit der dieses Unwissen oder dieser Mangel an Kenntnissen heruntergespielt wird. Die Deutschen tun sich schwer, Fremde – außer denjenigen, die aus dem westlichen Europa oder Nordamerika kommen – als ihresgleichen zu akzeptieren. Statt sich über ein Thema, das sie nicht kennen, kundig zu machen, lassen sie sich sehr häufig von festgefahrenen Gedankengängen oder Vorurteilen leiten.

In heutigen Tagen, im Zeitalter der Globalisierung und des Internets, nehmen die Berichte und dadurch das Verständnis für die indische/asiatische Kultur langsam zu. Diese Länder rücken hauptsächlich wegen ihrer immer stärker werdenden wirtschaftlichen Macht sowie als wichtige Absatzmärkte mehr und mehr in den Vordergrund. Nichtsdestotrotz ersetzen neue Klischees die alten.

Vor vierzig Jahren waren Maharadschas, heilige Kühe, Fakire auf Nagelbetten, Dreck, Armut und Gurus Synonyme für das Indienbild – mehr kannte man oder wollte man nicht wissen. Ich bin damals gefragt worden, ob ich je ein Bügeleisen oder einen Kühlschrank gesehen hätte? Woher ich überhaupt fließend Französisch konnte? All diese Fragen haben mich seelisch so belastet, dass ich als junger Mensch von 21 Jahren eigentlich alles andere als Inderin sein wollte, bloß damit ich ein wenig Akzeptanz und Respekt in meiner Familie und meinem Gastland haben könnte. Es ist schlimm, wenn jemand dauernd sein eigenes Land verteidigen muss gegenüber Kommentaren, die allein auf Ignoranz und auf mangelndem Taktgefühl basieren. Erst als ich dreißig war, hatte ich die nötige Portion Selbstbewusstsein, um gegen die Ungerechtigkeiten jeglicher Art – egal, welche Minorität der Opfer – zu kämpfen. Ich habe acht Jahre lang alle Kontakte zu den Schwiegereltern abgebrochen, weil

sie so weit gegangen sind, Indien als „Dreck“ zu bezeichnen, weil sie sich vehement in die Erziehung unserer Kinder und in mein Leben eingemischt haben. Sie fürchteten, dass die Kinder eher indisch geprägt sein werden als rein deutsch. Von Toleranz und gegenseitiger Wertschätzung war keine Spur.

Um sicher zu gehen, dass die Kinder so wenig wie möglich mit der indischen Kultur in Berührung kamen, wurde ich für meine jährliche Reise nach Indien mit den Kindern heftig kritisiert. Ob meine Schwiegereltern je darüber nachgedacht haben, wie ungerecht, wie herzlos es war, mich von diesem einzigen Kontakt zu meinem Heimatland, zu meiner Kultur und Familie fernhalten zu wollen? Das war der falsche Versuch, aus mir eine hundertprozentige Deutsche zu machen.

Nehmt Eure „Ausländer“ ernst!

Ich befürworte alle Bemühungen der Ausländer, sich in die fremde Kultur zu integrieren, aber ich bin gegen eine Assimilation. Assimilation führt zu Identitätsverlust und ist daher im Sinne einer Integration kontraproduktiv.

Heute, wo sich Indien auf dem Weg zu einer gigantischen wirtschaftlichen Macht befindet, ersetzen die alten Klischees neue wie IT, Arroganz, Esoterik, Kinderarbeit, Bollywood, Umweltsünder. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Land und Leuten findet leider nicht statt.

Um aus der Berliner TAZ zu zitieren: „Gerade diese gegenseitige Auseinandersetzung hätte gezeigt, wie die Inder, trotz aller Hindernisse, ihre eigenen Integrationswege in Deutschland gesucht haben. In den sechziger Jahren hat Deutschland auch in Indien qualifizierte Gastarbeiter gesucht – meistens jung, ledig, unabhängig. Viele dieser Menschen sind nach Indien zurückgekehrt oder in die USA, Kanada, Großbritannien weitergewandert. Als eine der kleineren Migrationsgruppen bleiben sie in Deutschland auch heute fast unsichtbar.“

Später, zur Zeit von Bundeskanzler Gerhard Schröder, gab es erneut eine Werbung für IT-Fachleute aus Indien. Obwohl die deutsche Wirtschaft sie dringend brauchte, hieß es in der Oppositionspolitik (Herr Rüttgers, CDU): „Kinder statt Inder“. Da fühlten sich die umworbenen Inder „besonders willkommen“.

Heute, auch wenn die Zeitungen und das Fernsehen über die erfolgreichen Inder in allen möglichen Branchen auf der Welt berichten – sei es im Bereich der IT, Stahlindustrie, Autoherstellung, Biochemie, Windenergie und als führender globaler Standort für „Outsourcing“ aller Art – fällt es den Deutschen trotzdem schwer, einfach zu sagen: „Eine unglaubliche Leistung hat dieses Land Indien, eine der ältesten Kulturen der Welt, faszinierend in seiner Vielseitigkeit, in dieser kurzen Zeit seit seiner Unabhängigkeit 1947 erbracht!“

Bleiben wir bei Indien. Mein größtes Bedauern hierbei ist nicht das Unwissen der Deutschen gegenüber seinen ausländischen Bürgern und deren Kulturen, sondern das fehlende Interesse, durch klare Information dieses Manko zu verbessern. Dabei wäre es doch so einfach, wenn sich die Deutschen auch mal die Mühe gäben, Land und Kultur Indiens und die vielen negativen sozialen Erscheinungen aus fast 300 Jahren Mogulherrschaft und fast genau so langer britischer Kolonialunterdrückung unter die Lupe zu nehmen und sich dann ihre Meinung über die negativen Seiten von Indien zu bilden. Geschichte ist einer der wichtigsten Schlüssel zum Verständnis einer Kultur mit all ihren positiven und negativen Entwicklungen. Nur durch gegenseitiges Kennenlernen lässt sich die Kluft zwischen Ausländern und Einheimischen überbrücken und eine lebendige, kreative Integration erzielen.

Mit Recht fragt man sich, warum Ausländer, die jahrzehntelang hier gelebt haben, sogar einen deutschen Pass haben, sich immer noch Türke, Inder, Vietnamesen, Afrikaner nennen?

Ganz im Gegensatz zu Amerika. Dort sind alle Ausländer Amerikaner, egal, woher sie kommen. Sie fühlen sich auch an erster Stelle als Amerikaner, obwohl sie weiterhin ihre kulturelle, religiöse Identität beibehalten. In Deutschland bleibt man – egal wie gut einer Deutsch beherrscht, kulturell und gesellschaftlich sich integriert hat und das Gute, was Deutschland bietet, angenommen hat – immer ein Ausländer, ein für allemal. Ich kenne junge Inderinnen, Vietnamesinnen, Türkinnen, die sogar hier geboren und aufgewachsen sind, die sich nicht als Deutsche ausgeben sondern als Inderin, Vietnamesin, Türkin.

Darüber hinaus stelle ich in diesem Land eine gewisse Schizophrenie fest. Sie haben ein Hass/Liebe-Verhältnis zu allem, was fremd ist. Einerseits suchen sie das Fremde, aber andererseits kommen sie damit nicht klar. Auf der einen Seite wollen sie sich immer als weltoffen, tolerant zeigen, aber gleichzeitig tun sie alles, um gerade diese Haltung zu demontieren. Sie schreien nach Integration ihrer ausländischen Bürger, auf der anderen Seite benutzen sie solch diskriminierende Worte wie: „Unsere türkischen Mitbürger“, „Menschen mit Migrationshintergrund“. Warum sind wir nicht alle Deutsche und gleiche Bürger – nur so können sich Minderheiten hier „willkommen fühlen“ und nur, wenn man sich in einer Gesellschaft willkommen fühlt, tut man alles, um dazu zu gehören und nicht, wenn man sich – aus welchem Grund auch immer – ausgesondert fühlt.

Die Haltung des größten Teils der Deutschen hat sich seit dem Mauerfall nicht wesentlich geändert; obwohl es heute in Berlin an jeder Ecke Thai- und indische Restaurants, Sushi Bars, türkische und chinesische Imbissbuden, vietnamesische Blumenverkäuferinnen gibt, die mehr getan haben, um sich zu integrieren als umgekehrt die Deutschen, ihre Schwierigkeiten der Integration zu verstehen. Wie sollten sie auch, wenn zum Beispiel die Integrationsbehörde der Regierung in Berlin keinen einzigen Ausländer als Mitarbeiter hat. Wie können Menschen, die selber nie einen Integrationsprozess durchgemacht haben, verstehen, wie schwer gerade dieser Prozess für jemanden ist, der von einer anderen Kultur kommt,

einer anderen Religion zugehörig ist, eine andere Muttersprache hat, anderes Klima, Essen, Sitten und Gebräuche, Wertekodex gewöhnt ist. Nur wer selbst mal in einem fremden Land, in einer fremden Kultur längere Zeit gelebt und sich behauptet hat, weiß, wovon er spricht, wenn von „gelungener“ Integration die Rede ist. Jeder Mensch, ungeachtet seiner Herkunft, seines Kulturkreises oder Religion, der sich auf eine andere für ihn fremde Kultur einlässt, verdient unsere Achtung, Sympathie und tiefen Respekt gegenüber seiner Leistung. Der erste Schritt hierzu ist, das Gefühl des Vertrauens und des Respekts in dem fremden Bürger zu erwecken und Worte zu vermeiden, die ihn verletzen und Mauern aufbauen.

Ich gehe soweit, zu behaupten, dass ich von anderen nur das verlangen kann, was ich auch von mir selbst verlange. Jedes Mal, wenn man ein Wort wie „Migrationshintergrund“ oder „Ausländer“ benutzt, muss sich jeder Deutsche fragen, wie er sich in ähnlicher Situation bei so einer Ansprache fühlen würde. Würde er sich als Mensch, egal welcher Herkunft, akzeptiert und geschätzt fühlen? Würde dieses Wort in ihm Vertrauen und Loyalität gegenüber dem Gastland erzeugen? Oder würde es in ihm eher Verletzung, Misstrauen und Antipathie hervorrufen? Das Letztere ist leider der Fall.

Ein in Amerika lebender Inder mit amerikanischem Pass ist selbstverständlich an erster Stelle ein Amerikaner mit allen Pflichten und Rechten. Aber als Inderin in Deutschland – jemand mit dem schrecklichen Migrationshintergrund – fühle ich mich nicht als Deutsche und teilweise distanziere ich mich davon, auch wenn ich gleiche Rechte/Pflichten habe wie jede andere Deutsche. Wie ich vorher erwähnt habe, gibt es auch die subtile Unterscheidung zwischen deutschen Bürgern, die aus den USA oder einem europäischen Land stammen, und denjenigen, die aus anderen Ländern wie Türkei, Indien, Thailand, Vietnam oder gar Afrika kommen.

Kurz zu der Formulierung „Menschen mit Migrationshintergrund“ – worauf zielt dieser Ausdruck? Haben nicht alle Deutschen einen Migrationshintergrund? Sind wir nicht alle im Zuge der Geschichte von irgendwo hergekommen und irgendwo anders hingezogen - auch alle Deutschen?

Da ist es doch völlig indiskutabel und auf alle Fälle diskriminierend, wenn die Politiker und andere diese Bezeichnung „Migrationshintergrund“ für ausländische Mitbürger benutzen. Haben wir (hier sage ich absichtlich „wir“ und meine alle bewusst lebenden Menschen) nicht von den dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte gelernt, wohin solche latenten Diskriminierungen führen? Worte haben größere Macht, als uns Menschen bewusst ist – sie können vereinen oder trennen, integrieren oder diskriminieren – alles ist eine Frage desjenigen, der es ausspricht und an wen es gerichtet ist. Solche Bezeichnungen und „Kastendenken“ sind eher hinderlich für das Zusammenleben von Fremden und Deutschen miteinander.

Kommen wir zur Frage der religiösen Freiheit und Toleranz anderer Religionen in Deutschland. Hier muss ich sagen, dass ich Deutschland bisher als sehr tolerant empfand.

Das hat sich in den letzten Jahren geändert – besonders seit dem Angriff auf das World Trade Center in Amerika. Seitdem gib es ständig Diskussionen und negative Medienberichte über den Islam, über den Bau von neuen Moscheen, Kopftuch-Debatten etc. Diese Islamphobie geht mich zwar persönlich nichts an, aber sie deutet auf eine Angst der Normalbürger vor einer fremden Glaubensrichtung. Dass man wegen einiger Fanatiker und Radikaldenkender (und die gibt es in allen Religionen der Welt) ganze Bürgerscharen unter „Generalverdacht“ stellt, ist traurig. Oft höre ich hierfür die Rechtfertigung: „In moslemischen Ländern sind Christen auch nicht so frei; also warum sollen wir ihnen hier die gleiche Freiheit gewähren?“ Das ist zwar ein Argument, aber sollte es deswegen für diesen, auf demokratischer Basis und der Menschenwürde aufgebauten Staat Deutschland gelten? Wenn andere Fehler machen, sollten wir sie auch machen? Die christliche Lehre stellt an erster Stelle die „Nächstenliebe“ und nicht den alten Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Wie sind wir in unserer abendländischen Kultur diesem Grundsatz der Nächstenliebe gerecht geworden?

Wir wollen doch nicht in unserer geistigen Entwicklung zurückfallen! Schließlich schulden wir der Aufklärung, dass wir alle Glaubensrichtungen respektieren und vielleicht auch, dass wir das Gute in der jeweiligen Religion anerkennen und uns klarmachen, dass die verschiedenen Religionen alle etwas Gemeinsames haben, und zwar die Suche nach der Göttlichkeit.

Die Akzeptanz anderer Religionen in der deutschen Geschichte zeigt uns, dass Toleranz aus Vernunft und zum Teil auch wegen wirtschaftlichen Nutzens schon zur Zeit Friedrich des Großen gegenüber Einwanderern und religiösen Minderheiten (den Hugenotten) praktiziert wurde. Er schrieb in einem Brief 1740:

„Jeder soll nach seiner Façon selig werden. – „Alle Religionen seindt gleich und guht, wan nuhr die Leute, so sie profesieren [(öffentlich) bekennen], erliche Leute seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land pöbplieren [bevölkern], so wollen wier sie Mosqueen und Kirchen bauen.“

Heute ist die Lage nicht viel anders. Deutschland braucht seine Einwanderer und seine multikulturelle Gesellschaft. Und die 250 Jahre alte Politik von unseren Vorfahren ist heute genau so aktuell wie damals. Je toleranter die Gesellschaft, desto reicher und bunter ist sie.

Nun komme ich auch auf einen ganz anderen Aspekt der Haltung der Deutschen gegenüber den Fremden zu sprechen. Es wird immer auf die angeblich fehlgeschlagene oder wenig erfolgreiche Integration einer bestimmten Minderheit verwiesen. Wo bleiben die vielen anderen erfolgreichen Geschichten der Integration, worüber die Medien nicht berichten. Die wohl integrierten, erfolgreichen Ausländer werden theoretisch immer noch in den gleichen Topf geworfen, wann immer man von „Ausländern“ spricht. Es gibt „Ausländer“ und „Ausländer“. Die gebildeten Ausländer sind – meiner Meinung nach – völlig integriert. Andere, die aus sehr einfachen, dörflichen Verhältnissen kommen, haben es wesentlich schwerer und

brauchen viel mehr Verständnis und eine differenzierte, intensivere Hilfestellung seitens der Regierung. Insgesamt würde sich die Integrationsproblematik vielleicht positiver darstellen, wenn die Medien die gelungene Integration einiger Minoritäten in Deutschland in den Vordergrund stellten. Dies könnte inspirierend für andere wirken.

Das richtige Verständnis des Begriffs ‚Integration‘ kann nicht als einseitige Anpassung verstanden werden, sondern nur als ein gegenseitiges Schätzen und Akzeptieren des Andersseins und dies innerhalb der deutschen Sprache und des Bekenntnisses zur Menschenwürde. Für eine gelungene Integration brauchen die Fremden, die hier leben, Vertrauen in das Gastland und ein Gefühl des Willkommenseins statt bloßer Duldung.

Nur, wenn Ausländer als gleichberechtigter Teil der deutschen Gesellschaft angenommen werden, können diese auch in Verantwortung gezogen werden, ähnlich wie in einem Team alle Mitglieder ihre Verantwortung für das Ganze tragen und jeder seinen Beitrag zu der Gesamtleistung vollbringt.

Umgekehrt müssen die ausländischen Mitbürger eigenes Interesse und den Willen zum Aufnehmen der fremden Kultur aus der Gewissheit entwickeln, dass dies der Schlüssel zur Aufnahme und Akzeptanz in die Gesellschaft des Gastlandes ist. Gegenseitige Toleranz, Interesse aneinander und gegenseitige Wertschätzung sind also unabdingbar.

Ich, die ich mich völlig in die deutsche Gesellschaft eingliedert habe, fühle mich nach vierzig Jahren nicht einmal heute auf gleicher Ebene mit den Deutschen – fühle mich selten emotional verstanden, obwohl ich die Sprache fast perfekt spreche, obwohl ich die Sitten und Traditionen einhalte, obwohl ich mich ähnlich kleide; in Literatur, Musik und Kunst aus eigener Neugier und Interesse es mit jedem Deutschen aufnehmen kann.

Traurig ist, dass ich noch immer auf diese „gönnerhafte“, oder manchmal „Alles Besserwisser/Oberlehrer Attitude“ stoße! Heute kann ich gut parieren, was ich damals mit 20 oder 30 nicht konnte oder mir zutraute.

Leider gehen auch heute in Deutschland die Meinungen zur Zugehörigkeit der in Deutschland lebenden Bürger ausländischer Herkunft zu ihrem Land auseinander.

Auf einer Seite sagte Bundespräsident Wulff am Tage der Einheit:

Zugehörigkeit (von Ausländern) dürfe nicht auf einen Pass, eine Familiengeschichte oder einen Glauben verengt werden. Das Christentum und das Judentum gehörten zweifelsfrei zu Deutschland. „Aber der Islam gehört inzwischen auch zu Deutschland.“

Dagegen übte der gerade neu einberufene Innenminister Friedrich Kritik und erklärte:

„Die Leitkultur in Deutschland ist die christlich-jüdisch-abendländische Kultur. Sie ist nicht die islamische und wird es auch nicht in Zukunft sein.“

Ob es dem Innenminister bewusst ist, wie kontraproduktiv seine Aussage ist? Wie all die Mitbürger islamischen Glaubens sich ausgegrenzt fühlen müssen, auf die Deutschland in vieler Hinsicht angewiesen ist! Ich kann ihm auch nicht abnehmen, wenn er gleich darauf hinzufügt, dass er die Frage der Integration „sehr ernst nehme“. Wenn er das täte, hätte er im gleichen Ton wie Bundespräsident Wulff weiterführen müssen: „Wir, die in Deutschland leben, egal welcher Herkunft, welcher Sprache und Religionszugehörigkeit, wir sind allesamt Bürger dieses Landes und als solche sind wir alle aufgefordert, miteinander für unser Gemeinwohl in jeder Hinsicht zu arbeiten. Dies erwarte ich von den Größen der Politik, dass sie die Gesellschaft immer wieder vereinen und nicht bei jeder Gelegenheit spalten.“

Integration ist ein wechselseitiger Prozess, keine Einbahnstraße

Trotz allem war und ist Deutschland meine zweite Heimat. Ich habe hier gelernt, was Sozialstaat heißt, was Zivilgesellschaft ist, die Freiheit, die jeder Bürger hier genießt und welche unglaublichen Möglichkeiten es für die gibt, die etwas lernen wollen, und aus welchem reichhaltigen Kulturangebot jeder in diesem Land Freude und geistige Bereicherung schöpfen kann.

Vorbemerkung des Herausgebers: 4
Assimiliert, integriert, diskriminiert?
Minderheiten in Deutschland 2011

Kurt E. Becker: 8
Eigenes und Fremdes.
Menschenrechte im Spannungsfeld
von Mehrheit und Minderheit

Kurt E. Becker: 16
„Jud Süß“. Drei Fragen an Dieter Wedel

Joshua Sobol: 18
Suess as the personification of a minority

inhalt

Sozialwissenschaftliche, historische und heilpädagogische Aspekte

Ursula Feist/Hans-Jürgen Hoffmann: 22
Einstellungen gegenüber Minderheiten
in Deutschland. Ergebnisse einer
telefonischen Repräsentativerhebung

Aribert Heyder: 56
Antisemitismus aus empirisch-
wissenschaftlicher Perspektive
Eine Bestandsaufnahme der letzten Jahre

Romani Rose: 78
Sinti und Roma als Bürger dieses Staates.
Eine Minderheit zwischen politischer Aner-
kennung und alltäglicher Diskriminierung

Richard Steel: 98
Es ist normal, eine Minderheit zu sein.
Behinderung, Gesellschaft und Gemeinschaft

Volker Gallé: 120
Minderheiten in Worms
Geschichte und politisch-kulturelle Strategie

inhalt

Fremdes und Eigenes: Wormser Lebenswirklichkeiten

Ömer Bozkaya: 132

Gemeinsam Werte finden

Lea Faal: 140

Arabisches und Deutsches als Symbiose

Antonymus: 148

Integriert in Deutschland?

Hakan Yural: 154

Erfolgreich auf dem schmalen Grat

Fremdes und Eigenes: Persönliche Lebensentwürfe

Özgül Gökce: 164

Assimiliert, integriert, diskriminiert?

Gauri Blomeyer: 178

Mein deutsches Abenteuer
Eine Indianer in Berlin

Suzanne Granfar: 194

„Fremde“ in Deutschland:
Zwischen Hamburg und Haiti

Sousan Krüger: 210

Ich bleibe eine Perserin

Ayuk Ako: 214

Eine Afrikanerin in Deutschland

Autorenhinweise 220

inhalt

Ich bleibe eine Perserin

Die Welt bereisen! Paris, London, Rom, New York. Das war bei uns jungen Persern *in* – dort flog man hin, lebte, studierte und lernte die jeweiligen Landessprachen. Dies war nur einer von meinen vielen Träumen.

Aber letzten Endes kommt immer alles anders, als man es sich vorgenommen hatte. Ich kannte natürlich Heidelberg seiner berühmten Medizinischen Universität und Frankfurt seines nicht weniger berühmten Flughafens wegen. Mit Berlin verband ich einen Cousin zweiten Grades, der dort in den 60er Jahren sein Studium aufgenommen und später eine Deutsche geheiratet hatte. Aber sonst kam dieses Land für mich nicht in Frage. Wer spricht denn schon Deutsch, es war nicht gerade das, was man eine Weltsprache nannte, was sollte mir das also bringen? Doch ich kam dann doch nach Deutschland, nachdem ich meinen späteren Mann kennengelernt und geheiratet hatte, wenngleich ich keinerlei Deutschkenntnisse vorweisen konnte. Obwohl viele meiner anderen Freunde und Bekannten, die Goetheinstitute in Anspruch nahmen, ging ich davon aus, dass Familie, Freunde und Kollegen meines Mannes der englischen Sprache mächtig wären – wozu also Deutsch lernen?

Es war im Mai 1976. Wenn ich mich zurückerinnere, war mein erster Eindruck, dass irgendwie alles penibel sauber gefegt, ja, fast steril, wirkte. Die Sonne schien – aber es war kalt. Nicht weniger kalt die vielen Schilder, die den Menschen ein- und beschränkten. Wie das kleine grüne Schild auf der Wiese, das einem ins Auge stach und auf welchem ein Hund und ein Ball spielendes Kind durchgestrichen waren.

Die Blicke meiner Umwelt auf mich waren skeptisch, die Menschen wirkten distanziert, ganz besonders die Überdreißigjährigen. Ich hatte sofort das Gefühl, dass ich hier nicht willkommen war. Sie sprachen hinter meinem Rücken von mir als der unscheinbaren Ausländerin. Verloren! Ich wuchs in einer Großstadt auf. Was machte ich hier, in dieser gottverlassenen Kleinstadt, ohne Freunde und ohne Familie. Die Freunde meines Mannes waren nicht meine Freunde. Sie waren gebildet und mehrsprachig, dennoch fanden sich keine Gemeinsamkeiten, was wohl auch dem Altersunterschied zuzuschreiben war. Wenngleich dies auch einschüchternd auf mich wirkte, war ich doch von Natur aus ein aufgeschlossener und offener Mensch.

Bloß nicht depressiv werden! Im Nachhinein betrachtet mögen diese schriftlich formulierten Gedanken auf dem Papier wohl amüsant zu lesen sein, für mich war es bittere Realität. Doch ließ ich mich davon nicht ängstigen. Jeden Tag lernte ich meine neue Umgebung Stück für Stück näher kennen. An einem Tag ging ich die Straße zu meiner Linken entlang, besah die Geschäfte mit ihren Auslagen, an denen ich vorbeiging, und am Ende der Straße angekommen machte ich kehrt und lief den Weg zurück. Am darauffolgenden Tag wieder-

holte sich das Spiel, nur dass ich dann die Straße zu meiner Rechten erkundete. Da wir in einer Kleinstadt lebten, war es nicht schwer, bald alle Wege und Straßen auszukundschaften.

Und ich begann relativ früh, mit den Menschen in meiner Umgebung in Kontakt zu treten. In dem Hochhaus, in dem wir wohnten, lernte ich eines Tages im Fahrstuhl – an sich der unwahrscheinlichste Ort, jemanden kennenzulernen, ist es doch ein allgemeiner Konsens, gerade in Aufzügen nicht zu sprechen, geschweige denn die Mitfahrenden anzuschauen – eine junge Frau kennen. Sie schaute mich lächelnd an, stellte sich vor und schlug auch sogleich vor, sich zu einer Tasse Tee oder Kaffee am nächsten Nachmittag zu treffen. Das Angebot der gebürtigen Spanierin, die auch mit einem Deutschen verheiratet war, nahm ich freudig an. Von diesem Tag an unternahmen wir immer etwas gemeinsam.

Dennoch gestaltete sich der Anfang recht schwierig, sodass ich mich mit Händen und Füßen artikulieren musste, was in einigen Fällen auch lustig war, wenn ich an den Supermarkt und den freundlichen Verkäufer zurückdenke, der mir das Wort *Reißverschluss* beibrachte. Doch da ich beim Erlernen der deutschen Sprache nicht permanent auf Supermarktverkäufer zurückgreifen wollte und nach professioneller Unterstützung Ausschau hielt, meldete mich mein Mann Mitte Mai selben Jahres in der Berlitzschool in Mannheim an. Diese Sprachschule besuchte ich dreimal in der Woche für jeweils drei Stunden. Ohne zu übertreiben – das war eine Herausforderung, nicht nur vom sprachlichen Aspekt besehen. Denn auch wenn es viel einfacher gewesen wäre, mit dem Zug direkt nach Mannheim zu fahren, bevorzugte ich – aus Angst den Zug zu verwechseln oder zu verpassen – den Bus. In Ludwigshafen angekommen, machte ich mich dann zu Fuß auf den Weg nach Mannheim, auch wenn ich Ewigkeiten laufen musste, aber das nahm ich gerne in Kauf – besser als versehentlich irgendwo in der Weltgeschichte mit dem Zug rumzufahren. Meine erste Busfahrt in Deutschland ist mir bis heute unvergesslich geblieben. Mein Mann gab mir einen Zettel mit, auf dem geschrieben stand: „Bitte lassen Sie die Dame am Berliner Platz aussteigen.“ Als ich einstieg und meinen Zettel vorzeigte, wurde ich ganz lieb vom Busfahrer begrüßt und nahm dann auch gleich vorne Platz. Er bemühte sich wirklich, um mit mir ins Gespräch zu kommen und redete ununterbrochen, auch wenn ich damals kaum etwas von dem, was er mir mitzuteilen versuchte, verstand, dafür aber immer zustimmend nickte und lächelte. Ich weiß noch, dass er mich fragte, wo ich herkäme und warum ich in dieses Land gekommen war. Seine Fragen konnte ich nur unzureichend beantworten, aber als ein Güterzug an uns vorbeiratterte, zeigte sich ein interessanter Blickwinkel der Deutschen auf die persische Welt, denn der Busfahrer zeigte auf den Zug und rief: „Öl, Öl! Schah von Persien! Reich, sehr reich!“

In der Schule wurden keine anderen Sprachen, Englisch eingeschlossen, geduldet. Gesprochen wurde ausschließlich Deutsch: „Das ist der Tisch. Was ist das? Das ist der Tisch.“ Also genau nach der Methode, mit der ich das Wort „Reißverschluss“ gelernt hatte. Es waren schwere Tage. Und was für einen Quatsch ich nachplappern musste, ohne überhaupt zu ver-

stehen, was es bedeutete, zumal das Erlernete nur bedingt im Alltag eingesetzt werden konnte, insbesondere vor dem Hintergrund, dass sich die eigenwillige pfälzische Grammatik nur ansatzweise mit der deutschen Hochsprache in Einklang bringen ließ. Ein Beispiel gefällig? „Ich habe die Absicht, nach Leipzig zu fahren. Ich beabsichtige, nach Leipzig zu fahren.“ Ich fragte mich dabei immer nur, warum sollte ich nach Leipzig fahren wollen, ich kenne da doch niemanden!

Am Ende des Jahres stand uns ein eineinhalbjähriger Aufenthalt in Dänemark bevor, eine meiner bis dato schönsten Zeiten. Nach meiner Rückkehr war der Kontakt zu meiner spanischen Freundin, die zwischenzeitlich umgezogen war, abgebrochen, aber dafür gewann ich eine neue, bis heute anhaltende Freundschaft.

Meine Sprachkenntnisse hatten sich im Laufe der Zeit immer weiter verbessert. Mein Sprachwortschatz wuchs beständig, aber vor unliebsamen Begebenheiten war ich dennoch nicht gefeit. Eines Tages wollte ich ein Buch, das Druckfehler aufwies, in die Buchhandlung zurückbringen. Die Verkäuferin jedoch war nicht bereit, das Buch zurückzunehmen und fertigte mich schnippisch mit den Worten ab, „dass es mein Pech wäre“. Völlig perplex nahm ich das Buch wieder an mich und ging nach Hause. Als mein Mann zurückkehrte, erzählte ich ihm von dem Vorfall, woraufhin er mit mir direkt zu der Buchhandlung fuhr und denen seine Meinung über die Behandlung von ausländischen Kunden mitteilte, um dann demonstrativ das Geschäft zu verlassen. Entsetzt rannte der beschämte Buchhändler hinter uns her und entschuldigte sich, auch im Namen seiner Mitarbeiter, bei uns.

Das Problem, die Sprachbarriere zu überwinden, ist nicht leicht. Einerseits wird verlangt, Deutsch zu sprechen. Andererseits, wenn man sich schließlich traut, das Gelernte anzuwenden, also den Mund aufzumachen und die fremden Wörter von der Zunge zu lassen, reagieren viele Deutsche unverblümt und geben zu verstehen, einen nicht zu verstehen! Oftmals hatte ich den Eindruck, dass die meisten Deutschen schlichtweg überfordert waren, sich mit Ausländern auseinanderzusetzen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mir ein Mann auf eine Frage hin in übertriebener Lautstärke – noch dazu mich duzend – zu antworten versuchte. Ich wies ihn sogleich zurecht und sagte völlig gefasst: „Guter Mann, ich bin Ausländerin, aber sicher nicht taub und außerdem habe ich Ihnen noch längst nicht das Du angeboten.“ Er schaute mich daraufhin völlig baff an und murmelte eine Entschuldigung.

Viele Jahre später, als ich im Klinikum lag, polterte am frühen Morgen eine sogenannte typisch deutsche Krankenschwester in mein Zimmer. Als sie meiner ansichtig wurde, ließ sie sich gnädiger Weise zu einem: „Ah, Ausländer, du sprechen deutsch?“ herab. Ich unterließ es, auf diese Frage zu reagieren.

Doch es kamen auch schlimmere Zeiten, vor allem als die Neonazis wieder aufmarschierten und das Wort Ausländer zu einem Schimpfwort und Synonym für Krimineller und Dieb wurde. Ich hatte so eine Angst, dass ich meine Hände immer sichtbar vor mir hielt, damit nicht jemand auf die Idee kam, dass ich etwas geklaut und in der Tasche versteckt hielt.

Eines verstehe ich bis heute immer noch nicht: es gibt so viele Deutsche, die ins Ausland reisen und wenn sie zurückkommen von der Gastfreundschaft schwärmen, doch warum gilt dies nicht auch für Deutschland? Sicherlich habe ich nicht so schlimme Erfahrungen gemacht wie meine Freundinnen, die nur auf sich gestellt waren und sich in Studium und Beruf durchschlagen mussten. Ich hatte aber zum Glück meinen Mann an meiner Seite, der immer bereit war, mich zu beschützen.

Seitdem sind fast 35 Jahre vergangen. Längst wohnen wir nicht mehr in diesem Hochhaus, sondern in einem schmucken kleinen Dorf, mit vielen netten Nachbarn. Hier habe ich einige gute Freunde und Freundinnen und einen großen Bekanntenkreis. Durch meine vielfältigen Aktivitäten bekleide ich eine Reihe von Ehrenämtern und die Redewendung „bekannt wie ein bunter Hund“ trifft gut auf mich zu. Dennoch gerate ich immer wieder an Menschen, die einen überraschen, die auf den ersten Blick gebildet und weltoffen wirken, aber ein kulturelles Armutzeugnis bieten, wenn sie einem anvertrauen, dass es ihnen „nichts ausmacht, mit einer Ausländerin zu verkehren.“ Tatsächlich gibt es nur wenige, die mich so akzeptieren, wie ich und was ich bin. Meine Staatsangehörigkeit ist deutsch, aber ich bin und bleibe eine Perserin.

Als Afrikanerin in Deutschland

Ich war noch nicht lange in Deutschland, als ich das erste Mal angespuckt wurde. Der Mann, der im Bus einige Plätze hinter meiner Freundin Anna und mir saß, musste uns schon eine ganze Weile lang zugehört haben. Zuerst bemerkten wir ihn nicht. Es war ein nebliger Morgen im März und wir fuhren vom Studentenwohnheim zur Universität. Ich kannte Anna seit meiner Schulzeit in Kamerun und war froh, dass ich nach ein paar Monaten allein jetzt jemanden in Oldenburg hatte, mit dem ich in meiner Heimatsprache reden konnte. Doch plötzlich herrschte uns dieser Mann im Bus rüde an: „Was sprecht ihr da bloß für eine Scheiß-Sprache?“

Er sagte noch mehr, aber ich verstand ihn nicht. Als ich mich zu ihm umdrehte, war ich erschrocken von seinem wutverzerrten Gesicht. Und bevor ich reagieren konnte, spuckte er in unsere Richtung. Anna und ich waren beide wie erstarrt. Es waren noch andere Männer und Frauen im Bus, doch niemand sagte etwas. Auch dann nicht, als der Mann weiter-schimpfte. Ich weiß nicht, was er als Nächstes getan hätte. Doch dann stand eine Frau im vorderen Teil des Busses auf und kam zu uns nach hinten. Sie sprach uns auf Englisch an. „Kommt, setzt euch hinter den Fahrer“, sagte sie. „Lasst euch von diesem Mann nicht den Tag verderben.“ Die anderen Leute guckten weg.

Anna und ich haben an dem Tag kaum über das gesprochen, was im Bus passierte. Auch später nicht. Es ist nicht so, dass uns das Thema nicht beschäftigt. Ich glaube, es gibt keinen Afrikaner, der dem Rassismus in Deutschland nicht begegnet. Aber nach meiner Erfahrung ist dieser Rassismus nichts, worüber wir gern sprechen. Wir alle haben unsere Erlebnisse, unsere Schreckminuten, aber die allermeiste Zeit behalten wir sie für uns. Die Busfahrt in Oldenburg ist jetzt fast zehn Jahre her. Anna lebt heute in Bonn, ich in Düsseldorf. Wir haben beide unser Studium abgeschlossen, wir haben beide eine Arbeit gefunden. Wir sprechen oft miteinander, aber fast nie über das, was wir als Schwarze hier erleben. Und das liegt nicht daran, dass es besser geworden wäre. Dabei hatte ich das anfangs noch gehofft.

Als ich 2001 nach Deutschland kam, dachte ich, es gebe einen rationalen Grund für die Ablehnung der Fremden hier. Schließlich war mir durchaus bewusst, dass ich zu Beginn mehr von Deutschland hatte, als Deutschland von mir. Ich war Anfang zwanzig und hatte mein Studium in Kamerun nach zwei Semestern abgebrochen. Meine Noten waren gut, aber der tägliche Wahnsinn an der Universität und die fehlende Perspektive ließen mir keine Ruhe.

Niemand, der die Zustände in Kamerun kennt, würde sich jemals über die Studienbedingungen in Deutschland beschweren. Hunderte von Studenten drängen sich in den riesigen Hörsälen, in den Bibliotheken gibt es kaum Bücher. Es gibt nur sehr wenig Kontakt zum Professor. Und wer das Studium abschließt, steigt in eine Wirtschaft ein, in der 30 Prozent

Arbeitslosigkeit herrschen. Ich kam nach Deutschland, um eine bessere Ausbildung zu finden und eine höhere Chance auf einen Arbeitsplatz. Anfangs konnte ich kaum Deutsch und suchte deshalb gezielt einen Studiengang, der auf Englisch gehalten wurde. Ich nutzte die Möglichkeiten, die mir das deutsche System bot. Ein bisschen konnte ich die Anfeindungen in Deutschland deshalb fast verstehen.

Ich stöberte mit einer Freundin, Genevieve, durch einen Billigkleiderladen in Bonn. Ich war inzwischen hierher gezogen, wir studierten beide Biologie und verbrachten viel Zeit miteinander. Ich sah mir gerade eine Bluse an, als ich plötzlich eine laute Frauenstimme hörte. Seit meinem Erlebnis im Bus hatte ich viel Deutsch gelernt, deshalb verstand ich diesmal mehr.

„Was wollt ihr hier? Wir müssen hier arbeiten und Steuern zahlen und ihr nistet euch einfach hier ein. Geht wieder nach Hause!“

Die Frau, die auf Genevieve einredete, war ungefähr 60 Jahre alt. Ich kann im Nachhinein nicht beurteilen, warum sie ausgerechnet in diesem Moment so wütend war. Sicher hat Genevieve ihr keine Kleider weggeschnappt. Aber ihre Wut auf Menschen, die anders aussahen als sie, brauchte keinen Grund. Es reichte völlig, uns zu sehen.

Genevieve verstand nicht und rief mich zu ihr. „Was sagt die Frau, was will sie denn von mir?“, fragte sie. Ich schüttelte nur den Kopf und zog sie in eine andere Ecke des Ladens. Dabei sah ich an einem Regal einen sehr jungen, schwarzen Mann stehen. Er arbeitete offensichtlich hier und hatte den Zwischenfall beobachtet. Nun schien er unschlüssig, ob er eingreifen sollte.

Doch der Ärger verflog genauso schnell, wie er aufgetaucht war. Die Frau ging schimpfend auf den Ausgang zu. Wir warteten noch eine Weile und verließen den Laden dann auch.

Wenn ich eines gelernt habe in Deutschland, dann dass der Rassismus kein Alter kennt. Die Frau, die damals meine Freundin anpöbelte, war vielleicht drei Mal so alt wie ich. Aber ich habe auch Verwandte in Deutschland, die von kleinen Jungen beleidigt wurden, die noch keine zwölf Jahre alt gewesen sein können. Es ist nicht so, dass ich mich ständig beobachtet fühle. Aber wenn ich in eine Umgebung gelange, die mir zuvor unbekannt war, komme ich mir auch nie wirklich unbeschwert vor. Ich habe ich mich daran gewöhnt.

Man kann sich an vieles gewöhnen. Ich bin nicht mehr überrascht, wenn ich von Afrikanern höre, die von einem alten Mann mit seinem Gehstock bedroht wurden. Oder dass ein schwarzer Student ohne jeden Anlass von zwei Weißen verprügelt wurde. Ich bin erschrocken, ja. Aber nicht überrascht.

Wenn ich darüber nachdenke, finde ich diese Gewöhnung trauriger als die Verwirrung, die ich anfangs empfand. Jeder Mensch sollte das Recht haben, sich in seiner Umgebung wohlfühlen. Uns wird etwas genommen, wenn wir jederzeit davon ausgehen müssen, dass nur unser Dasein andere so stört, dass sie uns beschimpfen. Andererseits: Ich denke kaum

darüber nach. Solche psychologischen Betrachtungen sind für mich Luxusprobleme. Viel schlimmer ist, wenn ich wegen meiner Hautfarbe wirklich Angst kriege.

Ich war auf dem Rückweg von Freunden in Mainz. Es war Winter. Die Luft vor dem Bahnhof war klirrend kalt, die Uhren zeigten kurz nach 22:00 Uhr. Ich hatte einen schönen Abend gehabt. Wir hörten Musik aus Kamerun und tauschten Geschichten von zu Hause aus. Doch als ich in den Bahnhof kam, erwartete mich erst einmal ein großer Schreck.

„Hey, eine Schwarze!“

Die Worte rissen mich aus meinen Gedanken. Um zu meinem Gleis zu gelangen, musste ich an sechs oder acht jungen Männern vorbei. Sie saßen direkt im Bahnhofoeingang, hatten Bierflaschen in der Hand, und schienen trotz der Kälte nicht zu frieren. Einer stand auf, als ich vorbeikam. Ich beschleunigte meine Schritte, blickte mich aber nicht um. Ich ging so schnell wie möglich zu meinem Gleis und wäre fast verzweifelt, als ich die Anzeigetafel sah: 20 Minuten Wartezeit.

Ich weiß bis heute nicht, was die jungen Männer vorhatten – oder ob sie etwas vorhatten. Auf dem Gleis konnte ich sie nicht mehr sehen, aber noch hören. Der Bahnhof war fast völlig verlassen. Vielleicht ist es für andere schwer nachvollziehbar, warum ich solche Angst hatte. Warum mein Herz plötzlich schneller schlug, und warum ich mein Handy aus meiner Handtasche holte. Vieles schoss mir durch den Kopf. Wie lang braucht die Polizei in Deutschland, wenn man sie so spät abends anruft? Würde sie überhaupt kommen? Wer überwacht die Kameras, die auf dem Bahnhof aufgestellt sind? Und wie läuft man auf einem Gleis weg, wenn es nur einen Ausgang gibt?

Mir ist damals nichts passiert. Die jungen Männer kamen nicht näher, der Zug war einigermaßen pünktlich und ich wollte nur noch in mein warmes Studentenzimmer. Doch eines nahm ich mir damals vor: Geh niemals wieder nachts in eine Gegend, in der du dich nicht auskennst. Leider habe ich Ähnliches aber auch quasi direkt vor meiner Haustür erlebt.

Ich habe fünf Jahre lang in Bonn gelebt. Die Stadt ist mit nichts vergleichbar, was ich aus meiner Heimat Kamerun kenne. Meine ersten Tage habe ich nur gestaunt. Bonn kam mir vor wie frisch gebürstet. Alles war so ordentlich, alles so bis ins kleinste Detail geplant. Jede noch so abgelegene Bushaltestelle hatte eine Anzeigetafel mit einem Plan, in wie vielen Minuten der nächste Zug kommen würde. Das fand ich anfangs das Größte. Wir haben auch in Kamerun Busse, aber die ausgeschriebenen Abfahrzeiten sind eher grobe Mutmaßungen als verlässliche Auskünfte. Mal fährt der Bus ungefähr zur angegebenen Zeit, mal eine Stunde später. Mal wird er mitten auf der Straße von einem Polizisten angehalten, der sein Gehalt aufbessern will und die Reisenden solange kontrolliert, bis ihm jemand ein paar Scheine zusteckt. Verglichen damit kam ich mir in Bonn vor wie im Paradies.

Und doch hatte ich auch in Bonn, dieser sauberen, aufgeräumten Stadt, immer mal wieder Begegnungen ganz anderer Art.

Ich kam nach einem langen, warmen Sommertag zurück von meiner Arbeit. Die Uni hatte Pause. Um mein nächstes Semester zu finanzieren, arbeitete ich in einer Nahrungsmittelfabrik. Dort wurden Erdbeeren und Pflaumen auf Kuchen gelegt. Fast alle meiner Kollegen kamen nicht aus Deutschland. Ich hörte sogar, wie meine Chefin sagte, sie würde keine Deutschen einstellen, weil die nur meckerten und langsam arbeiteten, obwohl im Akkord bezahlt wurde.

Ich habe nicht viele Deutsche gesehen, aber die, die ich sah, waren tatsächlich ziemlich gemächlich. Ich konnte aber auch verstehen, dass sie schnell wieder gehen wollten. Die Chefin, eine Rumänin, war sehr unhöflich und sprang mit den Mitarbeiter extrem grob um. Aber ich brauchte das Geld und wer schnell war, verdiente auch nicht schlecht.

Nach acht Stunden jedenfalls war ich froh, wieder nach Hause zu kommen. Die Luft war warm, die Leute um mich herum gut gelaunt und ich freute mich die Party am Abend. Ich stieg am Bonner Hauptbahnhof aus, ging die langen Gänge in Richtung Bus. Kurz vor dem Ausgang war eine Stelle, an der ich nie gern entlangkam. Es schien ein Treffpunkt für Alkoholiker zu sein. Männer, die immer Bier- oder Weinflaschen in den Händen hielten, ganz gleich zu welcher Tageszeit. Sie lallten oft Worte, die ich nicht verstand. Ich ging schnell weiter zum Bus. Doch ich musste noch einmal dort vorbeikommen.

Ein paar Stunden später war ich zurück. Ich wollte zur U-Bahn und hatte vorher noch Geld aus dem Bankautomaten gezogen. Es war ein gutes Gefühl, mal eine Null mehr auf dem Kontoauszug zu sehen als zum Semesterende, wo ich wirklich knapsen musste. Solange ich in der Fabrik arbeitete, sparte ich so viel wie möglich. Ich brauchte ein Polster für die Uni-Zeit, und meine Familie erwartete von mir, dass ich ab und zu auch mal etwas nach Kamerun überwies. Meine Eltern und meine Geschwister wussten zwar, wie teuer das Leben in Deutschland war, doch Familie in Kamerun bedeutet auch Onkel, Tanten, Cousins und viele mehr. Wenn einer von uns nach Deutschland geht, denken die anderen oft, man lebe in einem Schlaraffenland, aus dem man problemlos Geld an die Familie abzweigen könne. Manchmal ist es schwer, die Wirklichkeit zu erklären. Doch an jenem Abend hatte ich ein viel drängenderes Problem.

„Hi, Nigger!“

Der Mann, der mich so rief, saß auf dem Boden und lehnte an einem Pfeiler im Bahnhof. Ich konnte sein Alter schlecht schätzen. Er hatte einen Bart, sein Gesicht war schmutzig. Vielleicht war er 40 Jahre alt. Seine Kleider waren abgewetzt, seine Schuhe hatten Löcher.

Der Bahnhof war fast leer, es war schon 23:00 Uhr. Ich hatte Angst, aber nicht so viel Angst wie damals in Mainz. Ich wusste, dass an der U-Bahn-Haltestelle zwei Freunde auf mich warteten. Außerdem traute ich mir zu, schneller zu laufen als dieser Betrunkene, der dazu noch auf dem Boden saß.

Und doch zitterte ich. Vielleicht mehr aus Wut als aus Angst. Ich hatte einen harten Tag hinter mir. Ich arbeitete, zahlte meine Abgaben, ich hatte genauso viel Anspruch auf einen schönen Abend wie jeder andere in der Stadt. Warum musste ich mich von jemandem beleidigen lassen, der offensichtlich weniger für den Staat tat als ich?

Heute weiß ich, dass ich einem Irrtum aufgesessen bin. Ich lag von Anfang an falsch. Als ich 2001 nach Deutschland kam, dachte ich, die Deutschen wären sauer, weil ich als Ausländerin das deutsche Studiensystem ausnutzte. Später erwartete ich Respekt, weil ich genauso meine Arbeit machte und meine Steuern zahlte wie sie. Inzwischen scheint mir klar, dass all dies gar keine Rolle spielt.

Wer mich beschimpft, weiß ja gar nichts über mich. Ob ich viel verdiene oder wenig, ob ich in Deutschland lebe oder nur jemanden besuche. Ich kenne Schwarze, die hier geboren sind und trotzdem dieselben Probleme haben wie ich. Mein Bruder erzählte mir sogar einmal von einer Busfahrt, bei der eine Mutter und ihr Kind belästigt wurden. Die Frau war weiß, der Junge braun. Ein Mann sagte: „Ausländer raus!“ Und die Frau antwortete: „Ich bin deutsch, und mein Sohn ist es auch.“ Aber der Mann sagte: „Ich sehe doch, dass das ein Ausländer ist!“

Manchmal höre ich die Frage, ob es denn wirklich so schlimm ist mit der Ausländerfeindlichkeit. Ob man die paar Ausreißer, die es immer mal wieder gibt, nicht vernachlässigen könne. Ich finde den Gedanken ein bisschen seltsam. Man stelle sich vor, eine Tauchergruppe springt aus dem Boot in ein großes Meer. Und der Tauchlehrer sagt: „Also, es ist so: Es gibt hier zwar ein paar Haie und Giftquallen. Aber sonst ist alles völlig harmlos. Seien Sie also unbesorgt.“ Ob diese Auskunft die Gruppe wohl in aller Ruhe tauchen lässt?

Wenn ich von meinen Begegnungen mit Ausländerfeindlichkeit in Deutschland erzähle, dann will ich damit nicht sagen, dass alle Deutschen Rassisten sind. Das wäre völlig falsch. Die allermeisten Menschen, die ich in den letzten zehn Jahren getroffen habe, sind tolerant und offen für Fremde. Vielleicht sogar toleranter als in anderen Ländern. Ausländerfeindlichkeit ist ja kein deutsches Problem.

Ich habe jahrelang in einem Studentenwohnheim gelebt. Dort waren vielleicht hundert Nationalitäten unter einem Dach versammelt. Und immer wieder gab es Streit. Chinesen legten sich mit Koreanern an, Griechen schimpften über Türken, und manche Araber hielten alle Schwarzen für unterentwickelt. Den größten Streit gab es immer in der Küche, wo alle kochen mussten, und viele sich gegenseitig vorwarfen, sie würden mit ihrem Gestank das

ganze Wohnheim verpesteten. Ich muss auch zugeben, dass einige meiner Landsleute Moslems grundsätzlich als verdächtig ansehen.

In der Diskussion um Rassismus in Deutschland gehen solche Details meist unter. Ich kenne die Umfragen, die regelmäßig die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland messen. Dabei frage ich mich, wie dort gemessen wird und wen die Leute eigentlich befragen. Meine rumänische Chefin in der Fabrik, die alle Deutschen für faul hielt, hat auch Afrikaner als Affen bezeichnet. Ich habe gesehen, wie Deutsche Türken beschimpften und Türken Deutsche. Und beide schauten auf Schwarze herunter.

Das Leben als Afrikanerin in Deutschland ist nicht einfach und manchmal traurig. Aber es ist auch ein schönes Leben. 2006 habe ich hier meinen Mann kennengelernt. Er ist Deutscher, ich liebe ihn sehr, und 2008 wurde unser wunderbarer Sohn geboren. Ich fühle mich sehr wohl in Deutschland. Ich mag die Ordnung und die Verlässlichkeit. Es gibt so vieles hier, das alle mit Recht für selbstverständlich halten, aber in vielen anderen Ländern einfach nicht selbstverständlich ist. Immer fließendes Wasser zu haben, zum Beispiel. Oder ständigen Strom.

Ich habe in Deutschland nie Zweifel gehabt, dass ich im Krankheitsfall für mich oder meinen Sohn sofort die Hilfe bekomme, die wir brauchen. Aber als meine Schwester in Kamerun schwanger war, gab es im weiten Umkreis monatelang keinen Gynäkologen. Bei manchen Notfällen in Dörfern müssen die Verwandten des Kranken selbst herausfinden, wo ein geeigneter Arzt wohnt und ihn von dort abholen und ins Krankenhaus fahren. Es gibt einen Witz in Kamerun: Ein Mann ruft bei der Polizei an und sagt: „Kommen Sie schnell, in meinem Haus sind Einbrecher.“ Der Polizist antwortet: „Okay. Sobald Sie uns Benzin bringen, kommen wir sofort vorbei.“

Ich kann nicht behaupten, dass das deutsche Sozialsystem mich die Ausländerfeindlichkeit in diesem Land vergessen lässt. Aber ich würde immer betonen, dass unangenehme Erlebnisse das Werk von Einzelnen sind und nicht eine systematische Verschwörung der ganzen Bevölkerung. Dabei kommt die Ablehnung oft von überraschender Seite.

Mein Bruder lebte eine Weile in Magdeburg und ging regelmäßig zur Kirche. Dabei muss man wissen, dass ein Gottesdienst in Kamerun viel lebhafter ist als einer in Deutschland. Eine Gruppe von Afrikanern schlug vor, an einem Sonntag einmal zu singen und brachte auch Instrumente mit. Außerdem trugen sie zur Musik ihre traditionellen afrikanischen Gewänder. Nach dem Gottesdienst sagten viele Kirchengänger meinem Bruder, wie schön sie die Musik fanden und wie hübsch die Kleidung der Afrikaner war. Der deutsche Pfarrer aber sagte: „So etwas wird sich hier nicht wiederholen. Das war ja wie im Zoo.“

Autorenhinweise

Anonymus

1987 in Worms geboren, türkische Abstammung.

Ayuk Ako

Geboren 1979, ist Medizinphysikerin aus Kamerun. Sie lebt seit 2001 in Deutschland.

Ömer Bozkaya

Jahrgang 1990, in Worms geboren, aufgewachsen mit sechs Geschwistern, nach dem Schulabschluss seit 2010 Studium an der FH Worms im Studiengang Steuerwesen.

Gauri Blomeyer

Gauri Blomeyer lebt seit 1970 in Deutschland. Sie ist gebürtige Inderin aus Bengalen und wurde 1980 Deutsche. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie im Sri Aurobindo Ashram in Pondicherry (früheres französisches Comptoir), 150 km südlich von Madras (heute Chennai). Hier wuchs sie mehrsprachig auf und lebte in einer multinationalen Gemeinschaft. Gauri Blomeyer ist mit einem deutschen Juristen verheiratet und hat drei Kinder. Aufgrund ihrer liberalen, offenen Erziehung und auch wegen längeren Auslandsaufenthalten fühlt sie sich in Asien wie in Europa gleichermaßen zu Hause. Sie lebte und arbeitete in Berlin und Südostasien in internationalen Firmen wie AMK int. Messegesellschaft, Stanford Berlin Study Center, Jones Lang LaSalle. 2001 machte sie sich selbständig und arbeitet seither im Bereich des interkulturellen Coaching.

Lea Faal

geb. Gelen, geboren 1975 in Coburg, wohnhaft in Worms, verheiratet, drei Töchter (9/5/3 Jahre). Abitur am Gymnasium Ernestinum. Ausbildung zur Bankkauffrau in den Vereinigten Coburger Sparkassen. Bankbetriebswirtin seit 01/2001. Elternzeit bis 07/2009, Wiedereinstieg in das Berufsleben 08/2009 an der Sparkasse Worms-Alzey-Ried. Schriftführerin im Kirchenrat der syrisch-orthodoxen Kirche „Mor Philoxinos von Mabug“ in Worms. Mitwirkend am Interkulturellen Runden Tisch Worms.

Ursula Feist

Studium der Psychologie in Göttingen, Wien mit Diplomabschluß in Bonn. Zunächst bei infas Bonn tätig in Politik-, Parteien- und Wahlforschung, später Leitung von infas MediaMetric in Hamburg. Ab 1996 Mitarbeiterin bei PSEPHOS. Lehrauftrag von 1989 bis 1993 an der Universität Hamburg zu Methoden der empirischen Sozialforschung sowie zu Ursache und Entwicklung des Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik Deutschland. Lehrauftrag von 2004 bis 2010 an der Fachhochschule Mittweida zur Geschichte der Medienforschung sowie zur Medienwirkung. Publikationen in Fachzeitschriften und Readern, zu Wahlen und Medieneinfluss auf Wahlverhalten, zu Nichtwählern und Rechtsradikalismus. Zuletzt 2010 in der Zeitschrift für Parlamentswahlen, (ZParl) 2010, Heft 4, Wahlanalyse der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen zusammen mit Hans-Jürgen Hoffmann

Volker Gallé

M.A., Kulturkoordinator der Stadt Worms, Schriftsteller und Liedermacher, Vorsitzender des Fördervereins Projekt Osthofen in der KZ-Gedenkstätte und der Nibelungenliedgesellschaft, Sprecher des AK Rheinessen-Kultur

Özgür Gökce

Geb. am 01.10.1975. Sohn türkischer Gastarbeiter. Ein sogenannter „Deutscher mit Migrationshintergrund“. Seine Eltern kamen 1970 im Zuge der Gastarbeiter-Anwerbung aus Adana (Süden der Türkei) ins Ruhrgebiet und später zog es die Familie in das Sauerland. Er hat zwei Brüder und eine Schwester. Mit seiner Ehefrau, der Rechtsanwältin Derya Karadavut-Gökce, hat er eine dreijährige Tochter, Mina Gökce. Nach dem Abitur studierte er an der Ruhr-Universität in Bochum Wirtschaft und Pädagogik. Seit 2005 ist er Führungskraft bei der Euro-Schulen-Organisation (bundesweit tätiger Bildungsträger) und leitet in seiner Funktion als Schulleiter die Einrichtungen im Märkischem Kreis

Suzanne Maryam Granfar

Persische Hamburgerin, die lange Jahre im Ausland verbracht hat. Sie ist als Baha'i in einer judeo-christlichen Kultur aufgewachsen und entstammt einer seltenen Allianz zweier ursprünglich jüdischer und muslimischer Familien im Iran. Seit 2007 Privileg des Blicks auf das „andere Gesicht“ der Welt, via UNO Friedensmissionen in Timor, Darfur und nun Haiti. Vormalig Gastdozentin am King's College London im Masters of International Peace and Security und Völkerrecht, Master der International Affairs an der Columbia University, und Studium der Medizin in Freiburg.

Aribert Heyder

Dr. rer. soc., geb. 1968; Akademischer Rat, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg, 35032 Marburg, heyder@staff.uni-marburg.de Dr. A. Heyder studierte Soziologie (Methoden der empirischen Sozialforschung, Sozialpsychologie, Allgemeine Psychologie und Pädagogische Psychologie) an der Universität Mannheim und war nach seiner Tätigkeit als Wissenschaftliche Hilfskraft beim Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) in Mannheim (Wiss. Leiter: Prof. Dr. Peter Schmidt) in zwei Forschungsprojekten tätig. Stellv. Projektleiter im Rahmen eines deutsch-israelischen Kooperationsprojektes (Projektleitung: Prof. Dr. Peter Schmidt, Universität Gießen; Prof. Dr. Moshe Semyonov, Universität Tel Aviv) am Institut für Politikwissenschaft, Universität Gießen und als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen des Forschungsprojektes „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ (Projektleiter: Prof. Dr. Wilhelm Heitmeyer) am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG), Universität Bielefeld. Zur Zeit ist er Akademischer Rat an der Universität Marburg und gibt u.a. Veranstaltungen zu den Themen Methoden der empirischen Sozialforschung, Antisemitismus, Rechtsextremismus sowie soziale Vorurteile.

Hans-Jürgen Hoffmann

Jahrgang 1953, studierte Philosophie, Politikwissenschaft, Soziologie und Kommunikationsforschung an der Universität Bonn, M.A., seit 1996 geschäftsführender Gesellschafter Psephos Institut für Markt-, Politik- und Sozialforschung GmbH Berlin und Hamburg.

Sousan Krüger

Jahrgang 1954, geboren in Rascht (Persien), heiratete 1976 einen promovierten Chemiker, der im Auftrag eines namhaften am Rhein angesiedelten Konzern in Persien tätig war und mit dem sie im selben Jahr in dessen Heimatland zurückkehrte. 1985 bekam sie die deutsche Staatsangehörigkeit, seit 1980 wohnt sie mit ihrer Familie in Weisenheim am Berg.

Romani Rose

Geboren 1946 in Heidelberg, gehört zu den Mitbegründern der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma, die er wesentlich geprägt hat. Als Angehöriger einer deutschen Sinti-Familie, die in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern 13 Angehörige verloren hat – u. a. wurde sein Großvater in Auschwitz ermordet –, hat sich Romani Rose schon seit den 70er Jahren für die Minderheit politisch engagiert und sich insbesondere dafür eingesetzt, den Opfern moralische Anerkennung und materielle Entschädigung für das

erlittene Unrecht zukommen zulassen. Zu seinen wichtigsten politischen Erfolgen zählt die Anerkennung der deutschen Sinti und Roma als einer nationalen Minderheit gemäß dem „Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten“ des Europarats.

Seit 1982 ist Romani Rose Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, im Jahr 1991 übernahm er die Geschäftsführung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma – eine europaweit beispielhafte Einrichtung, die seit März 1997 die erste Dauerausstellung zum Holocaust an den Sinti und Roma beherbergt.

Mit Minderheitenvertretern aus USA, Mexiko, Argentinien, Japan, Indien, Sri Lanka, Frankreich und Holland ist Romani Rose Direktoriumsmitglied der 1988 in Tokio gegründeten Internationalen Bewegung gegen Diskriminierung und Rassismus (IMADR). Im Mai 2006 wurde Romani Rose von der polnischen Regierung in den Internationalen Auschwitz-Rat berufen. Im Oktober 2008 zeichnete ihn Bundespräsident Horst Köhler mit dem Bundesverdienstkreuz aus.

Romani Rose ist Autor bzw. Herausgeber mehrerer Bücher, u. a. Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zum Rassismus in Deutschland (1987) und „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“. Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma (1999) sowie des in drei Sprachen erschienenen Katalogs der ständigen Ausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma im Staatlichen Museum Auschwitz (2003). Romani Rose verfasste zahlreiche Aufsätze, darunter auch Beiträge für Veröffentlichungen der OSZE und des UNO-Ausschusses gegen Rassismus. Außerdem ist er Co-Regisseur des Dokumentarfilms „Auf Wiedersehen im Himmel“, der 1994 im Ersten Deutschen Fernsehen (ARD) erstmals ausgestrahlt wurde.

Joshua Sobol

1939 geboren, lebte zunächst in einem Kibbuz und studierte dann an der Sorbonne in Paris, wo er in Philosophie promovierte. Sein erstes Stück „The Days to Come“ wurde 1971 am Stadttheater in Haifa uraufgeführt, wo Sobol später von 1984 bis 1988 auch künstlerischer Leiter war. Sobols internationale Karriere begann 1983 mit „Weiningers Nacht“ („The Soul of a Jew“) über den österreichischen Philosophen und Selbstmörder Otto Weininger am Theater Haifa, das zur Eröffnung des Edinburgh Festivals eingeladen und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde.

Peter Zadek brachte das Stück 1986 ans Hamburger Schauspielhaus, wo Paulus Manker die Titelrolle spielte. Manker inszenierte das Stück 1988 am Wiener Volkstheater mit sich selbst in der Hauptrolle und verfilmte die Produktion, die 1990 bei der Berlinale zu sehen war. Ein Welterfolg war 1984 „Ghetto“, das Peter Zadek an der Berliner Volksbühne herausbrachte. „Ghetto“ wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt und in über 25 Ländern aufgeführt. Das Stück wurde in Deutschland zum besten Stück und zur besten Aufführung des Jahres gewählt. Mit den Stücken „Adam“ (1989) und Underground (1991) bildet es das Ghetto-Tryptichon. Als es 1988 im Zuge der Uraufführung seines Stückes „Das Jerusalem Syndrom“ zu heftigen Auseinandersetzungen und Protesten in ganz Israel kam, trat Sobol von seinem Posten als künstlerischer Leiter des Theater Haifas zurück und widmete sich nur mehr dem Schreiben. Sobols Roman „Schweigen“ kam 2001 im Luchterhand Verlag heraus, sein zweiter Roman „Whisky's Fine“ erschien 2005. Joshua Sobol ist mit der Bühnen- und Kostümbildnerin Edna Sobol verheiratet, sein Sohn Yali ist einer der bekanntesten Rockstars Israels. Mit dem Wiener Schauspieler und Regisseur Paulus Manker arbeitet Sobol seit 1995 zusammen; sie realisierten eine Reihe von Projekten, die neue Räume und Formen theatralischen Erlebens schufen: 1995 adaptierten sie als «blutige Grotteske» gemeinsam mit Niklas Frank dessen Abrechnung mit der jämmerlichen Figur seines Vaters, Hans Frank, Hitlers Generalgouverneur in Polen, der 1946 in Nürnberg gehängt wurde. Im Spielort Theater an der Wien saß das Publikum auf der Drehbühne und wurde von Schauplatz zu Schauplatz gedreht, mit Hilfe der Hydraulik sogar in Keller und Unterbühne gefahren. Eine Grottenbahnfahrt des Grauens, mit historischen Filmeinspielungen, Projektionen und Dokumenten aus Franks Familienalbum.

1996 schufen sie „Alma – A Show Biz ans Ende“, eine interaktive theatralische Reise über das Leben von Alma Mahler-Werfel, der berühmtesten Künstlermuse des 20. Jahrhunderts, bei dem die verschiedenen Handlungsstränge simultan in den Räumen des Jugendstil-Sanatoriums Purkersdorf bei Wien stattfanden. Die mehr als 10-jährige Aufführungsgeschichte führte „Alma“ an die Städten ihres Lebens, Venedig (2002), Lissabon (2003) und Los Angeles (2004). Im Herbst 2005 feierte das Kultstück in Wien seine 250. Aufführung und kommt

2006 nach Berlin. 2000 produzierten Sobol und Manker im Wiener Revuetheater Ronacher ihr bisher aufwendigstes Projekt: „F@lco – A Cyber Show“, eine Multimediashow über den österreichischen Popstar Falco, dessen Leben mit Laser, 3D-Animationen und Wasserleinwand wiedererweckt und auf einer Bühne in @-Form im Stil eines Rockkonzertes präsentiert wurde. 2003 inszenierte Manker die Uraufführung von Sobols „iWitness“ am Cameri Theater Haifa, die Geschichte des Kriegsdienstverweigerers Franz Jägerstätter, als Parallele zu den israelischen „Refusniks“, jungen Soldaten, die sich weigern, in den besetzten Territorien Dienst zu tun, in Israel ein äußerst virulentes Thema, nota bene in Zeiten des Kriegs. Zurzeit inszeniert Joshua Sobol in Dornach/Basel „Liberia Me“.

Richard Steel

1952 in Oxford, England geboren, absolvierte 1973 – 75 das Camphill Seminar für Heilpädagogik in der Schulgemeinschaft Föhrenbühl am Bodensee, wo er anschließend mit Familie in einer Hausgemeinschaft mit Seelenpflegebedürftigen Kindern und Jugendlichen bis 2008 lebte und arbeitete. Unter anderem war er in der Werk-(Ober-)stufe und im Camphill Seminar unterrichtend tätig und inszenierte viele der Spiele Karl Königs für die Jahresfeste. Seit August 2008 ist er für den Nachlass Karl Königs mit verantwortlich und leitet das Büro des Karl König Archivs in Berlin. Neben der freien Tätigkeit als Vortragender und Publizist, ist er für die neue Karl König Werkausgabe zuständig. www.karl-koenig-archive.net

Hakan Vural

Jahrgang 1980, in Worms geboren, Eltern seit 1966 wohnhaft in Worms, Abitur 2000, zwischen 2000 und 2010 Studien an den Universitäten Mannheim und Mainz, seit 2010 Produzent und Moderator bei Samanyolu TV Europa, einem türkischen Fernsehsender in Offenbach am Main.

Der Herausgeber

Kurt E. Becker

Jahrgang 1950, Dr. phil., Publizist, Kommunikationsexperte, Medien-Coach und Personal Coach von Führungskräften der Wirtschaft, Herausgeber und Autor von mehr als vierzig Büchern zu Fragen der Zeit und des Menschen in ihr, in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts Leiter und Moderator der „Frankenthaler Gespräche“, die sich des Themas „Minderheiten“ in vielfältiger Form angenommen hatten, gleichzeitig Mit-Herausgeber einer Buchreihe „Frankenthaler Gespräche“, darin Titel wie „Weltmacht Islam“, „Menschenrechte“ oder „Juden in Deutschland“, Mitinitiator der Camphill-Lebensgemeinschaft „Königsmühle“ bei Neustadt an der Weinstraße, die sich der Arbeit mit geistig Behinderten (Seelenpflegebedürftigen) verschrieben hat, 2011 Gründungsvorstand eines Karl König-Instituts (www.karl-koenig-archive.net) u.a. zur Weiterführung der Forschungsarbeit des Camphill-Gründers und zusammen mit Richard Steel Herausgeber der Neuedition des Buchs von Karl König: „Über die menschliche Seele“, in Worms einer der Initiatoren der Alexandra Lang Initiative Schüler und Arbeitswelt (ALISA) – www.alexandra-lang-initiative.de - sowie Initiator und Moderator der „Wormser Ethik-Initiative“ – www.ethik-initiative.de.

